3 1761 03990 7969

GRUNDRISS
DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE
HERAUSGEGEBEN VON H. PAUL

DRITTE AUFLAGE

3

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE

VON

O. BEHAGHEL

PURCHASED FOR THE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

FROM THE

CANADA COUNCIL SPECIAL GRANT

FOR

LINGUISTICS

C. Karstin
Köln, 18.7.1946.

Ankündigung.

Von dem Grundriß der germanischen Philologie beginnt die dritte Auflage des **ersten** Bandes in diesem Jahre zu erscheinen und zwar mit dem Teile

„Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache".

Die anderen Teile werden in kurzen Abständen folgen.

Der Grundriß erhält eine andere äußere Gestalt. Es werden kleinere Einzelbände geschaffen, die einen, zwei oder drei, dem Stoffe nach zusammengehörige, Beiträge enthalten. Das Format der Bände wird kleiner, der Druck wird übersichtlicher und leichter lesbar.

Durch diese Neueinteilung werden die Sonderausgaben überflüssig, da jeder Band zu verhältnismäßig niedrigem Preise einzeln käuflich ist.

Herausgeber und Verlag hoffen gleichmäßig durch diese Neugestaltung die Verbreitung des Grundrisses zu fördern und dadurch die Stellung, die er bisher in der wissenschaftlichen Forschung eingenommen hat, zu bewahren und zu kräftigen.

München und Straßburg, im April 1911.

Der Herausgeber. Die Verlagsbuchhandlung.

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

K. von AMIRA, O. BEHAGHEL, D. BEHRENS, H. BLOCH, A. BRANDL, O. BREMER, E. EINENKEL, V. GUDMUNDSSON, H. JELLINGHAUS, KR. KALUND, FR. KAUFFMANN, F. KLUGE, R. von LILIENCRON, K. LUICK, J. A. LUNDELL, J. MEIER, E. MOGK, A. NOREEN, J. SCHIPPER, H. SCHÜCK, TH. SIEBS, E. SIEVERS, W. STREITBERG, B. SYMONS, F. VOGT, PH. WEGENER, FR. WILHELM, J. TE WINKEL, J. WOLF, J. WRIGHT

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL

ORD. PROFESSOR DER DEUTSCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

DRITTE VERBESSERTE UND VERMEHRTE AUFLAGE

STRASSBURG

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER

1911

GESCHICHTE

DER DEUTSCHEN SPRACHE

VON

OTTO BEHAGHEL

DRITTE VOLLSTÄNDIG UMGEARBEITETE AUFLAGE

MIT EINER KARTE

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1911

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

PF
3075
B44
1911

LIBRARY
JUN 6 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.

VORWORT.

Die neue Auflage ist beinahe ein neues Buch geworden. Und gern hätte ich noch dieses oder jenes Kapitel weiter hinzugefügt. Aber die Zeit, die mir für die neue Bearbeitung zu Gebote stand, hätte nicht ausgereicht, und es sollte ein gewisses Maß des Umfangs nicht überschritten werden.

Ich habe die Darstellung dadurch übersichtlicher gestaltet, daß ich eine größere Zahl von Überschriften eingeführt habe, daß kleinere Paragraphen gemacht und innerhalb der Paragraphen vielfach wieder mit besonderer Zählung versehene Abschnitte gebildet sind. Die literarischen Nachweise sind stark vermehrt und stehen jetzt häufig auch bei den einzelnen Ausführungen, während sie früher überwiegend nur am Schlusse von Abschnitten auftraten.

Bei der Durchsicht der Druckbogen hat mich W. Horn in liebenswürdiger Weise unterstützt, und ich verdanke ihm manchen wertvollen Hinweis.

Gießen, 21. Februar 1911.

O. Behaghel.

BERICHTIGUNGEN.

S. 74 ist zu den Schriften über Luther noch hinzuzufügen: Martin Luther, ausgewählt, bearbeitet und erläutert von Rich. Neubauer. Bd. II, Halle, 1908, S. 245—282. — S. 75, unten, trage nach: Emil Albrecht, *Zum Sprachgebrauch Goethes.* Pr. der Realschule zu Crimmitschau 1876/77. — Zu § 97 ist nach Zeile 5 nachzutragen: Bruno Eggert, *Untersuchungen über Sprachmelodie.* Zs. f. Psychologie XLIX, 218, ferner unter Bayrisch-Österreichisch: J. Bacher, *Die deutsche Sprachinsel Lusern*, S. 204. — S. 96, am Schluß von Nr. 6, setze Doppelpunkt vor «da geblieben». — S. 149 lies: d. Die Diphthonge. — S. 167, in der sechsten Zeile nach der Literaturübersicht, lies *-î* statt *-ê*. — S. 192 ist «Berf aus Biberaffa» zu streichen; der Name geht wohl auf *Bernaffa* zurück; demnach ist auch S. 195, Z. 1. v. o. «Berf» zu tilgen. — S. 310, § 385, erster Absatz, ist der letzte Satz zu streichen.

INHALT.

Seite

Vorwort V
Erklärung einiger Abkürzungen IX
I. *Einleitung* 1
II. *Der Name der deutschen Sprache* 2
III. *Die Grenzen des Deutschen gegenüber anderen Volksstämmen* . . 3
IV. *Die Anwendung des Deutschen im Innern des Sprachgebiets* . . . 30
V. *Die Gliederung der deutschen Sprache* 37
A. Die zeitlichen Abschnitte 37
B. Die Mundarten der deutschen Sprache 38
C. Schriftsprache und Mundart 59
VI. *Sprache und Schrift* 78
VII. *Das Zeitmaß der Rede* 87
VIII. *Die Betonung* 91
A. Der musikalische Akzent 91
B. Der dynamische Akzent 98
I. Allgemeines 98
II. Gemeinsames für Wort- und Satzakzent 99
III. Der Satzakzent 99
IV. Der Wortakzent 106
a) Die höchstbetonte Silbe 106
b) Die Nebenakzente 115
c) Die rhythmischen Formen 118
IX. *Die Laute* 119
A. Die Vokale 120
I. Die Vokale der hochbetonten Silben 120
a) Allgemeines 120
b) Die einfachen Vokale 122
1. Quantitative Veränderungen 122
α) Die kurzen Vokale 122
β) Die langen Vokale 125
γ) Die Diphthonge 126
2. Qualitative Veränderungen 127
α) Erscheinungen, die allen Vokalen gemeinsam sind . 127
Der Umlaut 127
Entrundung und Labialisierung 137
Nasalierung 138
β) Einzelne kurze Vokale 139
γ) Einzelne lange Vokale 141
δ) Die Diphthonge 149
II. Die Vokale der unbetonten Silben 159

Seite

B. Die Konsonanten 178
I. Allgemeines 178
a) Arten der Laute 178
b) Anlautswechsel 179
c) Auslautswechsel 179
d) Doppelkonsonanz 180
e) Assimilation 183
f) Dissimilation 187
g) Vokalisierung von Konsonanten 196
h) Umstellung und Einschaltung von Konsonanten 196
i) Verschiebung der Wortgrenze 198
II. Die einzelnen Laute 200
a) Die Sonorlaute 200
b) Geräuschlaute 211
X. *Die Flexion* 236
A. Das Verbum 236
I. Formenbestand 237
II. Unterschiede im Vokal der Stammsilbe 240
a) Ablaut 240
b) Brechung 246
c) Umlaut 248
d) Unterschiede im stammschließenden Konsonanten 251
e) Stammbildende Suffixe 255
f) Das Präfix des Partizipium Präteriti 271
g) Besondere Flexionsweisen 272
1. Reste der unthematischen Flexion 272
2. Verba mit teilweisem Übertritt in die Klasse der unthematischen Verba 279
B. Das Nomen 287
I. Formenbestand 287
II. Stammbildung 290
III. Unterschiede im Vokal der Stammsilbe 290
a) Ablaut und Brechungswechsel 290
b) Umlaut 292
IV. Konsonantenwechsel 295
V. Die Endungen des Substantivs 296
a) Die Endungen des Maskulins 301
b) Die Endungen des Neutrums 308
c) Die Endungen des Feminins 311
VI. Die Endungen des Adjektivs 320
C. Das Pronomen 327
Register 339

ERKLÄRUNG EINIGER ABKÜRZUNGEN.

AzfdA.	= Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literaturgeschichte.
ahd.	= althochdeutsch.
al. oder alem.	= alemannisch.
altd.	= altdeutsch.
and.	= altniederdeutsch.
bair.	= bairisch.
Diss.	= Dissertation.
DW.	= Deutsches Wörterbuch von Jak. und W. Grimm.
Germ.	= Germania, hrsg. v. F. Pfeiffer, K. Bartsch, O. Behaghel.
hd.	= hochdeutsch.
Hel.	= Heliand.
IgF. oder IgmF.	= Indogermanische Forschungen.
mhd.	= mittelhochdeutsch.
mnd.	= mittelniederdeutsch.
nd.	= niederdeutsch.
nhd.	= neuhochdeutsch.
nnd.	= neuniederdeutsch.
PBB.	= Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.
ZsfdA.	= Zeitschrift für deutsches Altertum.
ZsfdMaa.	= Zeitschrift für deutsche Mundarten.
ZsfdPh.	= Zeitschrift für deutsche Philologie.
ZsfdU.	= Zeitschrift für den deutschen Unterricht.
ZsfdWf.	= Zeitschrift für deutsche Wortforschung.
ZsfhdMaa.	= Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.

I. EINLEITUNG.

Die Geschichte der deutschen Sprache befaßt sich mit der Entwickelung der Sprache bei denjenigen Volksstämmen, die zusammen mit den Engländern und Friesen den westgermanischen Sprachstamm gebildet haben. Ein Teil dieser Stämme gibt frühzeitig die heimische Volksart auf und ist dann nicht mehr Gegenstand unserer Darstellung. Der nordwestliche Teil des deutsch gebliebenen Gebietes hat sich im Mittelniederländischen eine selbständige Sprachform geschaffen und scheidet mit deren Ausbildung gleichfalls aus dem Kreise unserer Betrachtung aus.

Die zuverlässig beglaubigte Geschichte unseres Sprachzweigs beginnt mit dem siebenten Jahrhundert; denn von da an besitzen wir Sprachquellen, von denen Zeit und Ort der Abfassung bekannt ist, wenn gleich sie zunächst nicht in zusammenhängenden Denkmälern, sondern nur in einzelnen Wörtern bestehen.

Allgemeine Literatur.

Ed. Simon, *the german language, in der Encyclopaedia Brittanica* X, 514. — Jacob Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache.* Leipzig 1848. 4. Ausg. 1880. — A. Schleicher, *Die deutsche Sprache.* Stuttgart 1860. 5. Aufl. 1888. — W. Scherer, *Zur Geschichte der deutschen Sprache.* Berlin 1868. 2. Aufl. 1878. — E. Förstemann, *Geschichte des deutschen Sprachstammes.* Nordhausen 1874—75. — H. Rückert, *Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.* Leipzig 1875. — O. Behaghel, *Die deutsche Sprache.* 5. Aufl. Wien und Leipzig 1911. — O. Weise, *Unsere deutsche Sprache, ihr Werden und ihr Wesen,* 7. Aufl. Leipzig 1909. — Jac. Grimm, *Deutsche Grammatik.* 4 Bde. Neuer vermehrter Abdruck. Berlin 1870—98. — F. Kaufmann, *Deutsche Grammatik.* 5. Aufl. Marburg 1909. — W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik.* Straßburg, Bd. I, 2. Aufl. 1897, Bd. II, 2. Aufl. 1899, Bd. III, 1. T. 1906, 2. T. 1909. — O. Brenner, *Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache.* München 1896.

A. Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter uud neuer Zeit.* Heilbronn 1888.

M. Heyne, *Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte.* 3. Aufl. Paderborn 1874. — Ad. Holtzmann, *Altdeutsche Grammatik.* Leipzig 1870 und 1871. — *Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte,* dargestellt von R. Bethge, O. Bremer, F. Dieter, F. Hartmann und W. Schlüter, herausg. von Ferd. Dieter. Leipzig 1900.

P. Piper, *Litteraturgeschichte und Grammatik des Althochdeutschen und Altsächsischen.* Paderborn 1880.

M. Braune, *Ahd. Grammatik.* 3. Aufl. Halle 1811. — J. Schatz, *Altbairische Grammatik.* Göttingen 1907. — J. Franck, *Altfränkische Grammatik.* Göttingen 1909.

K. Weinhold, *Mhd. Grammatik.* 2. Aufl. Paderborn 1883. — H. Paul, *Mhd. Grammatik.* 8. Aufl. Halle 1911. — K. Weinhold, *Kleine mhd. Grammatik.* 3. Aufl., bearb. von G. Ehrismann. Wien und Leipzig 1905. — V. Michels, *Mhd. Elementarbuch.* Heidelberg 1900.

J. Kehrein, *Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh.* Leipzig 1863 (mit großer Vorsicht zu gebrauchen). — Raphael Meyer, *Einführung in das ältere Nhd.* Leipzig 1894. — Virgil Moser, *Historisch-grammatische Einführung in die frühneuhochdeutschen Schriftdialekte.* Halle 1909.

F. Blatz, *Nhd. Grammatik.* 3. Aufl. 1895 und 1900. — George O. Curme, *a grammar of the german language.* New York 1905.

Geographisches Lexikon der Schweiz. Bd. V. Neuenburg 1907—8, S. 58: *Sprachen und Mundarten.* Von Alb. Bachmann und J. Gauchat. — F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart.* Straßburg 1890.

J. H. Gallée, *Altsächsische Grammatik.* 2. Aufl. Halle und Leiden 1910. — W. Schlüter, *Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache.* I. Göttingen 1892. — A. Lübben, *Mittelniederdeutsche Grammatik.* Leipzig 1882.

II. DER NAME DER DEUTSCHEN SPRACHE.

§ 1. Im Ausgang des 8. Jahrh. kommt in lateinischen Quellen das Wort *theotiscus* auf zur Bezeichnung der deutschen Sprache und zwar zunächst im Gegensatz zum Lateinischen. Der älteste Beleg des Wortes bezieht sich allerdings, mit einer sehr bemerkenswerten Erweiterung des Begriffs, auf die angelsächsische Sprache: In dem Bericht des Kardinalbischofs Georg von Ostia über die angelsächsische Synode des Jahres 786 heißt es: «*singula capitula perlecta sunt et tam latine quam theodisce*». Dann aber berichten die Jahrbücher von Lorsch zum Jahre 788, daß der Baiernherzog verurteilt worden sei wegen seiner Fahnenflucht, «*quod theodisca lingua harisliz dicitur*». 813 erscheint das Wort zum erstenmal im Gegensatz zum Französischen in der Bestimmung der Synode von Tours, daß jeder Bischof «*easdem homilias transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut Theotiscam*». Auch Otfrid wendet das Wort in seiner lateinischen Widmung an Liutbert

mehrfach an; im deutschen Text dagegen erscheint es bei ihm nicht; seine Stelle vertritt *frenkisg*. Es scheint, daß die Bezeichnung gelehrten Ursprungs ist. Sie ist Ableitung von *diot* Volk, bedeutet also ursprünglich *volkstümlich*. Im Mhd. erscheint häufig die Form *tiusch*, dessen Anlaut vielleicht durch das lat. *teutonicus* beeinflußt ist (s. aber auch § 229); *teutsch* dauert namentlich bei oberdeutschen Schriftstellern bis ins 18. Jahrh. fort; im 19. Jahrh. hat falsche Deutschtümelei es wieder zu beleben gesucht.

Vgl. J. Grimm, *Gramm.* I³, 12. — H. Hattemer, *Über Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes teutsch.* Schaffhausen 1847. — Mhd. Wb. I, 326, a. — K. Luick, *Zur Geschichte des Wortes deutsch.* AfdA. XV, 135; ebda. 248. — H. Fischer, *Theotiscus. Deutsch.* PBB. XVIII, 203. — A. Dove, *Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens.* Sitzungsberichte der Bayr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 1893, I, 201. — Ders., *Das älteste Zeugniz für den Namen deutsch.* Ebda. 1895, 223. — Fr. Vigener, *Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen vom 10. bis zum 13. Jahrh.* Heidelberg 1901, S. 29. — G. Goetz, *totto in theodisca lingua.* ZsfdWf. I, 247. — Zum Namen Deutschland vgl. R. Hildebrand, *Deutschland grammatisch, zur Geschichte seiner Form.* ZsfddU. V, 513.

III. DIE GRENZEN DES DEUTSCHEN GEGENÜBER ANDEREN VOLKSSTÄMMEN.

Vgl. im allgemeinen:

Deutsche Erde, herausg. von Paul Langhans. Jahrg. I—IX, 1902—10 (mit zahlreichen Karten).

A. Karten:

Rod. von Erckert, *Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen.* Auf zwölf Kartenblättern dargestellt. Berlin 1901. — K. Bernhardi, *Sprachkarte von Deutschland.* Kassel 1844; 2. Aufl. von W. Stricker 1849. — A. Andree und O. Peschel, *Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reiches.* Bielefeld 1878, Karte I. — H. Kiepert, *Übersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa.* Berlin 1887.

B. Darstellungen:

H. Nabert, *Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt.* Stuttgart 1893. — Otto Bremer, *Ethnographie der germanischen Stämme.* Grundriß² III, 735. — Rud. Much, *Deutsche Stammeskunde.* Leipzig 1900. — Bodo Knüll, *Historische Geographie Deutschlands im Mittelalter.* Breslau 1903. — Aug. Meitzen, *Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen.* Berlin 1895. — Ludwig Schmitt, *Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des sechsten Jahrh.* München und Berlin 1909. — Wilh. Wattenbach, *Die Germanisierung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches.* Historische Zeitschrift IX, 386.

§ 2. Die Nachbarn der Deutschen sind im Westen und Süden die Romanen, im Osten die Magyaren und Slaven, im Norden die Dänen und Friesen.

§ 3. Die Grenze, die die Deutschen von ihren Nachbarn im Westen und Süden scheidet, beginnt heute im Norden östlich von Gravelines, zieht sich vorbei an dem franz. St. Omer, Aire, Merville, über Warneton, Meehen (Menin), Ronse (Renaix), schneidet die Dender zwischen dem wallonischen Teil von Deux-Acres und Geerardsbergen (Grammont), geht südlich von Enghien und Hal vorbei, nördlich an Wavre, südlich an Tienen (Tirlemont) und Tongern, trifft auf die Maas in der Mitte zwischen Lüttich und Maestricht, unterhalb Visé, geht zwischen Limburg und Eupen hindurch, läßt Monjoie, Clerf östlich, Martelange westlich, Arlon östlich liegen, geht westlich an Diedenhofen vorbei, läßt Bolchen, Falkenberg, Mörchingen, Finstingen, Saarburg östlich, Schirmeck westlich, Weiler östlich liegen, geht zwischen Schnierlach und Kaysersberg hindurch, trifft westlich von Kolmar die Grenze des deutschen Reiches, folgt dieser bis Lützel, das noch deutsch ist, geht östlich zur Birs, die zwischen Soghière und Liesberg überschritten wird, von da entlang der Solothurner Kantonsgrenze und westlich vorbei am Bieler See, entlang dem Zielkanal, dem Nordostufer des Neufchateller Sees, der Broye, an den Murtener See, durch den See hindurch, dessen südöstliches Ufer zwischen Faoug und Greng getroffen wird, über Barberèche nach Freiburg, dessen Oberstadt französisch, während die Unterstadt deutsch ist, über die Berra nach dem deutschen Saanen, geht der Grenze nach erst zwischen den Kantonen Bern und Waadt, dann zwischen Bern und Wallis, trifft die Rhone an der Bezirksgrenze zwischen Leuk und Siders, geht am Matterhorn nördlich vorbei, umzieht Monte Rosa und St. Gotthard, begleitet die Nordgrenze Graubündens bis zur Höhe von Tamins, das deutsch bleibt — eine deutsche Insel, die nur durch einen ganz schwachen romanischen Meeresarm abgetrennt ist, bildet der Oberlauf des Hinterrheins, der Averser Rhein, der Walser Rhein, das Rabiusathal —, geht auf Schmitten, trifft den Inn bei Martinsbruck, zieht sich um den Ortler herum, von da nach Osten zur Etsch, an dieser hinunter bis Salurn, dann wieder nord-nord-östlich nach den (deutschen) Orten St. Peter und Onach, zuletzt nach Osten in der Richtung gegen Villach.

§ 4. Diese Grenze bedeutet mehrfach einen Rückgang des

Deutschen gegenüber dem Stand früherer Jahrhunderte. Im Norden reichte das deutsche Sprachgebiet im 17. Jahrh. noch über Boulogne hinaus: im Beginn des 18. Jahrhs. lag die Sprachgrenze vor den Toren von Calais; in Lille, Tournay, Douai, Cambrai, Valenciennes wurde noch im 18. Jahrh. von einem Teil der Bevölkerung flämisch gesprochen.

Die Küste in der Gegend von Boulogne wird im 5. und 6. Jahrh. als *litus Saxonicum* bezeichnet. Daß dort in der Tat eine nicht unansehnliche Siedelung bestanden hat, bezeugt eine Reihe von über 30 Ortsnamen dieser Gegend, die auf *-tun* ausgingen und an erster Stelle germanische Personennamen aufwiesen, und das Cap Blanc Nez gegenüber von Dover erscheint noch 1124 als *Hildernesse*.

Gregor von Tours erwähnt die *Saxones Baiocassini* (*«juxta ritum Brittanorum tonsos atque cultu vestimenti conpositos»*), deren Name unmittelbar auf die Gegend von Bayeux weist (hist. Franc. V, 26 und X, 9).

Vgl. K. Brämer, *Nationalität und Sprache im Königreich Belgien.* Stuttgart 1887. — G. Kurth, *La frontière linguistique en Belgique et dans le Nord de la France.* Brüssel 1896 und 1898. — De Loisne, *La Colonisation Saxonne dans le Boulonnais.* Mémoires de la société des Antiquaires de France, Bd. LXV, 1905. — K. Witte, *Deutsche Erde.* VI, 28.

§ 5. 1. Weiter südlich steht die Ausbildung der Grenze im Zusammenhang mit der Tatsache, daß Alemanen, Burgunder, Franken in romanisches Gebiet eingerückt sind, im südwestlichen Deutschland, in Gallien, in der Schweiz.

Es war dies altkeltisches Gebiet, das etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung in größerem oder geringerem Maße der Romanisierung unterlag. Wie stark auch im Dekumatland die Ansiedlung romanisierter Bevölkerung war, zeigt die weite Verbreitung der Weiler-Orte, die fast durchweg in die Zeit der römischen Besetzung zurückgehen.

2. Die Alemannen sind in das römische Dekumatland in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. eingebrochen und haben zunächst die Sitze in Baden und Würtemberg gewonnen. Erst im 5. Jahrh. überschreiten sie dauernd den Rhein, besetzen das Elsaß und die Schweiz, wie es scheint, erst um die Mitte des Jahrhunderts.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Vordringen der Alemannen erfolgt der Einzug der Burgunder in weiter südwestlich gelegene Gebiete; 443, nach den großen Niederlagen, die sie in ihren

früheren Sitzen in der Wormser Gegend erleiden, wird ihnen Sapaudia, ungefähr das spätere Savoyen, vom römischen Kaiser überwiesen, dergestalt, daß die ansässigen Romanen ihnen einen Teil ihres Besitzes überlassen müssen, die Burgunder also mitten unter den Romanen wohnen. Als foederati der Römer treten sie den Einfällen der Alemannen nachdrücklich entgegen.

Die Franken fassen etwa um 450 festen Fuß auf dem linken Rheinufer.

3. Die Überreste der burgundischen Sprache sind sehr gering und geben nur ein unvollkommenes Bild von der Beschaffenheit der Sprache. Sie kennt nicht die westgermanische Konsonantendehnung. Man hat jedoch kein Recht, die Sprache deshalb für ostgermanisch zu halten, so lange das Alter dieser westgermanischen Lauterscheinung nicht sicher festgestellt ist.[1])

Das burgundische Reich wird 534 von den Franken vernichtet; aber die Zeugnisse für das Fortleben der burgundischen Sprache reichen nicht über das 5. Jahrh. herab. Das würde eine längere Fortdauer des Burgundischen nicht unbedingt ausschließen; manche Gelehrte vertreten die Anschauung, daß in der Westschweiz, im Oberwallis und in dem westlich der Aar gelegenen Teil des Kantons Bern burgundische Bestandteile in Bevölkerung und Sprache vorhanden seien. Stichhaltige Beweise hat diese Ansicht bis jetzt nicht beigebracht. Vielmehr ist das Fehlen deutlicher burgundischer Spuren in den deutsch-schweizerischen Mundarten höchst wahrscheinlich eine Folge des Umstandes, daß die Burgunden frühzeitig romanisiert wurden; die spätere deutsch-französische Sprachgrenze in der Westschweiz dürfte ungefähr der alten alemannisch-burgundischen Scheide entsprechen.

Vgl. K. Binding, *Das burgundisch-romanische Königreich.* Leipzig 1868. Darin: W. Wackernagel, *Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden,* auch in dessen Kl. Schr. Bd. III. — Alb. Jahn, *Geschichte der Burgundionen.* Halle 1874. — L. Tobler, *Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung.* Jahrbuch für schweizerische Geschichte. Bd. XII, 183. — R. Kögel, *Die Stellung des Burgundischen innerhalb der german. Sprachen.* ZfdA. XXXVII, 223. — G. Hempl, *The Linguistic and Ethnografic Status of the Burgundiens.* Transactions of the American Philological Association XXXIX, 105.

4. Auch von den in romanisches Gebiet eingerückten Franken ist ein Teil, die Westfranken, romanisiert worden. Wie lange

[1]) Noch weniger ist beweisend, was man sonst beigebracht hat. Z. B. burg. *morgin* hat sein Seitenstück in langob. *morgingab.*

im westfränkischen Reich das Deutsche im Munde des Volkes gesprochen worden, ist nicht zu erkennen. Die Acta Sanctorum berichten zum 9. Februar (II, 355, 39), daß im Jahre 698 beim Leichenbegängnis des Bischofs Ansbert von Rouen die Begleiter ihren Schmerz geäußert hätten «*dissonis diversarum linguarum choris*» (vgl. Paul Roth, Geschichte des Beneficialwesens, S. 99). In den bekannten Straßburger Eiden vom Jahre 842 bedienen sich Ludwig der Deutsche, der zu den Westfranken spricht, und die Westfranken selber der französischen Sprache.

Von der hochdeutschen Lautverschiebung scheint das Westfränkische unberührt geblieben zu sein. Allerdings sind Eigennamen mit germanischem *t* in den Quellen überhaupt äußerst selten; die wenigen Belege, die vorkommen, zeigen inlautendes *c* (*Gauciobert, Gaucemare, Charecaucius*); sie genügen nicht, um eine sichere Entscheidung über die Behandlung des *t* zu ermöglichen.

Vgl. Ed. Jacobs, *Die Stellung der Landessprachen im Reiche der Karolinger.* Forschungen zur deutschen Geschichte, III, 363. — W. Waltemath, *Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache.* Paderborn und Münster 1885. — E. Mackel, *Die germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache.* Französiche Studien, VI, 1.

§ 6. 1. In den Gebieten, in denen das Deutsche siegreich geblieben ist, ist die Gewinnung für das Deutschtum nicht plötzlich und nicht überall zu gleicher Zeit geschehen. Vielmehr haben Deutsche und Romanen mehrfach noch längere Zeit neben und durcheinander gewohnt.

Dafür zeugt in Baden eine lange Reihe von Orten, die mit *Wahlen-, Wallen-* u. dgl. beginnen: es ist dies das alte *Walah-* = Welsch- (*Waldulm* = *Walchulm*); vgl. J. Miedel, Alemannia 22, 303.[1]) Auch im Elsaß begegnet derartiges: *Walchenberg* im Kreis Pfirt, *Walheim*, Kr. Altkirch (1236 *Walhen*), *Wahlenheim*, Kr. Hagenau (724 *Walchom*), *Walk*, Kr. Niederbronn (774 *Walohom*), *Walchenberg*, Kr. Bolchen, *Walen*, ausgegangener Ort, Kr. Forbach.

Der Ortsname *Gurtweil* im südlichen Baden enthält die beiden lateinischen Wörter *curtis* und *villa* (vgl. den in Frankreich mehr-

[1]) Diese Orte liegen überwiegend im Gebirge. Miedel meint, die romanische Bevölkerung habe sich vor den eindringenden Germanen in diese unzugänglichen Gebiete zurückgezogen. Es gibt aber keinerlei Anhalt für diese Auffassung. Vielmehr haben die Neuankömmlinge sich zunächst in der Ebene festgesetzt und sind dann erst in die entlegeneren Gebiete eingerückt.

fach auftretenden Ortsnamen *Courville*); der Ort und seine Umgebung muß also bis nach der zweiten Lautverschiebung romanisch sprechende Bevölkerung gehabt haben; sonst hätte das *t* von *curtis* zu *z* verschoben werden müssen.

2. In Elsaß-Lothringen hat sich eine feste Grenze zwischen deutsch und französisch etwa im 10. Jahrh. ausgebildet. Aber bis in diese Zeit hinein hatten sich innerhalb des deutschen Gebietes noch beträchtliche Reste der kelto-romanischen Bevölkerung gehalten, namentlich im Gebiete der unteren Mosel, auf Eifel und Hundsrück, sowie in der Ortenau. Im elsässischen Münstertal haben Reste der romanischen Bevölkerung sogar bis ins 13. Jahrh. gedauert.

Diese Grenze des 10. Jahrh. fällt im großen und ganzen mit der heutigen zusammen. Metz ist niemals deutsch gewesen. Wenn im elsässischen Lebertal Franzosen sitzen, so sind diese nicht später eingewandert, sondern ein alter Rest von ursprünglich kelto-romanischer Bevölkerung, der sich im Gebirge gehalten hat.

In der Zeit vom Beginn des 13. Jahrh. bis etwa zur Mitte des 16. Jahrh. hat ein allgemeines, aber doch nicht sehr weitgehendes Vorwärtsschieben deutscher Bevölkerungsteile stattgefunden; von da an macht sich eine französische Gegenbewegung geltend; mit dem Kriege von 1871 ist der Rückgang des Deutschen zum Stillstand gekommen.

3. In der westlichen Schweiz findet sich eine Reihe von *Wahlen-(Walchen)* Orten an der Aarlinie (*Waliswil* bei Solothurn, *Wahlendorf* bei Aarberg, *Wohlen*(?), *Wallenbach*, *Wallenried*, *Wahlern* bei Schwarzenburg), vgl. Meisterhaus, älteste Geschichte des Kantons Solothurn, Solothurn 1890, S. 131. Man wird daher annehmen müssen, daß hier an der Aare das Vordringen des Deutschen einmal Halt gemacht hat. Murten war noch 1273 romanisch; das ganze Stück zwischen Bärfischen, Güminen, Murten, Faoug ist erst seit dem Ausgang des 13. Jahrh. deutsch geworden. Freiburg war schon 1273 sprachlich gemischt.

4. Im Schweizer Jura ist das Französische namentlich seit der französischen Revolution im Vordringen gewesen; in unseren Tagen beginnt das Deutsche sein Gebiet wieder auszudehnen.

Im Berner Oberland liegen von alten *Walen*-Stätten die *Wallegg* bei Gsteig im Saanental, *Wallalp* und *Wallried* im Simmental, *Waalenalp* im Gadmental, im Kanton Zug *Walchwil.*[1])

[1]) Über romanische Flurnamen in der Gegend von Gurnigel, Kanton Bern, vgl. Anz. f. schweizer. Geschichte X, 145.

5. Im Oberwallis, das bis dahin durchaus eine romanisierte Bevölkerung aufwies, erfolgte etwa im 9. Jahrh. die deutsche Besiedelung, die wohl vom Haslital im Berner Oberland ausging. Sie reichte ursprünglich bis nach Leuk und war dann bis Siders vorgedrungen, und seit dem 15. Jahrh. war Sitten eine deutsche Sprachinsel geworden. Seit der französischen Revolution ist Sitten wieder der Verwelschung anheimgefallen, und auch Siders ist neuerdings französisch geworden, so daß jetzt die Sprachgrenze mit der Bezirksgrenze zwischen Siders und Leuk zusammengeht.

Vgl. zu § 2—6:

F. Kluge, *Grundriß der romanischen Philol.* I, 383; M. Gröber, ebda. 419; H. Suchier, ebda. 563. — D. Behrens, *Bibliographie des Patois Gallo-Romans*[2]. Berlin 1893, S. 194. — H. Witte, *Studien zur Geschichte der deutsch-romanischen Sprachgrenze.* Deutsche Geschichtsblätter I, 145. — Joh. Zemmrich, *Die deutsch-romanische Sprachgrenze.* Deutsche Erde IV (1905), S. 47. — Ernst Fabricius, *Die Besitznahme Badens durch die Römer.* Heidelberg 1905 (Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission N. F. 8). — G. Lachenmaier, *Die Okkupation des Limesgebietes.* Württemb. Vierteljahrshefte, 1906, 187. — O. Behaghel, *Die deutschen Weiler-Orte.* Wörter und Sachen II, 42.

L., *Die deutsch-französische Sprachgrenze.* Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1891, Nr. 240. — H. Witte, *Das Deutschtum Elsaß-Lothringens nach der Volkszählung von 1905.* Deutsche Erde VIII, 46. 76.

C. This, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen.* Straßburg 1889. — H. Witte, *Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen.* Straßburger Diss. 1890 (= Jahrb. d. Gesellschaft f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde 1890, S. 231). — ders., *Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung. Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes.* Straßburg 1891. — ders., *Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhs.* Stuttgart 1894. — ders., *Das deutsche Sprachgebiet Lothringens im Mittelalter.* Allgemeine Zeitung 1894, Beil. No. 243. — *Die Sprachgrenze in Lothringen.* Grenzboten 1891, 3, 354. — J. Meier, *Die deutsche Sprachgrenze in Lothringen im 15. Jahrh.* PBB. XVIII, 401. — Ad. Schiber, *Die fränkischen und allemanischen Siedelungen in Gallien, bes. in Elsaß-Lothringen.* Straßburg 1894. — Dazu G. Wolfram, *Jahrb. f. lothring. Geschichte,* V (1893), 2, 234. — A. Schiber, *Die Ortsnamen des Metzer Landes,* ebda. IX (1897), 46. — ders., *Germanische Siedelungen in Lothringen und England,* ebda. XII (1900), 148. — ders., *Die Entwicklung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen.* Korrespondenzbl. der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXXII (1901), 78. — O. Döring, *Beiträge zur ältesten Geschichte des Bistums Metz.* Innsbruck 1886, 103.

C. This, *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsaß.* Straßburg 1889. — Jul. Petersen, *Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen.* München 1902 (Der Kampf um das Deutschtum, H. 5). — H. Witte,

Romanische Bevölkerungsrückstände in deutschen Vogesentälern. Deutsche Erde VI (1907), 8.

A. Schulte, *Über Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau.* Zs. f. die Geschichte des Oberrheins, 43, 300.

Joh. Dierauer, *Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.* I. Gotha 1887, S. 16. — W. Oechsli, *Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft.* Zürich 1891, S. 3. — K. Dändliker, *Geschichte der Schweiz.* Zürich 1893, S. 85. — A. Wäber, *Die Sprachgrenzen in den Alpen.* Jahrb. des Schweizer Alpenklub 1878/79, S. 493.

L. Neumann, *Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen* (Vorträge von Frommel und Pfaff, Bd. 13), Heidelberg 1887. — J. Zimmerli, *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Schweizerischen Jura.* Göttinger Diss. 1891. — ders., *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz.* II. und III. Teil. Basel und Genf 1895 und 1899. — J. Zemmrich, *Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der französischen Schweiz.* Stuttgart 1894. — Ludw. Tobler, *Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerischen Dialektforschung.* In seinen kleinen Schriften zur Volks- und Sprachkunde. Frauenfeld 1897, S. 199. — (J.) Hunziker, *Schweiz.* Mit einer Sprachenkarte. München 1898 (Der Kampf um das Deutschtum, H. 10). — H. Morf, *Deutsche und Romanen in der Schweiz.* Zürich 1900. — E. Blocher, *Der Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz.* Preuß. Jahrb. 1900, 95. — E. Tappolet, *Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz.* Zürich 1901.

H. Blattner, *Über die Mundarten des Kantons Aargau.* Brugg 1890, S. 12. — W. Streitberg, *Zur Geschichte des Deutschtums in der Westschweiz.* Beil. zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 71 und 72. — Alb. Büchi, *Die historische Sprachgrenze im Kanton Freiburg.* Freiburger Geschichtsbl. III, 33 (1896). — ders., *Die deutsche Sprache in der Westschweiz. I. Die Sprachgrenze im Kanton Freiburg. II. Die Sprachgrenze im Wallis.* Schweizerische Rundschau III (1903), 115. — Jean Stadelmann, *Études de toponymie romande.* Freiburg i. d. Schweiz 1902. — Jakob Zimmerli, *Deutsche und Romanen im Schweizer Mittellande.* Deutsche Erde III, 130 (1904).

Ed. Blocher, *Aus dem Sprachleben des Wallis.* Alem. N. F. V, 83. — ders., *Der gegenwärtige Stand des Deutschtums im Wallis.* Deutsche Erde III, 75.

R. Hoppeler, *Zur Herkunft der Urserner; zur Geschichte des Urserntales.* Arch. f. schweiz. Gesch. X (1906—09), 149 und 227. — G. Meyer von Knonau, *Die Lötscher im Berner Oberland.* Anz. f. schweiz. Geschichte VI (1890—93), 370; *Zu der Frage der Einwanderung der Lötscher im Berner Oberland,* ebda. 445.

§ 7. Auch in der Ostschweiz deuten eine Anzahl von *Walen*-Orten auf eine ältere Grenze zwischen deutsch und romanisch: *Walensee, Walenberg, Walenguflen, Walenkamm, Walenstadt* (vgl. Ferd. Keller, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft für Zürich XII, 337), *Walchen* bei Grabs, St. Gallen, *Aleschwanden* (aus *Waleswanton*) im Thurgau. Romanische Ortsnamen erstrecken sich

ins Glarner Land hinein und finden sich in St. Gallen, wie im Rheintal bis fast an den Bodensee namentlich auf den Höhen; die Gegenden von Elm, vom Kerenzer Berg südlich vom Walensee fordern noch jetzt durch den eigentümlichen Typus der Bewohner die Aufmerksamkeit der Ethnologen heraus. In der Gegend von Rankweil hat die romanische Bevölkerung bis ins 9. Jahrh. Bestand gehabt, vgl. die Zeugenlisten im St. Gallischen Urkundenbuch I, 71, 156, 164 u. ö.

§ 8. Graubünden ist zum Teil von Norden, vom Rheintal her von Deutschen besiedelt worden, zum Teil vom Oberwallis aus, von wo aus die «Walser» in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. und um die Wende des 14. Jahrh. herüberkamen; auch die Deutschen im Gebiet von Avers sind Walser. In der neuesten Zeit ist die deutsche Sprache im südlichen Bünden im Vordringen; das zeigt sich sowohl im Vorrücken der Grenzen als in der Zunahme der Deutschen in den gemischt-sprachigen Gebieten. Es ist hier zum Teil, wie auch am Gardasee, der starke Fremdenverkehr, der die Zunahme des Deutschtums fördert; vgl. R. Pfaundler, Fremdenverkehr und Verkehrswege in ihrer Wirkung auf die Sprachgrenze. Deutsche Erde VII, 53.

Vgl. W. Götzinger, *Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen.* St. Gallen 1891. — Th. Schlatter, *St. Gallische romanische Ortsnamen und Verwandtes.* St. Gallen 1903. — J. L. Brandstetter, *Die Rigi und der Pilatus, zwei Grenzsteine zwischen Helvetien und Rätien.* Geschichtsfreund 63, 91. — Julius Studer, *Walliser und Walser. Eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen.* Zürich 1886. — A. Sartorius von Waltershausen, *Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz.* Stuttgart 1900 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde XII, 5). — E. Branger, *Rechtsgeschichte der freien Walser in der Ostschweiz.* Bern 1905. — Rob. Hoppeler, *Untersuchungen zur Walserfrage.* Jahrb. f. Schweiz. Gesch. XXXIII (1908), S. 1. — J. B. Büchel, *Einiges zur Walliserfrage.* Jahrb. des historischen Vereins für das Fürstentum Lichtenstein IX, 101. — A. Schulze, *Zur Walserfrage.* Anz. f. schweizerische Geschichte, X (1906—9), 338.

§ 9. Auch die Südabhänge der Alpen zeigen noch einzelne alemannische Siedelungen, zumeist als Sprachinseln in romanisches Sprachgebiet eingesprengt. Sie finden sich insbesondere im Gebiet des Monte Rosa, südl. davon im Tal von Gressoney, im oberen Sesiatal — hier insbesondere Alagna, Rica, südöstlich im oberen Anzatal Macugnaga. Auch das Val Challand, südl. vom Breithorn, ist früher deutsch gewesen. Südl. vom mittleren Anzatal das deutsche Rimella; östl. davon, nordwestl. von Pallanza, Orna-

vasso, in dem noch 1771 deutsch gepredigt wurde und die deutsche Sprache erst vor kurzem erloschen ist. Deutsch ist weiter das Val Formazza, der obere Teil des Tosatals, mit dem Hauptort Pommat, endlich Bosco (deutsch Gurin), zwischen dem Formazzatal und dem oberen Maggiatal, das letztere im Kanton Tessin gelegen, während die übrigen zu Piemont gehören.

Alle diese Siedelungen sind im 13. Jahrh. vom Oberwallis ausgegangen.

Die Literatur s. S. 15.

§ 10. Im Würtembergischen und im nordwestlichen Bayern finden sich ebenfalls alte *Walen*-Orte: *Wallenreute* (1262 *Walhruti*) und *Waldsee* (9. Jahrh. *Walahse*) im Landger. Ravensberg, *Waldstetten* (793 *Walahsteti*) bei Balingen, *Wahlenheim* (alt *Walenweiler*), Oberamt Gaildorf, Jagstkreis, *Walheim*, bei Heilbronn, *Waldstetten* (1276 *Walhsteten*) im Oberamt Gmünd, Jagstkreis, *Wallstadt* (1184 *Walhestadt*) südl. von Aschaffenburg, und schließlich *Walchenfeld*, Bezirksamt Könighofen in Unterfranken[1]), recht bemerkenswert, doch kaum auffallender als *Wahlen* bei Kirtorf in der Marburger Gegend.

Im Allgäu muß romanische Bevölkerung bis in die Zeit nach der zweiten Lautverschiebung bestanden haben. Denn das im Allgäuer Bergnamen zahlreich vertretene *Gund-* geht auf lat. *cumbeta* zurück und würde in deutschem Munde sein *t* zu *z* verschoben haben (vgl. Wörter und Sachen II, 61).

In Bregenz ist noch zu Anfang des 7. Jahrh. alemannisch und lateinisch nebeneinander gesprochen worden (s. G. Strakosch-Grassmann, Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn I, 459).

Vgl. Fr. L. Baumann, *Geschichte des Allgäus.* I, 63. — ders., *Die alemannische Niederlassung in Raetia Secunda, in dessen Forschungen zur Schwäbischen Geschichte.* Kempten 1899, S. 473.

§ 11. 1. Das eigentliche Bayern ist etwa um 500 von den Deutschen besetzt worden. Romanen haben sich aber am Gebirge länger gehalten. Bei Buchloe liegt *Waal* und *Waalhaupten*, östl. von Partenkirchen liegt Wallgau, nördlich von diesem der Walchensee; im Landger. Starnberg *Walchstadt*, im Landger. Wolfratshausen *Walchstadt;* der nördliche Abfluß des Achensees ist die Walchen; am Tegernsee liegt der Wallberg (oder hat

[1]) Für Bayern fehlen, ebenso wie für die Schweiz und Österreich, historische Namenbücher. Was ich also hier gebe, gebe ich mit allem Vorbehalt.

der von dem Felsenwall auf seinem Gipfel den Namen?), an der Rotwand die Wallenburger Alp, zwischen Kufstein und Kössen der Walchsee, östlich von Kössen der Walonberg, bei Traunstein *Traunwalchen* und *Walchenberg*, *Katzwalchen* bei Palling, ein *Walchen* bei Petting, eines bei Laufen, nnw. von Salzburg; *Wals* westl. von Salzburg, der *Walcherbach* bei Ferleiten, *Walchen* südwestl. von Zell am See.

Viel weiter nördlich, vereinzelt, südöstl. von Ingolstadt, liegt *Walchzell*, ein *Walchberg* in der Nähe von Linz (altes *Walahowis*, s. Th. von Grienberger, Mitt. d. Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde 26, 68). Vgl. Riezler, Sitzungsber. der Bayr. Akademie der Wissenschaften, 1909, 2, 43.

In der Gegend von Partenkirchen, dem alten Partanum, muß sich wegen des festgehaltenen p das Romanische bis nach der Lautverschiebung gehalten haben.

Im Salzburgischen erscheinen im 8. Jahrh. noch zahlreiche von Romanen bebaute Höfe. Und vereinzelt begegnen Wälsche in Regensburg noch im 9., um Ebersberg im 11., in der Salzburger Gegend noch im 12. und 13. Jahrh. Bei Innsbruck ist noch im 13. Jahrh. romanisch gesprochen worden (Jung, Römer und Romanen, S. 232). Hintners Versuch, die Stubaier Ortsnamen als deutsch zu erweisen, ist verfehlt.

§ 12. Eine Reihe von deutschen Sprachinseln ist eingesprengt in dem romanischen Gebiete von Tirol und dem angrenzenden italienischen Lande.

1. Nur eine von diesen Siedelungen liegt westlich der Etsch, die deutschen Gemeinden im nördlichen Nonsberg (westlich der Mendel): Frauenwald, St. Felix, Proveis, Laurein; vor unlanger Zeit war das Deutschtum auch in Tret noch lebendig. Die Ansiedler sind sehr wahrscheinlich aus dem nördlich davon gelegenen Ultental gekommen.

2. Eine weit größere Zahl von Ansiedelungen trat östlich der Etsch auf. Die meisten der Täler, die von Bozen abwärts bis unterhalb von Verona auf der linken Seite der Etsch einmünden, haben deutsche Ansiedler aufgenommen.

Östlich von Neumarkt, zwischen Etsch und Fleimsertal, liegen die deutschen Gemeinden Truden und Altrei. Von Pergine, östlich von Trient, erstreckt sich nach Osten das Fersental mit fünf deutschen Dörfern. Südlich vom Suganatal, das von Pergine nach Südosten zieht, liegt Lusern (südl. von Levico) und östlich

davon, nördl. von Vicenza, die «Sieben Gemeinden». Ihr Hauptort ist Asiago, in dem aber das Deutsche fast verstummt ist; nur noch in Rowan (Roana) ist das Deutsche lebendig. Ostnordöstlich von Rovereto finden sich noch deutsche Spuren in St. Sebastian; in dem benachbarten Folgareit ist das Deutsche im 19. Jahrh. ausgestorben. Endlich, südöstlich von Ala, jenseits des Perticapasses, nördlich von Verona, liegen die «dreizehn Gemeinden», von denen jedoch nur noch Ghiazza (deutsch Glietzen) deutsch spricht. Die Bewohner der sieben und der dreizehn Gemeinden werden als Cimbern bezeichnet.

Deutsche saßen ferner früher im Val Piné, das westlich vom Fersental und diesem parallel ziehend in das Tal der Fersina mündet; im Suganatal (im 18. Jahrh. ausgestorben); in Lavarone, ostnordöstl. von Rovereto, südsüdwestl. von Levico (noch 1833 deutsche Reste); im Val Terragnolo, östlich von Rovereto, im 19. Jahrh. ausgestorben; im Val Arsa, das von Rovereto nach Süden zieht; im Val Ronchi, südöstl. von Ala, dessen Wälder zu roden man Ansiedler aus den sieben und den dreizehn Gemeinden geholt hatte, und in denen das Deutsche bis zum 17. Jahrh. erklang.

3. In dem letzten halben Jahrhundert hat der Bestand dieser südlichen Sprachinseln im ganzen keine wesentliche Verschiebung erfahren (Deutsche Erde I, 163).

4. Endlich liegen drei kleine deutsche Einschlüsse in Fiume, in der Gegend von Ampezzo: Sauris, deutsch Zahre, unmittelbar westl. von Ampezzo; nördl. von Zahre, im obersten Piavetal, Sappada, deutsch Bladen; östl. von diesem Timau, deutsch Tischlwang (vgl. Deutsche Erde I, 38).

§ 13. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Sprachinseln die Überreste einer früher zusammenhängenden deutschen Bevölkerungsmasse sind. Vielmehr hat das geschlossene italienische Sprachgebiet schon im 13. Jahrh. bis vor die Tore von Bozen gereicht; im 14., 15. Jahrh. verschiebt sich die Grenze nach Süden; aber in Trient bilden im 15. Jahrh. die Deutschen nur den vierten Teil der Bevölkerung. Es sind also jene Sprachinseln als in das romanische Gebiet eingeschobene Vorposten des Deutschtums zu betrachten.

Sie sind entstanden im 12. und 13. Jahrh., und es sind Angehörige des bayrischen Stammes, die von Norden hierher gekommen sind. Daß Ostgoten, Langobarden oder gar Kimbern bei der

Bildung dieser Siedelungen beteiligt gewesen wären, ist ganz ausgeschlossen.[1])

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis in Steph. Schindele, *Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen.* Köln 1904 (Das grundlegende Werk für die Sprachinseln war A. Schmeller, *Die sog. Cimbern der VII. und XIII. Communden.* Abh. d. Bayr. Akademie der Wissenschaften 1838, II, 3. Abt. 557.) Vgl. ferner: S. Günther, *Deutsche Sprachinseln in Italien.* Deutsche Erde I, 37. — Aloys Schulte, *Der Ursprung der deutschen Sprachreste in den Alpen.* Deutsche Erde IV (1905), 51. — ders., *Geschichte des mittelalterlichen Handelsverkehrs zwischen Westdeutschland und Italien.* Leipzig 1900. — H. von Voltellini, *Archiv für österr. Geschichte* 92 (1903), 98.

H. Nabert, *Ein Besuch von Ornavasso und Rimella in Piemont.* Deutsche Erde IV (1905), 62. — Carlo Errera, *Die Ortsnamen im Bezirk Ornavasso—Miggiandone im Eschental (Piemont).* Deutsche Erde VIII, 173. — Halbfass, *Zwei verschollene deutsche Sprachinseln in Piemont.* Beilage der Leipziger Zeitung 1893, Nr. 21. — Josef Bacher, *Die deutsche Sprachinsel Lusern.* Innsbruck 1905. — A. Baragiola, *i Mòcheni ossia i Tedeschi della valle del Fersina nel Trentino.* Venezia 1905.

§ 14. Eine große Sprachinsel war in Italien entstanden, als dort während des 6. Jahrh. das Reich der Langobarden erwuchs. Dieses fand seinen Untergang durch die Franken im Jahre 774. Aber die langobardische Sprache war bis zum Ende des 8. Jahrh. vollauf lebendig, denn Paulus Diaconus, der im Ausgang des 8. Jahrh. eine Geschichte der Langobarden schreibt, gibt mehrfach deutsche Übersetzungen dieses oder jenes lateinischen Wortes (z. B. «piscina, quod eorum lingua *lama* dicitur»; «rector loci illius quem *sculdhaiz* lingua propria dicunt» usw.), und an der Hand vereinzelter Zeugnisse läßt sich ihre Fortdauer in Norditalien noch bis über das Jahr 1000 hinaus verfolgen.

Für den Vokalstand des L. ist es bezeichnend, daß gm. *ê* (= ahd. ea, ia) und *ô* nicht diphthongiert sind, *ai* und *au* im ganzen unverändert bleiben und kein Umlaut eingetreten ist. Die Konsonanten weisen im ganzen den Stand der zweiten Lautver-

[1]) Die Erörterungen, in denen A. Schiber den ostgermanischen Ursprung der Cimbern erweisen will (Zs. des deutschen und österreichischen Alpenvereins 33, 39 und 34, 42) sind zum Teil Zeugnis des blutigsten Dilettantismus. Schiber will (34, 50) Wörter zusammenstellen, die die enge Zusammengehörigkeit der Sprache der Cimbern und von Gottschee dartun sollen, merkt aber nicht, daß er fast lauter Wörter verzeichnet, die im Mhd. gäng und gäbe sind, und daß *tase* (Tanne) das bekannte bayrische Wort *Dachsen* ist; *kone* Ehefrau soll auf ferne Länder weisen (got. *qens*); mhd. *kone* ist ihm also unbekannt.

schiebung auf, mit der Besonderheit, daß anl. *th* im Laufe der Zeit zu *t* zu werden scheint.[1])

Vgl. Carl Meyer, *Sprache und Denkmäler der Langobarden.* Paderborn 1877. — Wilhelm Bruckner, *Die Sprache der Langobarden.* Straßburg 1895. — Th. Siebs, *ZsfdPh.* 29, 403. — C. Blasel, *Die Wanderzüge der Langobarden.* Breslau 1909; dazu die Recension von Paul Höfer, Gött. gel. Anz. 1909, 844.

§ 15. Die deutsch-slovenische Grenze zieht sich von Raibl — südwestlich von Villach — ziemlich genau nach Osten, trifft die Drau bei Radkersburg und geht dann nach Nordosten zur Raab, die bei St. Gotthard erreicht wird.

§ 16. Die Ostgrenze des deutschen Sprachgebiets ist ziemlich zerrissen; die Nachbarn haben sich dort mehrfach in einander hineingeschoben.

Von St. Gotthard an der Raab zieht sich die Grenzlinie zum Neusiedler See, dann nach Osten die Rabnitz hinab bis Leiden, von hier nach Preßburg, donauaufwärts bis zur Mündung der March, nördlich gegen Nikolsburg, in einem großen Bogen an den Rändern Böhmens herum, etwa über Znaim, Jankau, Schüttenhofen, Waldmünchen, Pilsen, Saatz, Leitmeritz, Reichenberg, Sternberg, Neu-Titschen, von da ziemlich gerade nördlich nach Leobschütz, Brieg, Wartenberg, nordwestlich bis Birnbaum an der Warte, endlich nordöstlich über Bromberg, Kulm, Deutsch-Eylau, Seeburg, Angerburg, Przerosl, Janzburg an den Niemen, der schließlich die Scheide übernimmt.

Zur deutsch-tschechischen Grenze vgl. Heinr. Rauchberg, *Sprachenkarte Böhmens.* Wien 1904.

§ 17. Eine Reihe von kleineren und größeren Sprachinseln greift über das so abgegrenzte Gebiet hinaus.

1. In ungarisches Land sind Deutsche in größeren Kolonien eingesprengt in dem Donauwinkel zwischen Komorn und Pest; rechts und links der Donau oberhalb der Mündung der Drau; in dem Winkel, der westlich von der Theiß, nördlich von der Maros begrenzt wird; im Osten ferner sitzen die Siebenbürger Sachsen, in drei Hauptgruppen: südwestlich das eigentliche Sachsenland mit dem Hauptort Hermannstadt, nördlich das Nösner-

[1]) Daß das L. wie das Gotische Brechung vor *r* und *h* gehabt habe (Bruckner S. 81), ist doch sehr zweifelhaft. Z. B. für *troctingus* sei auf ahd. *drohtin* verwiesen, sowie auf *Druchtacharius* bei Kraus, die altchristl. Inschriften der Rheinlande No. 44.

land mit der Hauptstadt Bistritz, südöstlich das Burzenland mit dem Hauptort Kronstadt.

Nordwestlich von Kaschau, in slovakischem Sprachgebiet, wohnen die Deutschen der Zips mit dem Hauptort Leutschau. Im slowenischen Sprachgebiet im Südosten von Krain, südl. von Laibach, im Norden der Kulpat liegt die Sprachinsel Gottschee (spr. Gotsché), ein Gebiet von etwa 15 Quadratmeilen, auf dem seit dem 14. Jahrh. etwa 20000 Deutsche in über 200 kleineren Ortschaften wohnen.

Die Heimat dieser Ansiedler ist in Oberkärnthen, dem Nockgebiet, dem Lesachtal, oder in dem östlichen Tirol zu suchen.

Vgl. Joh. Satter, *Volkstümliche Tiernamen aus Gottschee.* Gottschee 1894; Carinthia 90, 52.

Östlich von Laibach, zwischen Krainburg und Tolmein, liegt oder lag im Isonzotal eine kleinere deutsche Sprachinsel, Hauptorte Zarz und Deutschruth; in Zarz ist jedoch das Deutsche bereits völlig ausgestorben; vgl. Carl von Czoernig, *Aus dem oberen Isonzo-Gebiete.* Zs. des Deutschen und Österreich. Alpenvereins VII, 1875, 243 [II.: *Die vergessene deutsche Sprachinsel Deutschruth*]. — ders., *Die deutsche Sprachinsel Zarz in Krain.* Ebda. VII, 1876, S. 163. — H. Schuchardt, *Slavodeutsches* 24, Deutsche Erde IV, 176.

Größere Einschlüsse im czechischen Gebiet sind die Gegend um Iglau und das Schönhengstler Land mit Landskron, Trübau, Zwittau. 20 Kilometer östlich von Brünn liegt die Sprachinsel von Wischau-Austerlitz.

4. Im Nordosten des Gebiets sind schließlich die Deutschen in Kurland, Livland und Esthland zu nennen, nicht als eigentliche Sprachinsel; es ist die Schicht der Gebildeten durch die drei Provinzen hindurch, die deutsch spricht.

§ 18. 1. Nirgends hat das Deutsche während unseres Zeitraumes größere Eroberungen gemacht als in den östlichen Gebieten. In den Zeiten der Karolinger wurde die Ostgrenze gebildet durch die Elbe von der Mündung der Bille bis hinauf nach Lenzen. Die Gegend östlich der unteren Elbe bis zur Trave und Schwentine haben die Deutschen wohl immer behauptet. Die Altmark war schon slavisch; weiterhin wurde die Grenze bezeichnet durch Saale, Böhmerwald, Enns. Auch noch in das westlich dieser Grenzlinie gelegene Gebiet hatten sich Slaven eingedrängt, so nach Thüringen, ins Fuldaische. Ferner hatten seit dem 8. Jahrh. slavische Ansiedler die Gegenden am oberen

Main und an der Rednitz in Besitz genommen, bis in die Gegend von Rothenburg, Dinkelsbühl, Ansbach. Doch ist Nürnberg keine slavische Gründung, und auch in der Umgebung von Nürnberg gab es keine slavischen Siedelungen.

2. Östlich jener Linie saßen Avaren und Slaven, mit denen sich die Deutschen in langen blutigen Feldzügen maßen.

Im Ausgang des 8. Jahrhs. unternahm Karl der Große seine Feldzüge gegen die Avaren: ihre Besiegung war eine so gründliche, daß um 822 der Name des Volkes in diesen Gegenden zum letzten Male erscheint. Seit jenen Siegen Karls ergossen sich bairische Ansiedler über das Land östlich der Enns, das fortan als Ostmark erscheint. Sie geht bis zum Wiener Wald; die Nordgrenze scheint anfangs die Donau; in den Kämpfen mit den Mähren in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhs. wird sie über die Donau hinaus ausgedehnt. Sie geht durch den Einfall der Ungarn zeitweise verloren und kann erst nach der Schlacht auf dem Lechfelde (955) zurückgewonnen werden.

Die früheren Siedelungen waren wohl nahezu untergegangen. Das Siedelungswerk wird von neuem unternommen, und es sind jetzt neben den Baiern auch Franken, die sich daran beteiligen.

Im bairischen Wald beginnt die Besiedelung in der ersten Hälfte des 11. Jahrhs.; der Oberpfälzer Wald wird 1050—1200 von Deutschen besiedelt. Im niederösterreichischen Waldviertel und im nördlichen Oberösterreich besetzen die Deutschen das Land in der Zeit von Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhs.

3. Seit dem 8. Jahrh. werden auch die österreichischen Alpenländer den Slaven abgenommen. Im 16., 17. Jahrh. hat das Slaventum hier an Kraft zugenommen, zum Teil im Verfolg der Türkenkriege, die das Deutschtum schwächten. Später gewannen die Deutschen wieder an Gebiet: noch bis gegen die Mitte des 19. Jahrh. war Klagenfurt eine deutsche Sprachinsel im Slovenischen; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhs. ist die deutsche Sprachgrenze nach Süden vorgeschoben worden. In neuester Zeit findet in Steiermark eine Zunahme des Deutschen statt, trotz stärkerer Geburtsziffer der Slovenen, und im Osten rücken die Deutschen vor, während sie allerdings im Westen von den Slovenen zurückgedrängt werden.

4. Galizien ist von Schlesien aus im 13. Jahrh. besiedelt worden. Im 16. Jahrh. werden die Deutschen hier jedoch stark zurück-

gedrängt; so faßt das Slavische in der Krakauer Hauptkirche festen Fuß, wo bis dahin deutsch gepredigt worden war.

5. Die Kolonien in Siebenbürgen und in der Zips haben sich hauptsächlich im 12. und 13. Jahrh. ausgebildet. Es war Geysa II (1141—61), der deutsche Ansiedler nach Siebenbürgen hereinrief. Im nördlichen Siebenbürgen, im Gebiet des Samos treffen wir seit dem 12. und dem Beginn des 13. Jahrhs. drei deutsche Bergwerkskolonien, Dées, Déesakna, Rodna, die aber kaum bis ins 15. Jahrh. zu verfolgen sind.

6. Die Slaven am oberen Main und an der Rednitz bleiben längere Zeit von der Germanisierung unberührt, bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhs. hinein; erst die Gründung des Bistums Bamberg im Anfang des 11. Jahrhs. war von entschiedenem Einfluß auf die Unterdrückung des Slaventums.

Von Oberfranken drangen seit dem 11. Jahrh. deutsche Kolonisten dann auch im Egerland ein und machten den Anfang zur Gewinnung Böhmens. Im Erzgebirge mochten vielleicht einige Reste der durch die slavische Einwanderung verdrängten deutschen Bevölkerung zurückgeblieben sein; wichtig für die Besiedelung Böhmens sind sie jedenfalls nicht geworden. Die Haupteinwanderung Deutscher nach Böhmen geschah im 13. Jahrh., besonders in der zweiten Hälfte desselben; die Premyslidenfürsten selber sind eifrig bemüht, Deutsche in ihre Lande zu ziehen. Im 14. Jahrh. hat Böhmen in seiner Literatur nahezu den Charakter eines deutschen Landes. Später hat das Deutsche in Böhmen wieder starke Einbußen erlitten. Im Jahre 1886 gab es rein deutsche Ortschaften 4304, rein tschechische 8473, gemischtsprachige 407.

§ 19. 1. Auch die Gebiete der Wenden, die Altmark, das Land östlich von Elbe und Saale hatte schon die Macht Karls des Großen erfahren müssen, der die Wilzen mit Hilfe der Obotriten überwand. Weiterhin festigten dann Heinrich I. und Otto der Große die deutsche Herrschaft bis zur Oder, und es begann die Ansiedelung deutscher Kolonisten auf dem eroberten Gebiet. Aber nur im Süden, in Meißen und in der Lausitz, war sie von Dauer; im übrigen Gebiet wurde seit dem Ende des 10. Jahrhs. das Deutschtum durch heftige Aufstände der Wenden wieder in Frage gestellt; durch das ganze 11. Jahrh. waren diese fast unumschränkte Herren im eigenen Hause. Erst die Bestrebungen sächsischer Fürsten, Lothars, Albrechts des Bären und besonders Heinrichs des Löwen verschafften den Deutschen endgültig den

Sieg und führten eine umfassende Kolonisierung des Landes herbei.

Um 1230 war die deutsche Siedelung bereits bis an die Süd- und Westgrenze von Pommern vorgerückt. Im vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhs. wurden in Pommern deutsche Städte und Dörfer begründet, und mit Ablauf des 13. Jahrhs. erscheint Pommern als ein deutscher Staat.

Die Besiedelung des Posener Landes erfolgt im 13. Jahrh. und dann wieder im 17. und 18. Jahrh.

Im Anfang des 13. Jahrh. faßte das Deutschtum in Livland festen Fuß; das Land der Preußen wird im Laufe des 13. Jahrh. von dem deutschen Orden erobert.

In Schlesien fand die Haupteinwanderung der Deutschen im Ausgang des 12. und im 13. Jahrh. statt, begünstigt durch die einheimischen polnischen Fürsten.

2. Die Besiedelung erfolgte zum Teil durch Niederdeutsche und Niederländer, zum Teil durch Mitteldeutsche, Franken. Rein flämische Bevölkerung ist bezeugt für die westliche Vorstadt von Hildesheim, für Naundorf bei Dessau, für Groß-Wusterwitz westl. von der Havel, für Kühren östl. von Wurzen. An die Flämen erinnert weiter das Dorf Flemmingen bei Schulpforta, der Fläming zwischen Wittenberg und Magdeburg, und in märkischen Städten des 13. Jahrh. sind Personennamen wie *Flamingus*, *Flamiger* häufig vertreten.

In Schlesien lassen sich drei Schichten unterscheiden. Zunächst eine ältere niederdeutsche, die sich im Wortschatz verrät. Sodann eine jüngere mitteldeutsch-fränkische; in der Gegend von Bielitz waren es wohl speziell mittelfränkische Ansiedler, die sich niedergelassen haben (*dat* = dass, *det* = diess). Dazu müssen dann aber auch bairische Bestandteile gekommen sein; nur von solchen wohl kann das *el-* Suffix der Diminutiva herrühren (*Bissel, Jungl, Liedl*), die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob nicht der sie anwendende südlichere Teil von Schlesien geradezu noch zum Oberdeutschen zu rechnen ist.

Das Vogtland ist von Oberfranken aus besiedelt worden.

3. Noch jetzt findet sich im Herzen deutschen Landes wendisch redende Bevölkerung: die Bewohner des Spreegebiets in Ober- und Niederlausitz, von Rodewitz — südlich von Bautzen — abwärts bis Schönhöhe — nördlich von Pritz; allerdings auch hier ist das Wendische jetzt dem Aussterben nahe.

Vgl. R. Andree, *Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom XVI. Jahrh. bis zur Gegenwart.* Prag 1873.

In Hannover hatte sich an der unteren Elbe, um die Städte Lüchow, Dannenberg, Bergen herum das Wendische bis ins 18. Jahrh. erhalten.

Aber auch in den jetzt durchaus deutschen Gebieten ist das Slavische erst nach und nach untergegangen. 1253 gab es noch Wenden in Lübeck (vgl. W. Ohnesorge, *Die Deutung des Namens Lübeck*, S. 33). Das Bestehen des Wendischen wird uns durch Verbote, die seinen Gebrauch bei Gericht untersagen, bezeugt 1293 für Anhalt, 1327 für Altenburg, Zwickau, Leipzig, 1424 für Meißen. In Mecklenburg gab es im ausgehenden 14. Jahrh. Wenden noch in allen Teilen des Landes; im Südwesten, in den Landen Jabel und Weningen, bestand noch geschlossenes wendisches Gebiet, und auf der Jabelheide wurde noch im 16. Jahrh. wendisch gesprochen. In der Neumark hatte das Städtchen Driesen noch 1608 zum Teil polnische Bevölkerung; im Friedebergischen Kämmereidorf Gurkow wurde bis im 18. Jahrh. polnisch gesprochen. Hinterpommern galt noch um die Mitte des 16. Jahrh. als halbslavisch.

Im Schlesischen gab es noch im 14. Jahrh. im Kreis Neumarkt westl. von Breslau polnische Dörfer; 1790 reichte das Polnische noch bis auf eine Meile an Breslau heran und griff zwischen Breslau und Brieg sogar auf das linke Ufer der Oder über bis fast nach Strehlen.

Literatur zu § 15—19:

Der Südosten:

Allgemeines:

Otto Kaemmel, *Die Besiedelung des deutschen Südostens vom Anfange des 10. bis gegen das Ende des 11. Jahrhs.* Leipzig 1909. — Sigm. Riezler, *Geschichte Bayerns.* Gotha 1878. — Gustav Strakosch-Grassmann, *Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn.* I, Wien 1895. — H. J. Bidermann, *Die Romanen und ihre Verbreitung in Österreich.* Graz 1877. — Jul. Jung, *Römer und Romanen in den Donauländern*[2]. Innsbruck 1887. — H. J. Bidermann, *Neuere slavische Siedlungen auf süddeutschem Boden.* Stuttgart 1888. — M. Gehre, *Die deutschen Sprachinseln in Österreich.* Progr. der Realschule zu Großenhain. 1886. — W. Köhl, *Die deutschen Sprachinseln in Südungarn und Slavonien.* Innsbruck, Selbstverlag 1902.

Nördliche Gebiete:

M. Vancsa, *Geschichte Nieder- und Oberösterreichs.* Gotha 1905.

— ders., *Zur Geschichte der Besiedlung von Nieder- und Oberösterreich.* Deutsche Geschichtsblätter V (1904), 275. — Ant. Dachler, *Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayrischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern.* Zs. für österr. Volkskunde VIII (1902), 81—98.

J. Bendel, *Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien.* Wien u. Teschen 1884. — K. Türk, *Böhmen, Mähren und Schlesien.* Mit einer Sprachenkarte. München 1898 (Der Kampf um das Deutschtum, H. 6.) — F. Held, *Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien.* Brünn 1888. — J. Eschler, *Zur Geschichte der Besiedelung Südmährens durch die Deutschen.* Zs. d. V. f. d. G. Mährens und Schlesiens III, 420.

Böhmen und Mähren:

J. Zemmrich, *Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen.* Braunschweig 1902. — L. Schlesinger, *Die deutsche Sprachinsel von Iglau.* Mitt. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, 23 (1885), 305. — Paul Müller, *Der Böhmerwald und seine Stellung in der Geschichte.* Diss. von Straßburg 1904. — A. Kaltrichter, *Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel.* Zs. des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens. XII, 67 (1908). — W. Weber, *Die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen.* Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. II, 1. 50. — Ludw. Schlesinger, *Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens.* Stuttgart 1886. — E. Herbet, *Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen.* Leipzig, Freytag 1887. — Adolf Hauffen, *Die vier deutschen Stämme in Böhmen.* Mitt. des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 34, 181. — P. Langhaus, *Die deutsch-tschechische Sprachgrenze in Nordböhmen.* Mit Karte. Petermanns Mitteilungen 1899, 73. — P. Felix, *Über das Vordringen des deutschen Elementes bei Pilsen im 17. Jahrh.* Mitt. des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen. I, 24. — Mich. Simböck, *Iglau und die Iglauer Sprachinsel.* Iglau 1905. — J. Walfried, *Die deutsche Einwanderung unter den Premysliden in die Gegend von Kaaden.* Mitt. des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen, 23 (1885), 33. — W. Schmeisser, *Beiträge zur Ethnographie der Schönhengstler.* Progr. von Wiener Neustadt 1886 und 1895. — J. Lippert, *Die älteste Kolonisation im Braunauer Ländchen.* Mitt. des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. XXVI (1888), 325.

Ungarn:

Karten über die Verbreitung der Deutschen in Ungarn bei Paul Balogh, *a népfajok Magyarországban (die Völkerschaften Ungarns).* Budapest 1902. — Gustav Schultheiss, *Deutschtum und Magyarisierung.* Mit einer Karte. München 1898 (Der Kampf um das Deutschtum, H. 9).

G. D. Teutsch, *Geschichte der Siebenbürger Sachsen*[2]. Leipzig 1874. — K. Reissenberger, *Die Forschungen über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes.* Hermannstadt 1877. — F. Krones, *Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenlande.* Graz 1878. — J. H. Schwicker, *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.* Wien und Teschen 1881. — Ch. F. Maurer, *Die Besitzergreifung Sieben-*

bürgens durch die das Land jetzt bewohnenden Nationen[2]. Berlin 1882. — G. Keintzel, *Über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen.* Progr. von Bistritz 1887. — A. Schiel, *Die Siebenbürger Sachsen.* Prag (1887). — R. Bergner, *Die Frage der Siebenbürger Sachsen.* Weimar 1890. — J. Meier, *Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen.* PBB XX, 335 (1895). — Fr. Teutsch, *Die Art der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen.* Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde IX, S. 5 (1895). — ders., *Bilder aus der vaterländischen Geschichte.* Hermannstadt 1899. II: *Die Besiedlung des Landes durch die Sachsen.* — *A Verbászi német nyelvjárás.* Irta Schmidt Henrik. Budapest 1899 (die Herbaszer Mundart. Sonderabdruck aus Egyetemes Philologiai Közlöny XXIII. Nach freundlicher Mitteilung des Verfassers behandelt die Arbeit die rheinfränkische Mundart der Ortschaften Alt- und Neu-Herbász im Bács-Bodroger Comitat: dieselbe Mundart wird auch gesprochen von den unter Joseph II. eingewanderten Bewohnern der Orte Nagy-Székely, Cservenka, Szivácz, Torzsa, Szeghegy, Kiskér, Ókér, Kuczura, Sóvé und Bulkesz). — Aug. Meitzen, *Korrespondenzblatt des Vereins f. siebenbürg. Landesk.* 19, 134. — K. Reissenberger, *Die deutschen Besiedlungen Siebenbürgens in älterer und neuerer Zeit.* Zs. des hist. Vereins für Steiermark, IV, 48. — Kaindl, R. F., *Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern.* Gotha 1907. — G. Kisch, *Nordsiebenbürgisches Namenbuch.* Arch. des Vereins f. siebenb. Landeskunde. N. F. XXXIV, S. 5 (1909). — Rob. Csallner, *Deutsche Verluste im Norden Siebenbürgens.* Deutsche Erde VII, 207. — ders., *Alte deutsche Bergwerkskolonien im Norden Siebenbürgens.* Studium Lipsiense 1909, S. 55. — Siehe noch § 48.

Alfr. Melzer, *Die Ansiedlung der Deutschen in Südwestungarn im Mittelalter.* Progr. des Gymn. in Pola, 1904. — R. Pfaundler, *Das Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache in Westungarn.* Deutsche Erde IX, 14. 67. — G. Keintzel, *Zur Herkunftsfrage der Zipser Sachsen.* Korrespondenzblatt f. siebenb. Landeskunde XIX, 9.

Alpenländer:

Fr. von Krones, *Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer insb. Steiermarks, Kärntens und Krains.* Stuttgart 1889. — Jos. Zösmair, *Zur vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs.* Pr. v. Innsbruck 1902/3. — R. Pfaundler, *Die deutsch-romanische Sprachgrenze in Tirol und Vorarlberg.* Deutsche Erde VII, 2. — J. H. Bidermann, *Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung.* Stuttgart 1886. — Chr. Schneller in: *Stubei, Thal und Gebirg, Land und Leute.* Leipzig 1891. — H. Nabert, *Das Deutschtum in Tirol.* München 1901 (Der Kampf um das Deutschtum, H. 71.)

Martin Wutte, *Die sprachlichen Verhältnisse in Krain.* Deutsche Erde VIII (1909), 12. — ders., *Die sprachlichen Verhältnisse in Kärnten.* Deutsche Erde V, 85. — J. von Zahn, *Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter.* Wien 1884. — Rich. Pfaundler, *Die deutsch-slovenische Sprachgrenze in Steiermark.* Deutsche Erde VI (1907), 42. — K. Reissenberger, *Die deutschen Besiedelungen Siebenbürgens in älterer und neuerer Zeit.* Zs. des hist. Vereins f. Steiermark IV, 45.

Der Nordosten.

Allgemeines:

J. Giesebrecht, *Wendische Geschichten aus den Jahren 780—1182.* Berlin 1843. — Max Beheim-Schwarzbach, *Hohenzollersche Kolonisationen.* Leipzig 1874. — A. Meitzen, *Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slavengebiete.* Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik XXXII (1879), S. 1. — R. Schröder, *Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters.* Berlin 1880. — Max Beheim-Schwarzbach, *Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung.* Berlin 1882. — G. Wendt, *Die Germanisierung der Länder östl. der Elbe.* Programm von Liegnitz 1884 und 1889. — G. von der Ropp, *Deutsche Kolonien im 12. u. 13. Jahrh.* Giessen 1886. — O. Kaemmel, *Die Germanisierung des deutschen Nordostens.* Zs. f. allg. Geschichte 1887, 721. — Heinr. Ernst, *Die Kolonisation von Ostdeutschland.* I. Progr. von Langenberg 1888. — G. Blumschein, *Über die Germanisierung der Länder zwischen Elbe und Oder.* Progr. von Köln 1894. — Heil, *Die Gründung der nordostdeutschen Kolonialstädte und ihre Entwickelung bis zum Ende des 13. Jahrh.* Pr. Wiesbaden 1896. — Vogel, *Ländliche Ansiedelungen der Niederländer und anderer deutscher Stämme in Nord- und Mitteldeutschland während des 12. u. 13. Jahrh.* Progr. des Realgymn. in Döbeln 1897. — Christ. Petzet, *Die preußischen Ostmarken.* Mit einer Sprachenkarte. München 1898 (Der Kampf um das Deutschtum, H. 3). — Franz Tetzner, *Die Slaven in Deutschland.* Braunschweig 1902. — W. Gundlach, *Die Besiedlung des ostelbischen Slavenlandes.* Westermanns Monatshefte, Bd. CII (1907), 250. — H. Witte, *Zur Erforschung der Germanisation unseres Ostens.* Hans. Geschichtsblätter XXXV (1908), 271.

Mitteldeutsches Gebiet:

Alb. Vierling, *Die slavischen Ansiedelungen in Bayern.* Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns XIV, 185 (1903). — Mich. Haas, *Geschichte des Slavenlandes an der Aisch und dem Ebrachflüßchen.* Bamberg 1819. — Armin Seidl, *Das Regnitztal.* Erlangen 1901. — L. Zapf, *Die wendische Wallstelle auf dem Waldstein im Fichtelgebirge.* Münchberg 1900. — J. Heerwagen, *Slaven in Nürnberg?* Jahresbericht des Vereins für Gesch. der Stadt Nürnberg 1904, 7; dazu ebda. 1905, 32 und E. Mummenhoff, Mitt. des Vereins f. Gesch. der Stadt Nürnberg 1904, 218.

Reinh. Schottin, *Die Slaven in Thüringen.* Progr. von Bautzen 1884. — Otto Schulze, *Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe* 1896. — Walter Schatte, *Die thüringischen Siedelungsnamen in ihrer Bedeutung für die altdeutsche Landes- und Volkskunde.* Diss. von Halle 1903. — O. Schlüter, *Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen.* Berlin 1903. — G. Hey und K. Schulze, *Die Siedelungen in Anhalt.* Halle a. S. 1905. — E. Würzburger, *Die sprachlichen Verhältnisse der Bevölkerung des Königreichs Sachsen.* Zs. des sächs. statist. Büros 48, 170. — Alfr. Meiche, *Die Herkunft der*

deutschen Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten. Deutsche Erde IV (1905), 81, = Mitt. des Vereins f. sächsische Volkskunde III, 327. — Joh. Zemmrich, *Slavische und deutsche Besiedlung Sachsens.* Deutsche Erde VII, 225 (1908). — Rob. Zahn, *Wem gebührt das unbestrittene Verdienst der ersten christlich-deutschen Kulturarbeit in der Gegend südlich von Leipzig?* ZsfddU. 17, 499. — Max Schmidt, *Zur Geschichte der Besiedlung des sächsischen Vogtlandes.* Progr. von Dresden 1897.

H. Knothe, *Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz.* Archiv f. sächs. Geschichte, N. F. II, 236. — R. Loewe, *Niederdeutsche Spuren in Görlitz.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforschung XXIII, 64. — Alfr. Meiche und A. Fuckel, *Niederdeutsche Spuren in der Oberlausitzer Mundart.* Deutsche Erde IV, 92. 220.

Colm. Grünhagen, *Geschichte Schlesiens.* Gotha 1884—86. — K. Weinhold, *Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien.* Stuttgart 1887. — W. Schulte, *Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Besiedelung in Schlesien.* I. Löwenberg, Zs. des Vereins f. Geschichte u. Altertumskunde Schlesiens, XXXIV, 289. — ders., *Die Anfänge der deutschen Kolonisation in Schlesien.* In: Silesiaca, Festschrift d. Vereins f. Altertumskunde Schlesiens für Grünhagen. Breslau 1898, S. 35. — W. von Zeschau, *Die Germanisierung des vormals tschechischen Glatzer Landes und die Stammeszugehörigkeit der deutschen Einwanderer.* Vierteljahrsschrift f. Gesch. u. Heimatskunde d. Grafschaft Glatz, VII, 1.

Niederdeutsches Gebiet:

Paul Kühnel, *Finden sich noch Spuren der Slaven im mittleren und westlichen Hannover?* Forschungen zur Geschichte Niedersachsens I, H. 5, Hannover 1907. — E. O. Schulze, *Niederländische Siedelungen in den Marschen an der untern Weser und Elbe im 12. u. 13. Jahrh.* Zs. d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1889, 1. — O. Auhagen, *Die niederländischen Ansiedelungen in den Weser- und Elbmarschen.* Landwirtschaftl. Jahrbücher XXV, 737. — Al. Brückner, *Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen.* Leipzig 1879. — Theod. Rudolph, *Die niederländischen Kolonien der Altmark im 12. Jahrh.* Berlin 1889. — K. Backhausen, Tangermünde a. E. Diss. von Halle 1904. — Bernh. Guttmann, *Die Germanisierung der Slaven in der Mark.* Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. IX, 395. — O. Struve, *Die deutschen Siedelungen in der Mark Brandenburg unter den Askaniern.* Progr. von Steglitz 1904. — Paul van Niessen, *Die Erwerbung der Neumark durch die Askanier.* Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte IV (1892), 332. — ders., *Die Occupation und Kolonisierung des Barnim.* Monatsblätter der Gesellschaft f. Pommersche Geschichte XVI, 24. — ders., *Geschichte der Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung.* Landsberg a. W. 1905. — F. Bangert, *Die Sachsengrenze im Gebiete der Trave.* Progr. von Oldesloe 1893. — F. Boll, *Mecklenburgs deutsche Kolonisation im 12. u. 13. Jahrh.* Jahrbücher d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte XIII, 57. — W. Salow, *Die Neubesiedlung Mecklenburgs im 12. u. 13. Jahrh.* Progr. von Friedland

in Mecklenburg 1896. — Heinrich Ernst, *Die Kolonisation Mecklenburgs im 12. u. 13. Jahrh.* Rostock 1875. — Th. Pyl, *Beiträge zur Geschichte der Stadt Greifswald.* Dritte Fortsetzung. Die Niederrheinische und die Westphälische Einwanderung in Rügisch-Pommern, sowie die Anlage und Benennung der Stadt Greifswald und seiner ältesten Straße, des Roremundeshagen, von dem niederrheinischen Orte Grypswald und von Ansiedlern aus Roermonde. Greifswald 1892. — Rob. Beltz, *Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs.* I. *Die Wenden in Mecklenburg.* II. *Wie wurde Mecklenburg ein deutsches Land?* Progr. von Mecklenburg-Schwerin 1893. — H. Witte, *Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg.* Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, XVI, 1. — ders., *Die Abstammung der Mecklenburger.* Deutsche Erde 1905, 1. — W. von Sommerfeld, *Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern oder Slavien bis zum Ablauf des 13. Jahrh.* Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen, Bd. XIII, H. 5. Leipzig 1896. — R. Boeckh, *Die Verschiebung der Sprachverhältnisse in Posen und Westpreußen.* Preußische Jahrbücher, Bd. LXXVII, 424. (Statistische Mitteilungen; nichts über die Grenzen.) — Erich Schmidt, *Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft.* Bromberg 1904. — E. Schmidt, *Deutsche Dorfansiedelungen im Netzedistrikt vom 16. bis zum 18. Jahrh.* Die Ostmark III (1898), 136. — A. L. Ewald, *Die Eroberung Preußens durch die Deutschen.* Halle 1872—86. — R. Virchow, *Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* XVI, 92. — H. Eckerdt, *Die Kolonisation des Weichseldeltas.* Zs. für preuß. Geschichte und Landeskunde V (1868), 601. — P. Thomaschky, *Die Ansiedelungen im Weichsel-Nogat-Delta.* Diss. von Münster 1887. — H. Tümpel, *Die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforsch. XXVII, 43.

Erhaltene Reste des Germanischen in wendischer Zeit? Vgl. C. Platner, *Über Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slavischen Herrschaft in den östlich der Elbe und Saale gelegenen Ländern.* Forschungen zur deutschen Gesch. XVII, 409. XVIII, 629. — Georg Wendt, *Die Nationalität der Bevölkerung der deutschen Ostmarken vor dem Beginne der Germanisierung.* Göttinger Diss. 1878. — W. Schwartz, *Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine* 1890, 128. — H. Witte, *Deutsche Erde* IV, 105.

§ 20. 1. Ein Manifest der Kaiserin Katharina vom Jahre 1763 veranlaßte in den 60er Jahren des 18. Jahrhs. zahlreiche Deutsche zur Auswanderung in das Wolgagebiet, wo ihnen insbesondere in der Gegend von Saratow Wohnsitze angewiesen wurden.[1])

Vgl. Ad. Lane, *Die deutsche Literatur zur allgemeinen Geschichte der Wolgakolonien.* Deutsche Erde IX, 18. — G. Bauer, *Geschichte der deutschen Ansiedler an der Wolga*[2]. Saratow 1906. — Schottener Kreisblatt, 1910, Nr. 15—24.

[1]) Unter ihnen auch zahlreiche Oberhessen. In Jagodnaja-Poljana wird heute noch ein fast reines Schottener Deutsch gesprochen.

2. Seit dem Beginn des 19. Jahrhs. besitzt Odessa eine deutsche aus Schwaben bestehende Siedelung. Ebenso findet sich eine deutsche überwiegend schwäbische Siedelung im westlich davon gelegenen Baraboital, aus der gleichen Zeit stammend, mit Liebental, Mariental usw. Dann begegnen, wiederum in derselben Zeit entstanden, schwäbische Siedelungen in Transkaukasien in der Gegend von Tiflis.

Vgl. S. Eck, *Die christliche Welt* II (1888), 134. — Jakob Stach, *Die deutsche Kolonie in Odessa.* Deutsche Erde III, 10. — ders., *Der deutsche Liebentaler Kolonistenbezirk bei Odessa.* Deutsche Erde II, 144. Konr. Keller, *Die deutschen Kolonien in Südrußland.* Odessa 1905. Bd. I. — ders., *Die Kutschurganer deutschen Kolonien in Südrußland.* Deutsche Erde VII, 215. — ders., *Die Beresaner deutschen Kolonien in Südrußland.* Deutsche Erde VIII, 206. IX, 104. — Walter Hauff, *Die Auswanderung der Schwaben nach Rußland.* Deutsche Erde VIII, 107. — H. Grothe, *Zur Geschichte der schwäbischen Ansiedelungen in Transkaukasien.* Beil. zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 152 und 160.

§ 21. Im Norden zieht sich die deutsche Grenze von Kupfermühle an der Flensburger Föhrde etwa nach Wallsbüll, Schafflund, Büllsbüll, Klixbüll am Gotteskooger See vorbei und erreicht südlich von Hoyer die Nordsee. Das Deutsche ist hier gegenüber dem Dänischen in beständigem Fortschreiten, wie es seit Karl dem Großen an Gebiet gewonnen hat, unter dem die Eider die deutsche Nordgrenze bildete. Die Landschaft Angeln war noch vor hundert Jahren überwiegend dänisch, und in Schleswig wurde noch im 18. Jahrh. dänisch neben deutsch gesprochen.

Vgl. P. Bahr, *Studien zur nordalbingischen Geschichte im 12. Jahrh.* Diss. von Leipzig 1885. — A. Gloy, *Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein.* Kiel 1894. — Hellwig, *Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein.* Archiv des Vereins f. d. Gesch. des Herzogtums Lauenburg VII (1902), 130. — G. Schütte, AzfdA. XXVIII, 17. — Carl Ferd. Allen, *Geschichte der dänischen Sprache im Herzogtum Schleswig.* Schleswig 1857 und 1858. — Adler, *Die Volkssprache in dem Herzogtum Schleswig seit 1864.* Zs. der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, XXI, 1. — R. Hansen, *Die Sprachgrenzen in Schleswig.* Globus, Bd. LXI, 376. — E. Wasserzieher, *Die Sprachgrenze in Nordschleswig.* Berichte des freien deutschen Hochstifts, VI (1890), 288. — Joh. Krey, *Die dänische Sprache im Herzogtum Schleswig.* Progr. der Realschule von Lauenburg 1900.

In den Gebieten der Nordsee berührt und berührte sich das Deutsche mit dem Friesischen; das Friesische hat hier erhebliche Einbuße erlitten. In Ostfriesland dauerte der Kampf zwischen niederdeutsch und friesisch bis ins 14. Jahrh. Daß im Nordwesten

das Friesische sich weiter nach Süden erstreckt hat, beweist noch heute die Diminutivendung *-tje*, die in diesen Gegenden neben *-ke* eine Rolle spielt und die durch friesische Lautentwickelung aus älterem *-kin* entstanden ist.

Vgl. Otto Bremer, Föhringer Plattdeutsch Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. XII, 123. — ders., *Zeugnisse für die frühere Verbreitung der nordfriesischen Sprache.* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. XV, 94. — ders., *Pelwormer Nordfriesisch,* ebda. XV, 104. — P. Kollmann, *Der Umfang des friesischen Sprachgebietes im Großherzogtum Oldenburg.* Zs. des Vereins für Volkskunde I, 377. — H. Sundermann, *Friesische und niedersächsische Bestandteile in den Ortsnamen Ostfrieslands, ein Beitrag zur Siedelungsgeschichte der Nordseeküste.* Emden 1901. — F. Wrede, *Deutsche Dialektgeographie.* H. 1, 80. — Erich König, *Das Memoriale linguae Frisicae des Joh. Cadovius Müller.* Diss. von Breslau, 1909, S. 11.

§ 22. Bei der Ausbreitung der Deutschen über ihre ursprünglichen Grenzen sind verschiedene Gründe wirksam gewesen. Es waren zum Teil, besonders in der älteren Zeit, politische und religiöse Gründe, das Streben nach Machterweiterung, der Wunsch, heidnisches Gebiet für das Christentum zu gewinnen. Im Nordosten Deutschlands waren es namentlich Cistercienser und Praemonstratenser, die gleichzeitig der Ausbreitung des Christentums und des Deutschtums dienten.

Bei der Besiedelung hat das Cistercienser-Kloster Leubus (an der Oder, oberhalb der Katzbachmündung) eine große Rolle gespielt.

Vgl. Fr. Winter, *Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands.* Gotha 1868. 1871. — ders., *Die Prämonstratenser des 12. Jahrh. und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland.* Berlin 1865. — W. Thoma, *Die kolonisatorische Tätigkeit des Klosters Leubus im 12. u. 13. Jahrh.* Leipziger Diss. 1894.

Zum Teil waren es wirtschaftliche Gründe, zumal in der Zeit des 12. und 13. Jahrhs., in der sich der wichtigste und umfangreichste Teil der Kolonisation vollzogen hat. Diese Gründe wirkten in dem Ursprungsland: der nach den damals gebrauchten Verfahren angebaute Boden reicht nicht mehr aus für die stark zunehmende Bevölkerung; und sie wirken in dem Lande der Niederlassung: die Fürsten rufen Deutsche herbei, weil ihnen diese bei ihrem Fleiß und ihrer vorgeschrittenen Kultur höhere Erträge liefern als die heimische Bevölkerung.

§ 23. Eine große Rolle haben bei der Ausbreitung der deutschen Sprache deutsche Bergleute gespielt, so in Böhmen,

im ungarischen Bergland, und fast überall, wo südlich der Alpen deutsche Sprachinseln versprengt sind, ist früher Bergbau getrieben worden.

§ 24. In den seltensten Fällen wird die Gewinnung des Landes so erfolgt sein, daß die frühere Bevölkerung ausgerottet oder vertrieben wurde. Meist werden die alte und neue Bevölkerung zunächst nebeneinander gewohnt haben, bis die alte mehr und mehr ihre Eigenart aufgegeben hatte.

Die deutschen Sprachinseln südlich der Alpen liegen zum größten Teil so hoch über der Weidegrenze, daß die Deutschen so ziemlich die ersten Besiedler gewesen sein werden.

Auch der Böhmerwald war vor der Benutzung durch Deutsche fast unbesiedelt.

§ 25. Wo die deutschen Besiedler einer Gegend aus verschiedenen Gebieten entstammten, ursprünglich verschiedene Mundart redeten, da trug entweder einer der sprachlichen Bestandteile den Sieg davon, wie es im allgemeinen in dem niederdeutschen Kolonialgebiet der Fall gewesen ist. Oder es fand eine Mischung statt, so daß sich eine neue eigenartige Mundart ausbildete; ein Beispiel dafür ist die Sprache von Iglau in Mähren, die das bairische *ös* und *enk* besitzt, daneben aber das aus dem Ost- und Mitteldeutschen überkommene -pp-: *ich kloppe, der Kop* (vgl. auch F. Wrede, *AnzfdA.* XXIII, 385).

§ 26. In Gegenden, die dem undeutschen Gebiete benachbart sind, findet leicht Beeinflussung durch die fremde Sprache statt. So zeigen sich in Nordschleswig Einwirkungen des Dänischen, in Österreich solche des Slavischen; im Siebenbürgisch-Deutschen ist Rumänisches eingedrungen, in den Sprachinseln in Piemont Italienisches; an der Westgrenze Französisches, in Finnland Schwedisches. Und weiter zeigt sich der fremde Einfluß keineswegs bloß in Entlehnungen, sondern auch in der Behandlung des heimischen Sprachstoffs. In der westlichen Schweiz gebraucht man *Ladentochter* im Sinn von Ladenmädchen, weil frz. *la fille* sowohl Tochter als Mädchen bedeutet. Und an der Westgrenze heißt es statt es gibt vielfach es hat = frz. *il y a*. Im Fersental heißt es: *sein dartret'n kemmen* (sind zertreten worden), entsprechend der italienischen und ladinischen Verwendung von *venire* zur Bildung des Passivs, vgl. Meyer-Lübke, *Grammatik der romanischen Sprachen* III, 330, und im Cimbrischen wird nach italienischem Vorbild dem Pronomen possessivum der Artikel

vorausgesetzt. Auch die Stellung des Verbs entspricht im Cimbrischen und in Lusern der des Italienischen (z. B. lusernisch: *s klein* (das Kind) *hat gevolget dar muatar*). In Österreichisch-Schlesien sagt man nach slavischer Weise: «der Mann, was ich ihm (= dem) hab' Geld geliehen».[1]) In Schleswig-Holstein kann man lesen: «Unbeikommenden ist das Betreten des Bauplatzes verboten», in Übersetzung des dänischen *Vvedkommende* unbefugt.

Vgl. R. Huss, *Zu den Palatalisierungserscheinungen in den (west)-fränkischen Mundarten* (Siebenbürgisch) ZsfdMaa. 1910, 267.

H. Schuchardt, *Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches.* Graz 1884. — A. Schleicher, *Über die wechselseitige Einwirkung von Böhmisch und Deutsch.* Arch. f. d. Stud. d. neuern Spr. IX, 38. — Über slavische Einflüsse in Kärnten vgl. die Monarchie Österreich-Ungarn. Kärnten, S. 141. — W. Nehring, *Slavische Niederschläge im Schlesischen Deutsch.* Mitteilungen der Schles. Gesellsch. f. Volkskunde, I, 2. — Fuckel, *Die Ruhlaer Slavismen.* ZsfdWf. XI, 47. — Primus Lessiak, *Alpendeutsche und Alpenslaven in ihren sprachlichen Beziehungen.* Germ.-deutsche Monatsschrift II, 274.

Em. Grigorowitza, *Rumänische Elemente und Einflüsse in der Sprache der Siebenbürger Deutschen.* ZsfhdMaa. II, 58.

C. Wasserzieher, *Flensburger Deutsch.* ZsfdU. VI, 563; dazu R. Sprenger, ebda. 841. — H. Kohrs, *Zum Flensburger Deutsch,* ebda. VII, 431, dazu O. Glöde, ebda. VII, 495. — J. Krey, *Die dänische Sprache im Herzogtum Schleswig.* Pr. Sonderburg 1900. — J. Stosch, *unbeikommend.* ZsfdWf. II, 253, 348 (1902). — X. Carstens und C. Walther, *ummijent,* Korrespondenzbl. d. Vereins f. nd. Sprachf. XIX, 15. — N. Andersen, *det danske sprogs indflydelse på höjtysk i Nordslesvig.* Dania, VI, 129.

Max Seiling, *Sveticismen in der deutschen Umgangssprache in Finland.* Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors, I, 372.

IV. DIE ANWENDUNG DES DEUTSCHEN IM INNERN DES SPRACHGEBIETS.

§ 27. Zu Beginn der deutschen Sprachgeschichte fehlt es an zusammenhängenden Aufzeichnungen in deutscher Zunge: die Sprache der Akten und Urkunden, der Rechtsbücher, der Geschichtsschreibung, der Wissenschaft überhaupt, der Poesie ist die lateinische. Einzelne deutsche Wörter begegnen auch in

[1]) Aber die Verwendung des Plusquamperfekts statt des einfachen Präteritums braucht nicht, wie H. Schuchardt, *Slavo-Deutsch* 124 meint, nach slavischem Vorbild entstanden zu sein; die Erscheinung findet sich auch in hessischem Hochdeutsch sehr häufig und entspringt dem Fehlen des Präteritums in der Mundart.

diesen lateinischen Quellen; zumal wichtig sind die zahlreichen deutschen Eigennamen, welche besonders die Zeugenlisten der Urkunden enthalten. Solche besitzen wir auf westfränkischem Gebiete seit dem 7. Jahrh., in Weißenburg und Murbach seit 700, in Freising seit 744 (freilich nur in späterer Abschrift), in Lorsch seit 763 (in der gleichen Weise wie in Freising), im Urkundenbuch für den Niederrhein seit 779, in St. Gallen seit dem Ausgang des 8. Jahrhs., in den übrigen deutschen Stammlanden meist seit dem 9. Jahrh. Vereinzelte Bruchstücke deutscher Rede liegen weiter in den sogenannten Glossen vor, zu Lehrzwecken angefertigten Übersetzungen lateinischer Wörter; dieselben erscheinen entweder zwischen den Zeilen der lateinischen Texte, als Interlinearglossen, oder in Wörterbüchern nach sachlicher oder alphabetischer Anordnung vereinigt.

Zusammenhängende Texte treten bis zu Anfang des 12. Jahrhs. in geringer Anzahl auf. Wir besitzen zwei größere Dichtungen aus dem 9. Jahrh.: den altsächsischen Heliand und Otfrieds von Weißenburg Evangelien-Harmonie; das ausgehende 11. Jahrh. bringt die eine und die andere umfangreichere geistliche Dichtung. Was an kleineren poetischen Denkmälern aus dem 9., 10. und 11. Jahrh. erhalten ist, füllt kaum einen mäßigen Band. Mit dem Ende des 8. Jahrhs. beginnt die Übersetzung von liturgischen und katechetischen Denkmälern; das 9. Jahrh. bringt größere Übersetzungen: einer theologischen Schrift Isidors, der Tatianischen Evangelienharmonie, von Teilen der Bibel.

Um 1000 entstehen die Übersetzungen und Kommentare Notkers, aber in einer Sprache, die reichlich mit Latein untermischt ist; das gleiche gilt von Willerams Paraphrase des hohen Liedes, die der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. entstammt.

Auch in der Dichtung des 11. und 12. Jahrhs. sind lateinische Einschiebsel nicht selten: in dem Gedichte De Heinrico ist die eine Hälfte der Verse lateinisch, die andere deutsch.

Vgl. K. Schiffmann, *Notkers Mischprosa in seinem Kommentar zu den Psalmen X—XX und C—CIV einschl.* Progr. von Urfahr. 1903. — Paul Hoffmann, *Die Mischprosa Notkers des Deutschen.* Berlin 1910. — Fr. Junghans, *Die Mischprosa Willirams.* Berliner Diss. 1893. — A. Grünewald, *Die lateinischen Einschiebsel in den deutschen Gedichten des 11. u. 12. Jahrh.* Göttinger Diss. von 1908.

Ganz vereinzelt stehen da die niederdeutschen Heberollen der Stifter Essen und Freckenhorst, eine Mainzer Grabinschrift, etwa um die Wende des 10. und 11. Jahrhs. eingemeißelt, und eine

deutsche Schenkungsurkunde, welche zu Augsburg zwischen 1063 und 1077 ausgestellt worden ist.

Diese Denkmäler verteilen sich sehr ungleich auf die deutschen Gaue; sie entstammen Baiern und Österreich, der östlichen Schweiz, dem Elsaß, Mainz und Fulda. Nördlichere Gebiete sind fast nur durch den Heliand und die alts. Genesis vertreten.

§ 28. 1. Im 12. Jahrh. beginnt eine reiche Entwicklung der deutschen Dichtung, die gegen Ende des Jahrhunderts in der klassischen Periode der altdeutschen Poesie gipfelt. Noch immer ist Süddeutschland die Hauptstätte der deutschen Literatur, wenn gleich die Männer, die am Eingang der mhd. Blütezeit stehen, Heinrich von Veldeke und Eilhart von Oberge, niederdeutschem Boden entstammen. Aber das Rheingebiet tritt hervor, und das spätere 13. und besonders das 14. Jahrh. bringt eine stärkere Beteiligung mitteldeutscher Gegenden. Im 13. Jahrh. werden auch geschichtliche Werke in deutscher Sprache abgefaßt, wenn gleich größtenteils in poetischer Form.

2. Die Prosa ist im 12. Jahrh. hauptsächlich durch die Predigtliteratur vertreten, die im 13. und 14. Jahrh. in der Tätigkeit der Mystiker einen bedeutenden Umfang annimmt. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. begegnet uns dann das erste deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel (um 1230), dem sich etwas später der Schwabenspiegel anschließt (um 1260). Ungefähr aus derselben Zeit wie der Sachsenspiegel stammt das erste Geschichtswerk in deutscher und zwar in niederdeutscher Prosa, die Weltchronik des Eike von Repkow.

3. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts treten uns die Anfänge der deutschen Urkundensprache entgegen. Das Eindringen des Deutschen ist nach verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes. Am frühesten macht sich das Deutsche im Südwesten des Sprachgebietes geltend. Vereinzelt steht ein Kaufvertrag vom Jahre 1221 (Anz. f. Schweizer Gesch. XIX, S. 230), eine Urkunde von etwa 1238 (ein Schiedsspruch zwischen Albrecht IV. und Rudolf III. von Habsburg), eine Urkunde Konrads IV. von 1240, eine niederösterreichische Urkunde von 1248 (Blätter für niederösterreichische Landeskunde XVIII, 428), sowie eine Berner Urkunde von 1251. In Freiburg i. B. beginnt die Reihe der deutschen Urkunden mit dem Jahre 1258 (vgl. Peter Albert, *Die älteste deutsche Urkunde der Stadt Freiburg im Breisgau.* Alemannia XXIII, 43); in Straßburg sind sie in den 60er Jahren

schon häufig; in der Schweiz und im Ulmischen ist ihre Zahl in den 70er Jahren nicht unbeträchtlich (vgl. Behaghel, *Zur Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache* S. 49 ff.). Im Augsburger Urkundenbuch sind zwei deutsche Urkunden vom Jahre 1273 und 1277 enthalten; in den 80er Jahren sind solche häufig; im Urkundenbuch des Landes ob der Enns eine deutsche von 1276, zahlreiche aus den 80er Jahren.

In den Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer je eine deutsche (Königs-) Urkunde von 1284 und 1297; eine sonstige von 1293; wenige aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. (von 1302, 1303, 1304, 1305); zahlreiche aus dem 2. Jahrzehnt. Im Urkundenbuch der Stadt Worms je 5 deutsche Urkunden aus dem vorletzten und letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhs., sechs aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs., häufig erst in den 30er Jahren. In Mainz finden sich unter den Urkunden des Bischofs Gerhard (1289—1305) einige deutsche, so die Erfurter Satzungen von 1289, der Vertrag mit Thüringen von 1291, der mit Hessen von 1294 (vgl. Mainzer Regesten S. 161). Im Nassauischen Urkundenbuch je eine Königsurkunde aus dem Jahre 1275, zwei derselben von 1286, eine sonstige von 1295, je eine von 1303, 1304, 1306, 1310; häufiger wurden sie erst mit dem Ausgang der 20er Jahre.[1]) In den Kölner Schreinsurkunden findet sich Deutsches schon zwischen 1135 und 1165, sowie zwischen 1159 und 1170. Im Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins zwei deutsche von 1257, deren acht aus den 60er Jahren, keine aus den 70er Jahren, je eine von 1280, 1283, 1298; häufiger erscheinen sie im ersten und zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhs.

Im Westfälischen Urkundenbuch (das nur bis 1300 geht) keine deutsche. Im Dortmunder Urkundenbuch eine von 1300, zwei von 1319, fünf aus den 20er Jahren, je eine von 1335, 1339, 1342. Im Urkundenbuch der Stadt Halberstadt je eine deutsche von 1310 und 1315, acht aus dem dritten, vier aus dem vierten Jahrzehnt; größere Häufigkeit erst in den 40er Jahren. Im Codex diplom. Anhaltinus zwei deutsche von 1294, je eine von 1305, 1308; von 1309 an eine größere Zahl. Im Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg eine deutsche von 1296, deren sieben aus dem ersten, zahlreiche aus

[1]) Interessant ist eine Urkunde von 1300 (Th. 3, S. 24), wo der eigentliche Vertrag lateinisch, die Ortsbeschreibung deutsch abgefaßt ist, ebenso wie in der Würzburger Markbeschreibung.

dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. In den Urkunden der Askanier tauchen seit 1290 vereinzelt deutsche Schreiben auf, namentlich wenn es sich um Angelegenheiten der äußeren Politik handelt. Im Bremischen Urkundenbuch (das bis 1350 reicht) je eine deutsche aus den Jahren 1310, 1344, 1345, 1349, mehrere von 1350. Im Lübecker Urkundenbuch eine deutsche (niederländische) von 1303, je eine von 1319, 1323, 1324, 1326, 1328, zahlreichere aus dem vierten Jahrzehnt. Im Meklenburgischen Urkundenbuch eine deutsche von 1284, zwei von 1292, je eine von 1295 und 1296; im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. schon eine größere Anzahl. 1269 wird zwischen dem Großfürsten Jaroslaw von Nowgorod und den deutschen Kaufleuten von Gotland ein Vertrag in niederdeutscher Sprache abgeschlossen. Im Urkundenbuch der Stadt Leipzig eine deutsche von 1291, eine von 1335, eine von 1341; von der Mitte des Jahrhunderts an werden sie ewas häufiger. Im Urkundenbuch des Hochstifts Meißen eine deutsche von 1305, vier von 1312, je eine von 1316 und 1318, zwei von 1319, je eine von 1333, 1349, 1350, 1352. Im Urkundenbuch der Stadt Liegnitz je eine deutsche von 1312, 1326, 1328, zwei von 1329, eine von 1333, zwei von 1335, eine von 1347. In den Urkunden von Kamenz (cod. diplom. Siles. X) eine deutsche von 1346, zwei von 1358, je eine von 1361 und 1365, 1374, 1378, 1379 usw. vereinzelt durch die folgenden Jahrzehnte des Jahrhs. hindurch. In den Urkunden des Klosters Czarnowanz (Bezirk Oppeln) die erste deutsche von 1390, von da vereinzelte bis 1430, von da an überwiegend deutsche.

Es ist also Mitteldeutschland und Norddeutschland um mehrere Jahrzehnte im Rückstand gegenüber den Gebieten des Oberrheins und der Donau; besonders spät dringt — von Mecklenburg abgesehen — das Deutsche auf ursprünglich wendischem Boden ein.

Darf man für die Sprache der Königsurkunden aus den Sammlungen von Böhmer (Acta imperii selecta) und Winkelmann (Acta imperii) Schlüsse ziehen, so ist vor Friedrich III. das Deutsche nur sehr spärlich verwendet worden; bei Böhmer je eine deutsche Urkunde von 1288 und 1309, bei Winkelmann je eine von 1287, 1288, 1289, 1301; eine etwas größere Zahl unter Friedrich III.; häufig sind sie unter Ludwig dem Baiern (vgl. F. Pfeiffer, Germ. IX, 159).

Das erste Reichsgesetz in deutscher Sprache war der Mainzer Landfriede vom Jahre 1235 (herausg. von Zeumer, *Neues Archiv f. Geschichtskunde* 28, 435).

Daß die deutsche Urkundensprache in verschiedenen Gegenden zu so verschiedenen Zeiten auftritt, hat seinen Grund zum Teil darin, daß die verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes Verhältnis zur mittelhochdeutschen Schriftsprache haben. Diese ist auf oberdeutschem Boden entstanden; sie ist daher für die Mittel- und Niederdeutschen etwas Fremdes, das erst erlernt werden muß. So kam es, daß man sich hier schwerer entschloß, das lange vertraute Lateinisch aufzugeben, als im Süden.

Vgl. Max Vansca, *Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden.* Leipzig 1895 (Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft). — O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart.* Gießen 1896, S. 6. — Agathe Lasch, *Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrh.* Dortmund 1910, S. 11.

Über die Sprache der Inschriften in mhd. Zeit sind wir noch fast gar nicht unterrichtet. Jedenfalls werden die Grabinschriften im ganzen sehr spät deutsch; die älteste deutsche, die mein Schüler Fr. Klingelschmitt im Gebiete des Rheins von Speyer bis Koblenz, in Taunus und Westerwald, in Oberhessen gefunden hat, ist die Grabschrift der Anna von Dalberg in der Katharinenkirche in Oppenheim von 1410; erst seit 1465 aber beginnt bei den Laien die deutsche Sprache durchzudringen; bei den Klerikern bleibt das Lateinische. Eine deutsche Siegelinschrift begegnet schon 1197 bei Herzog Leopold VI. von Österreich (vgl. M. Vancsa, *Die ältesten Siegelinschriften in deutscher Sprache.* Deutsche Geschichtsblätter IV, 111).

§ 29. Gegen Ende des 14. Jahrhs. gewinnt die geschichtliche Erzählung in deutscher Sprache breiten Raum. Im 15. Jahrh. erblüht die belletristische deutsche Prosa. Deutsche Andachts- und Erbauungsbücher, sowie Übersetzungen der Bibel und ihrer Teile erfahren Verbreitung, teilweise schon im 14., mehr noch im 15. Jahrh. Einen ganz außerordentlichen Aufschwung nimmt das Deutsche als Büchersprache im 16. Jahrh. durch die Schriften, die im Dienste der Reformation stehen; auch die Kirchensprache ist durch den Protestantismus deutsch geworden. Anderseits hat gerade im 16. Jahrh. das Deutsche wieder wesentliche Einbuße erlitten und zwar durch den Einfluß des Humanismus: soweit sie nicht unmittelbar volkstümlicher Natur ist, bewegt sich die literarische Tätigkeit fast ausschließlich im Gewande der lateinischen Sprache.

1570 bilden die lateinisch abgefaßten 70% der in Deutschland

gedruckten Bücher. Von da an aber erobert das Deutsche wieder langsam das Gebiet; seine Zunahme wird rascher in den 70 Jahren des 17. Jahrhs.; im Jahre 1681 sind die deutschen Bücher zum erstenmal in der Überzahl, im Jahre 1691 die lateinischen zum letztenmal. Um 1730 bilden die lateinischen Schriften nur noch 30% der Erscheinungen des Büchermarktes; gegen Ende des 18. Jahrhs. ist die lateinische Sprache so gut wie ausgestorben.

Bei dieser Verdrängung des Lateinischen sind die verschiedenen Gruppen der Literatur in sehr ungleicher Weise beteiligt. In der protestantischen Theologie hat die deutsche Sprache wohl immer das Übergewicht behauptet, soweit es sich nicht nur um gelehrte Werke handelt; in der Poesie überwiegt bis 1680 das Lateinische sehr stark, um dann ungemein rasch zurückzutreten; in Geschichtswerken hat die deutsche Sprache schon gegen Ende des 17. Jahrhs. das Übergewicht; im Anfang des 18. Jahrhs. tritt das gleiche Verhältnis bei den philosophischen Wissenschaften und der Medizin ein; es war vor allem Christian Wolff, durch dessen Einfluß die Sprache der Philosophie deutsch geworden ist. Am längsten leistet die Rechtswissenschaft Widerstand, bei der erst 1752 das Deutsche die größere Anzahl von Werken aufzuweisen hat (vgl. F. Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts.* Leipzig 1885, S. 785).

Vom Ende des Jahres 1526 bis Anfang 1528 hatte Paracelsus in Basel Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten. Aber sein Beispiel blieb ohne Nachfolge. Dann aber hielt Christian Thomasius im Winter 1687 auf 1688 deutsche Vorlesungen an der Universität Leipzig, und sein Ansehen hat an der Universität Halle das Lateinische als Kathedersprache verdrängt.

Vgl. R. Hodermann, *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrh.* Jenenser Diss. 1891. — ders., *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache. Christian Thomasius, Seine Vorgänger und Nachfolger.* Wissenschaftliche Beihefte zur Zs. des allgem. deutschen Sprachvereins II. Reihe, 99. — M. Sudhoff, *Hohenheim's deutsche Vorlesungen.* Wissenschaftliche Beihefte zur. Zs. des allgem. deutschen Sprachvereins. I. Reihe, 142. — R. Böhmer, *Die Einführung der deutschen Sprache in die deutschen Hochschulen.* Mitt. des deutschen Sprachvereins Berlin, 7. Jahrg. (1896), S. 33.

Besonders im 18. Jahrh. wird noch von einer andern Seite dem Deutschen das Gebiet streitig gemacht; an den Höfen und in den vornehmen Familien wird es guter Ton, französisch zu sprechen, und auch in der Literatur gewinnt das Französische

Eingang: in der Zeit von 1750 bis 80 gehören diesem etwa 10% der literarischen Erzeugnisse Deutschlands an (Paulsen a. a. O.).

V. DIE GLIEDERUNG DER DEUTSCHEN SPRACHE.

A. Die zeitlichen Abschnitte.

§ 30. Man gliedert die Geschichte der deutschen Sprache in drei Abschnitte, die alte, mittlere und neue Zeit, und spricht demgemäß von altniederdeutsch, mittelniederdeutsch, neuniederdeutsch — althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch.

Als Grenze zwischen der alten und mittleren Zeit pflegt man die Zeit um 1100 zu betrachten und sieht das Eigentümliche des mittleren Abschnitts darin, daß hier die vollen Endungsvokale der älteren Zeit durch das einförmige *e* vertreten seien. Nun sind aber die langen Vokale der älteren Zeit im Alemannischen bis in das 14. Jahrh. hinein und teilweise noch heute nicht durchaus zu *e* geworden; also muß jene Unterscheidung auf die kurzen Vokale beschränkt werden. Bei diesen hat die Schwächung vor 1100 stattgefunden; sie ist bei verschiedenen Vokalen zu verschiedenen Zeiten eingetreten, und der Süden hat sie später vollzogen als der Norden, soweit über diesen die Tatsachen überhaupt festgestellt sind.

Als Scheide zwischen der älteren und der neueren Zeit wird gewöhnlich das Auftreten Luthers betrachtet, das für die Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache entscheidend gewesen ist. Als formale Kennzeichen der neueren Zeit betrachtet man hauptsächlich Erscheinungen auf dem Gebiete des Vokalismus. Die langen Vokale des Mhd. — *î*, *û*, *iu* (sprich *ü*) — sind im Nhd. zu Diphthongen geworden, zu *ei*, *au*, *eu*; die mhd. Diphthonge *ie*, *uo*, *üe* haben sich zu den einfachen Längen *i*, *u*, *ü* gewandelt, eine Menge alter kurzer Vokale ist im Nhd. gedehnt worden. Freilich reichen diese Erscheinungen schon in erheblich frühere Zeit zurück; man hat daher vorgeschlagen, die Zeit um 1250—1650 als eine Übergangszeit zwischen Mhd. und Nhd. zu betrachten und das Nhd. erst mit der Mitte des 17. Jahrhs. zu beginnen. Dann würde die wichtigste Eigentümlichkeit des Nhd. darin bestehen, daß sie den mhd. Wechsel zwischen Sg. und Plur. des starken Verbs ausgeglichen hat.

§ 31. Die herkömmliche Kennzeichnung der verschiedenen Abschnitte unterliegt aber einem wesentlichen Bedenken. Die

Kennzeichen des Nhd. sind im wesentlichen nur solche der Schriftsprache und gelten nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil der Mundarten. Aber es gibt überhaupt weder auf lautlichem Gebiet noch in der Art, wie die einzelnen Formen gebildet werden, durchgreifende Verschiedenheiten zwischen der Gesamtheit der Mundarten in der neueren Zeit und dem Sprachstand in den älteren Zeiten; wohl aber finden sich solche auf dem Gebiete der Syntax. Erstens haben die neueren Mundarten bis auf isolierte Reste den Genitiv eingebüßt, zweitens ist die altdeutsche Zeitfolge der Auflösung verfallen, indem — um es in den gröbsten Umrissen zu bezeichnen —, die mittel- und norddeutschen und die südöstlichen Mundarten überall den Cj. Präteriti, die übrigen den des Präsens anwenden. Das zweite Kennzeichen kommt auch der Schriftsprache zu; dagegen hat sie, bei ihrem stark archaischen Charakter, den Genitiv beibehalten. Der Verlust des Genitivs ist auch insofern kein unbedingt durchgreifendes Kennzeichen, als eine Reihe von südlichen Mundarten noch heute den lebendigen Genitiv bewahrt hat (s. unten § 356, 4).

In noch höherem Grade ist die Kennzeichnung des älteren und mittleren Abschnitts eine solche zweiten Rangs, denn die südlichsten alemannischen Mundarten und das Cimbrische haben auch kurze auslautende Vokale bis ins Mhd. und sogar bis ins Neudeutsche gewahrt.

Jene syntaktischen Kennzeichen sind freilich nicht bequem zu handhaben. Bei dem eben schon betonten stark altertümlichen Gepräge der Schriftsprache und bei der Unzuverlässigkeit der ältesten Mundartenproben entziehen sich die syntaktischen Vorgänge sehr leicht der Beobachtung. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß jene beiden Erscheinungen etwa in die zweite Hälfte des 15. Jahrhs. zurückgehen.

Über Entwickelungsstufen innerhalb des Mhd. und Nhd. vgl. O. Behaghel, *Die deutsche Sprache*[4]. S. 27.

B. Die Mundarten der deutschen Sprache.

Allgemeine Hilfsmittel.

Die Karten des Wenkerschen Sprachatlas des deutschen Reiches; aufbewahrt auf der Kgl. Bibliothek in Berlin; fertig gestellt bis jetzt über 1000 Stück. — Berichte darüber von F. Wrede, im AnzfdA. Bd. XVIII bis XXVIII; Übersicht dazu ebenda, XXV, 391. Ferner in: *Deutsche Dialektgeographie, Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des*

deutschen Reiches, hrsg. von F. Wrede. Marburg 1908 ff. — Zur Bearbeitung des Sprachatlas: G. Wenker, *Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland.* Bearbeitet, entworfen und gezeichnet. Text, Einleitung, Straßburg 1881. — O. Bremer, *Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches.* Leipzig 1895. — Der Sprachatlas des deutschen Reiches. Dichtung und Wahrheit. I. G. Wenker, *Herrn Bremers Kritik des Sprachatlas.* II. F. Wrede, *Über richtige Interpretation der Sprachatlas-Karten.* Marburg 1895. — O. Bremer, *Zur Kritik des Sprachatlas.* PBB. 21, 27 (1896). — O. Brenner, *Zum Sprachatlas des deutschen Reiches.* Bayerns Mundarten II, 269. — Ed. Damköhler, *Die Eis- und Wein-Linie von Bettingerode bis Neindorf und Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches.* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachforsch. XXII, 134 (1897). — ders., *Zu Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches.* Korrespondenzbl. des Vereins f. nd. Sprachf. XIX, 4—6 (1897). — A. Scheiner, *Wredes Berichte über G. Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches und unsere Dialektforschung.* Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. N. F. XXVIII, 1 (1898).

In Wien ist von der Akademie der Wissenschaften ein Phonogramm-Archiv errichtet worden; Berichte darüber von J. Seemüller in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften seit 1908.

Andere Karten der deutschen Mundarten:

Eine Übersicht bei Willi Pessler, *Deutsche Ethnogeographie und ihre Ergebnisse, soweit sie kartographisch abgeschlossen sind.* Deutsche Erde VIII, 194. 254. IX, 3. 35. — Karten von O. Bremer in Brockhaus Konversationslexikon[14], IV, 990, von E. Maurmann in Meyers Konversationslexikon[6], IV, 742. — Willi Pessler, *Vier Karten zur vergleichenden deutschen Ethnogeographie.* III. Sprachgeographie. Die Hauptmundarten nach Lautstand und Satzmelodie (Festgabe für die Grazer Philologenversammlung, wird voraussichtlich in «Wörter und Sachen» erscheinen).

F. Mentz, *Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrh. bis zum Ende des Jahres 1889.* Leipzig 1892. Nachträge und Weiterführung Deutsche Mundarten I, 85. 184. 303. II, 1; Zs. für deutsche Mundarten 1908, 97. — Zahlreiche bibliographische Angaben bei O. Weise, *Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen.* Leipzig und Berlin 1910.

Darstellungen über einzelne größere Gebiete:

A. Bachmann, *Sprachen und Mundarten (der Schweiz),* in: Geographisches Lexikon der Schweiz. V. Neuenburg 1908, 58. — E. Martin, *Sprachverhältnisse und Mundarten im deutschen Sprachgebiet von Elsaß-Lothringen,* in: Das Reichsland Elsaß-Lothringen, I, 91. — M. F. Follmann, *Über Herkunft und Sprache der Deutsch-Lothringer.* ZsfhdMaa. VI, 1. — H. Fischer, *Geographie der schwäbischen Mundart.* Tübingen 1895. — A. Schmeller, *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt.* München 1821. — *Die Völker Österreich-Ungarns.* Teschen: 1. K. Schober, *Die Deutschen in Nieder- und Ober-Österreich, Salz-*

burg, Steiermark, Kärnten und Krain. 1881. — 2. J. Bendel, *Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien.* 1884, 85. — 3. J. H. Schwicker, *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.* 1881. — 4. J. Egger, *Die Tiroler und Vorarlberger.* 1882. — *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.* Wien 1868—1902. — P. Lessiak, *Beitrag zur Dialektgeographie der österreichischen Alpenländer. A. Oberkärnten und das angrenzende Osttirol.* ZsfdMaa. 1906, 308. — J. Schatz, *Die tirolische Mundart.* Separatabdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift. Innsbruck 1903 (Selbstverlag). — H. Reis, *Die Mundarten des Großherzogtums Hessen.* ZsfdMaa. 1908, 302.

§ 32. Die Zerlegung in räumliche Abschnitte begegnet ähnlichen Bedenken wie diejenige in zeitliche. Auch hier sind die Übergänge vielfach ganz allmähliche; es kann oft zweifelhaft sein, welches Merkmal für die Sonderung zu benützen sei. Je nach der Auswahl würde die Scheidelinie hierhin oder dorthin verlegt werden; denn oft genug haben verschiedene sprachliche Erscheinungen einen Teil ihres Verbreitungsbezirks gemeinsam, einen andern nicht. Trotzdem ist aus praktischen Gründen eine Einteilung kaum zu entbehren.

§ 33. 1. Die wichtigste Gliederung innerhalb des deutschen Sprachgebiets ist die Scheidung in niederdeutsche Mundarten im Norden und hochdeutsche Mundarten im Süden, hervorgerufen durch die sogenannte zweite Lautverschiebung. Und zwar liegt das entscheidende Merkmal auf dem Gebiete der Laute, die im Germanischen als Tenues erscheinen. Hochdeutsch sind die Mundarten, welche anlautend *t* und inl. *tt* zur Affricata *z*, inlautend *t* zur Spirans *z (zz)*, *p* und *k* im Inlaut nach Vokalen zu den Spiranten *f (ff)* und *ch* verschieben; als niederdeutsch bezeichnet man die Mundarten, welche diese Verschiebung unterlassen. Die Grenzlinien zwischen den unverschobenen und den verschobenen Lauten fallen für alle diese Organe fast völlig zusammen; nur erstreckt sich bei den Dentalen der verschobene Laut am Rhein etwas weiter nach Norden als bei den Labialen und Gutturalen.

Die Grenze zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch bezeichnet eine ungefähr von West nach Ost gerichtete Linie, die von Wenker den Namen Benrather Linie erhalten hat. Sie beginnt an der französischen Grenze südlich von Limburg, geht um Eupen herum, das niederdeutsch bleibt, wendet sich nach Norden, zieht westlich vorbei an Aachen, läßt Geilenkirchen, Erkelenz, Odenkirchen links liegen, trifft für Labiale und Gutturale den Rhein unterhalb Benrath, während die Scheide zwischen

verschobener und unverschobener Dentalis nördlich von Düsseldorf vorbeizieht, — in Kaiserswörth herrscht Schwanken zwischen verschobener und unverschobener Dentalis. Nunmehr schlägt die Linie südöstliche Richtung ein, geht zwischen Leichlingen und Solingen, Burscheid und Remscheid hindurch, südwestlich an Wipperfürth und Gummersbach vorbei, läßt Waldbröhl südlich liegen, wendet sich von da nach Osten, geht zwischen Olpe und Freudenberg hindurch, nördlich an Berleburg, Waldeck, Naumburg, Kassel, Heiligenstadt, Sachsa, Harzgerode vorbei nach der Elbe, die oberhalb von Magdeburg erreicht wird und von da an hinauf bis nach Griebau die Scheide bildet. Die Grenze geht dann im Norden von Wittenberg vorbei, südlich an Luckau vorüber, trifft die Spree bei Lübben, die Oder bei Fürstenberg und erreicht nahezu die Warthe in der Gegend von Birnbaum. Von da an berühren sich nicht mehr Niederdeutsch und Hochdeutsch, sondern Niederdeutsch und Slavisch. Die in Posen eingesprengten Deutschen sind Hochdeutsche.

2. Auf einzelnen Punkten begegnen wir hochdeutschen Inseln innerhalb des niederdeutschen Sprachgebiets. Eine liegt im Oberharz; ihre Hauptorte sind Andreasberg, Klausthal; die Bewohner sind des Bergbaus wegen zugewandert, der Hauptsache nach wahrscheinlich im 16. Jahrh., vielleicht aus dem Erzgebirge. Eine zweite liegt in Ostpreußen, nördlich von Elbing, in der Umgegend von Mohrungen, Liebstadt, Wormditt, Guttstadt und Heilsberg. Südlich von Cleve besteht eine kleine hochdeutsche Kolonie, die Orte Louisendorf, Neulouisendorf und Pfalzdorf, die im Anfang unseres Jahrhunderts von Landleuten aus der baierischen Pfalz gegründet wurden.

3. Die heutige Grenze des Niederdeutschen und Hochdeutschen deckt sich nicht völlig mit derjenigen in früheren Zeiten. In dem Gebiet zwischen Weser und Saale reichte das Niederdeutsche noch 1300 nicht unerheblich weiter nach Süden: Mansfeld, Eisleben, Merseburg, Halle, Bernburg, Köthen, Dessau waren ursprünglich niederdeutsch und sind teils im 14. teils im 15. Jahrh. erst hochdeutsch geworden. Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. redete in Halle das Volk niederdeutsch (vgl. F. Bech, Germ. XXVI, 351), während bei den Gebildeten das Hochdeutsche seinen Einzug gehalten hat. In Dörnberg bei Kassel ist seit einem halben Jahrhundert das Hochdeutsche an Stelle des Niederdeutschen getreten (Vgl. A. Fuckel, *Eine Verschiebung der nd.*

Sprachgrenze in neuerer Zeit. Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. XXIX, 39). Auch östlich der Elbe hat das Niederdeutsche Rückschritte gemacht; so ist Wittenberg früher niederdeutsch gewesen.

Vgl. K. Bernhardi, *Sprachkarte von Deutschland.* Kassel 1844. 2. Aufl. von W. Stricker, 1849. — R. Andree und O. Peschel, *Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reiches.* Bielefeld 1878. Karte X, deren Angaben aber besonders in bezug auf die Grenze im Westen fehlerhaft sind. — G. Wenker, *Das rheinische Platt.* Düsseldorf 1877. — W. Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen,* PBB. I, 1. — H. Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500 nach den Urkunden dargestellt.* PBB. VII, 1. — B. Haushalter, *Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Stassfurt an der Bode.* Halle 1883. — R. Löwe, *Die Bedeutung des Georg Torquatus für die deutsche Sprachforschung.* Blätter f. Handel, Gewerbe und soziales Leben (Beibl. zur Magdeb. Zeitg.), 1898, Nr. 26 und 27. — E. Damköhler, *Zur Sprachgrenze um Aschersleben.* Archiv für Landeskunde der Provinz Sachsen, V, 75—92 (1905). — E. Schroeder, *Der Ausgang des Niederdeutschen in Magdeburg.* Korrespondenzbl. des Vereins f. nd. Sprachforschung, XXXI, 21. — B. Haushalter, *Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe.* Halle 1886.

F. Günther, *Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern.* Hannover 1895. — ders., *Die Besiedelung des Oberharzes.* Zs. des Harzvereins, Bd. XVII, 1. — H. Meyer, *Die alte Sprachgrenze am Harzlande.* Göttinger Diss. 1892. — Ed. Damköhler, *Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes.* Braunschweigisches Magazin 1905, 91. — Joh. Stuhrmann, *Das Mitteldeutsche in Ostpreußen (mit Karte).* Progr. von Deutsch-Krone 1895, 1896, 1898.

§ 34. Das niederdeutsche Sprachgebiet läßt sich zunächst in zwei Hauptunterabteilungen zerlegen. In den Gegenden des Rheins zeigt sich in den heutigen Mundarten eine deutliche Grenzlinie, die von Südosten nach Nordwesten zieht und durch einen Unterschied in der Verbalflexion bedingt ist. Die 1. und 3. Pers. Plur. Präs. Ind. hat südwestlich dieser Linie durchaus die Endung *-en;* die nordöstlich angrenzenden Mundarten weisen *-et* auf. Die Linie beginnt an der niederdeutsch-hochdeutschen Grenze südwestlich von Olpe, läßt Olpe östlich liegen, geht hindurch zwischen Wipperfürt und Meinertshagen, Lüttringhausen und Rade v. Wald, Barmen und Schwelm, Langenberg und Hattingen, Werden und Steele, Mülheim und Essen, Wesel und Dorsten, Isselburg und Bocholt, um sich weiter rheinabwärts nach Norden zu wenden, über Doesborg auf Zütfen los und von dieser Stadt nach Westen zur Zuidersee. Was links dieser Linie liegt, ist fränkisches Gebiet; was rechts anstößt, ist sächsisches Gebiet.

So erhalten wir die zwei Abteilungen des Niederfränkischen einerseits, des Niedersächsischen anderseits, wie man das östliche Gebiet nach dem wichtigsten Stamme nennt. Den östlichen Zweig bezeichnet man auch als plattdeutsch, oder man beschränkt auf ihn allein die Bezeichnung Niederdeutsch.

2. So weit die Quellen ein Urteil gestatten, scheint die Grenze zwischen Niederfränkisch und Niederdeutsch in der älteren Zeit den gleichen Lauf gehabt zu haben, wie heutzutage. Allerdings, in der Zeit zwischen 1350 und 1450 hat das niedersächsische Gebiet neben der Endung *-et* auch *-en* aufzuweisen, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. ist *-et* fast verdrängt, allein es scheint hier Einfluß irgend einer Kanzleisprache im Spiel zu sein. Vielleicht hat insofern eine kleine Verschiebung der Grenze stattgefunden, als auf einzelnen Punkten das Niederfränkische das Niederdeutsche zurückgedrängt hat; so scheint Elberfeld früher sächsisch gewesen zu sein.

3. Noch in anderen Punkten besteht heute ein Unterschied der Flexion zwischen Niederfränkisch und Niederdeutsch. Im Niederdeutschen weist im größten Teile des Gebietes, abgesehen von südlichen Grenzmundarten, der Plural des Indikativs Präteriti des starken Verbs den Umlaut auf; dem Niederfränkischen ist diese Form unbekannt. Ferner ist im größten Teile des Niederfränkischen dem Adjektiv für den Dativ Singular Feminini die schwache Form abhanden gekommen. Beide Unterschiede gehen in altdeutsche Zeit zurück.

Vgl. W. Braune, *Beiträge zur Kenntnis des Fränkischen.* PBB. I, 1. — H. Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebiets.* PBB. VII, 1. — Werneke, *Die Grenze der sächsischen und fränkischen Mundart zwischen Rhein und Weser.* Zs. f. vaterländ. Geschichte und Altertumskunde XXXII (1874), 2. Abt. 33—60.

§ 35. Innerhalb des Niederfränkischen hebt sich deutlich die Gegend im Südosten des Gebietes ab. Hier hat die Welle der Lautverschiebung sich noch auf niederdeutsches Gebiet ergossen, indem *k* im Auslaut der Wörter sich zu *ch* verschoben hat, während es im Inlaut unverändert blieb. Dieser Stand der Dinge tritt in den mittelalterlichen Urkunden noch ziemlich deutlich zutage; heute liegt *ch* nur noch in den isolierten Formen *ich, mich, dich, sich, auch*, oder auch nur in einzelnen dieser Wörter vor, teilweise auch in der Adjektivendung *-lich*.

Die Linie, welche dieses Gebiet umschließt, ist die von Wenker

so genannte Uerdinger Linie. Die von ihm gezogene Grenze trifft freilich nicht den ganzen Umfang der Erscheinung, da er nur die Wörtchen *ich* und *auch* ins Auge gefaßt hat. Sie beginnt an der Sprachgrenze des Niederfränkischen gegen das Französische etwa bei Tirlemont, geht nach Nordosten, nordwestlich vorbei an Diest, Weert, Venloo, Cleve[1]) nach dem Rhein, diesen hinauf nach Wesel und Duisburg und geht nun nach Südosten, zwischen Werden und Velbert, Langenburg und Neviges, Elberfeld und Ronsdorf, Lüttringhausen und Remscheid hindurch. Die weitere Gliederung des durch diese Linie ausgeschlossenen Gebietes gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe, da das Niederländische seine besondere Darstellung findet.

Vgl. O. Behaghel, *Eneide.* Einleitg. S. XIX. — Jos. Schrijnen, *Benrather, Uerdinger en Panningerlinie.* Tijdschr. vor nederlandsche taal- en letterkunde XXI (1902), 249. — ders., *Taalgrenzen in Limburg.* Limburgs Jaarbock X, 4 (1903). — ders., *Taalgrenzen in Zuidnederland. Het mich-Kwartier.* Tijdschr. f. nederl. t.- en l. XXVI, 81. — ders., *Limburgsche Dialekten.* Limburg XIII, Lfg. 4. — J. Franck, *Altfränkische Grammatik,* S. 2.

§ 36. 1. Für die niederdeutschen Dialekte gebricht es bis jetzt an einer ins einzelne gehenden Gliederung. Im allgemeinen lassen sich die Mundarten im deutschen Stammland von denen in den Kolonien, auf slavischem Boden, unterscheiden. Die Mundarten westlich der Elbe weisen und wiesen im Plural des Präs. 1. und 3. Person die Endung *-et* auf; nur im Südosten herrscht *-en;* den Mundarten östlich der Elbe ist die Endung *-en* oder ihre Fortsetzung *-e* eigen; nur in Ostholstein und noch östlich davon über Lübeck hinaus gilt auch hier *-et.*

2. Die Mundarten im Stammland lassen sich weiterhin in zwei Gebiete zerlegen. Das eine, das weitaus größere, weist im Dativ des persönlichen Pronomens die Formen *mi* und *di* auf, im Akkusativ *mi, di* oder *mik, dik;* das kleinere Gebiet zeigt für beide Kasus die Formen *mik (mek), dik (dek).* Es ist der Südosten des Gebietes zwischen Elbe und Weser, der die letztere Eigentümlichkeit besitzt; die Grenzlinie gegen die *mi*-Mundarten beginnt an der Weser oberhalb von Rinteln, westlich von Oldendorf, folgt dem Kamme des Bückebergs, geht hart im Osten des Steinhuder Meeres vorbei, schneidet die Leine fast genau an der

[1]) Für das ältere Clevische vgl. die Urkunde von 1298 bei Lacomblet, Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins II, 1611: *Diederich, wittelich, redelich* neben *maken, witteliken, Wilike, seker.*

Stelle ihres Zusammenflusses mit der Aller, geht auf Uelzen zu, wendet sich dann scharf nach Südosten, zieht bei Wittingen vorbei nach der Gegend von Neuhaldensleben an der Ohre und folgt diesem Fluß bis zur Elbe.

3. Das Niederdeutsche in dem Kolonialgebiet zerfällt wieder in drei Unterabteilungen:

a) das Gebiet ungefähr zwischen Elbe und Oder; die Ostgrenze bildet eine Linie von Misdroy auf Wollin zur Einmündung der Netze in die Warthe;

b) das Gebiet zwischen der eben genannten Grenzlinie und der Weichsel;

c) das Preußische, das Gebiet östl. der Weichsel.

In Gebiet a ist auslautendes *n* der Endungen erhalten; in b und c ist es abgefallen, doch hat b das *n* in der Endung des Gerundiums noch teilweise bewahrt.

Vgl. H. Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500.* PBB VII, 1. — H. Babuke, *Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser.* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. VII, 71. — H. Jellinghaus, *Grenzen westfälischer Mundarten.* Korrespondenzbl. d. Vereins f. nd. Sprachf. VI, 74. — ders., *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten.* Kiel 1884. — O. Bremer, *Grundriß*[2]. III, 871. — F. Wrede, AzfdA. XXI, 295.

§ 37. 1. Das hochdeutsche Sprachgebiet zerfällt in zwei Hauptabteilungen, das Oberdeutsche und das Mitteldeutsche. Statt der letzteren Bezeichnung, welche für den Zusatz der zeitlichen Bestimmungen alt-, mittel- und neu- unbequem ist, wird auch der Ausdruck binnendeutsch gebraucht; doch ist dieser nur in sehr beschränktem Maß in Aufnahme gekommen.

Das Oberdeutsche umfaßt die Mundarten, die für germ. *p* im Anlaut und in der Verdoppelung *pf* aufweisen und ihre Diminutiva mit einem *l*-Suffix bilden.

Das Mitteldeutsche dagegen bildet seine Diminutive mit einem *-ch*-Suffix (abgesehen von den südlichen Teilen von Obersachsen und Schlesien), hat *pp* nicht verschoben und bietet für germanisch *p-* im Westen *p̣-*, im Osten *f-*. In der älteren Zeit bestand noch ein weiterer Unterschied: germ. *d* wurde im Oberdeutschen inlautend zu *t* verschoben, während es mitteldeutsch erhalten blieb.[1])

[1]) F. Kauffmann bezeichnet ZsfdPh. XXXII, 258 das *w* in den mundartlichen Formen von *bähen, drehen, mähen, säen* als Merkmal des Mitteldeutschen, unter

2. Die Grenze zwischen oberdeutsch und mitteldeutsch gestaltet sich heute folgendermaßen. Sie beginnt an der französischen Sprachscheide westlich von Straßburg, geht hindurch zwischen Saarburg und Zabern, Lützelstein und Ingweiler, Bitsch und Reichshofen, Bergzabern und Weißenburg, Rheinzabern und Mühlburg,[1]) Germersheim und Philippsburg, Wiesloch und Waibstadt, Eberbach und Mosbach, Amorbach und Buchen, Miltenberg und Külsheim, Freudenberg und Stadtprozelten,[2]) Lohr einerseits und Gemünden, Rieneck anderseits, Brückenau und Bischofsheim, Kaltennordheim und Fladungen, Salzungen und Schmalkalden, zieht auf den Kamm des Thüringer Waldes los und folgt dem Rennstieg nach Südosten bis in das Quellgebiet von Schwarza und Werra, biegt dann wieder nach Nordosten und trifft die Saale in der Gegend von Saalfeld, die Elster etwa in der Gegend von Berga, geht nach Osten, an Reichenbach, Auerbach, Falkenstein, Schöneck vorbei, stößt in der Gegend der Elster- und Muldequelle aufs Erzgebirge und geht im westlichen Böhmen über Konstadt bei Graslitz, Bleistadt, Schönlind, Neudeck, Schlackenwerth, Duppau, Waltsch, Chiesch, Jechnitz nach Netschetin. In Mähren schneidet die Grenze den südlichsten Teil des Landes ab, indem sie von Lipolz nach Znaim hinüber zieht und nach einer nordöstl. Ausbuchtung bei Eisgrub die niederösterreichische Grenze erreicht.

3. Eine kleine oberdeutsche Kolonie im Mitteldeutschen bilden die Zillertaler Protestanten, die 1837 im schlesischen Riesengebirge in den Kirchspielen Erdmannsdorf und Seidorf sich niedergelassen haben, vgl. Th. Siebs, *Die Sprache der Tiroler in Schlesien.* Mitt. d. schles. Gesellsch. f. Volkskunde. H. XVI, 105.

Vgl. H. Gradl, *Bayerns Mundarten.* II, 355. — *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.* Böhmen I, 605. — Ferner standen mir briefliche Mitteilungen von H. Lambel zur Verfügung.

§ 38. 1. Die mitteldeutschen Mundarten zerfallen in das Ostmitteldeutsche einerseits, das anlautend *p-* zu *pf-* oder vielmehr zu *f-* verschiebt, und zu dem man das Schlesische,

Berufung auf Pauls mhd. Grammatik, und will dieses Merkmal bei der Abgrenzung des Md. verwerten. Diese Anschauung scheitert an der Tatsache, daß das *w* in den genannten Verben nichts weniger als allgemein mitteldeutsch ist; Paul hat seine Angabe auch längst genauer gefaßt.

[1]) So muß es AzfdA. XIX, 103 statt Mühlberg heißen.

[2]) Die Angaben Wredes ZsfdA. XXXVII, 297 und AzfA. XIX, 103 scheinen sich hier zu widersprechen.

Obersächsische und Thüringische rechnet, und das Westmitteldeutsche, das Fränkische anderseits, in dem anlautendes *p* unverschoben bleibt. Die Grenze zwischen westmitteldeutsch und ostmitteldeutsch wird durch eine Verbindungslinie zwischen der oberdeutsch-mitteldeutschen und der hochdeutsch-niederdeutschen Grenze gebildet, die von der ersteren in der Hohen Rhön abzweigt, zwischen Geisa und Tann, Vacha und Lengsfeld hindurch geht, Berka und Sontra östlich liegen läßt, zwischen Waldkappel und Eschwege, Lichtenau und Groß-Almerode hindurch weiterzieht und zwischen Kassel und Münden die niederdeutsche Grenze trifft.

2. Das Westmitteldeutsche zerfällt in das Mittelfränkische, das *t* in den Pronominalformen *dat, wat, dit, it* sowie in *allet* festgehalten hat, und das Rheinfränkische, das auch hier Verschiebung hat eintreten lassen. Die Grenze zwischen beiden wird durch folgende von Südwesten nach Nordosten laufende Linie gebildet: sie beginnt an der deutsch-französischen Grenze, südlich von Falkenberg, geht hindurch zwischen Falkenberg und St. Avold, Bolchen und Forbach, Saarlouis und Saarbrücken, St. Wendel und Ottweiler, Oberstein und Kusel, Gemünden und Sobernheim, Kirchberg und Simmern, hinüber zum Rhein, an dem Bacharach, Caub, Oberwesel, St. Goar rheinfränkisch bleiben, zwischen Boppard und Nastätten hindurch nach der Lahn, an der Nassau, Diez, Limburg mittelfränkisch sind, zwischen Hadamar und Runkel, Westerburg und Driedorf, Haiger und Dillenburg, Siegen und Laasphe, Hilchenbach und Berleburg nach der niederdeutsch-hochdeutschen Grenze. Demnach umfaßt das Mittelfränkische hauptsächlich Gebiete der preußischen Rheinprovinz und den Westerwald, das Rheinfränkische Deutschlothringen, die bairische und badische Pfalz, Hessen und Nassau.

3. Das Mittelfränkische zerfällt wieder in das nördlichere Ripuarische und das südlichere Moselfränkische: Im Ripuarischen ist *-rp* und *-rd* unverschoben geblieben, während das Moselfränkische daraus *-rf* und *-rt* (bzw. dessen weitere Entwickelungen) gemacht hat. Die Grenze läuft etwas nördlich von St. Vith und Cronenburg, zwischen Blankenheim und Münstereifel, Ahrweiler und Altenahr hindurch, trifft etwa bei der Ahrmündung den Rhein und geht dann wieder zwischen Altenkirchen und Blankenberg, Freudenberg und Waldbrühl hindurch.

Vgl. W. Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen.* PBB I. — F. W. Wahlenberg, *Die niederrheinische (nordrheinfränkische) Mundart und ihre Lautverschiebungsstufe.* Köln 1871. — W. Crecelius, *Über die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen.* Jb. d. V. f. nd. Sprachf. IX, 1. — G. Wenker, *Das rheinische Platt.* Düsseldorf 1877. — K. Weinhold, *Mhd. Grammatik*[2] § 149. — K. Nörrenberg, *Die Lautverschiebungsstufe des Mfr.* PBB IX, 371. — *Oxforder Benediktinerregel,* hrsg. von E. Sievers, Einl. S. XVI. — Jolande, hrsg. von J. Meier, Einl. S. VII. — J. Meier, PBB XVI, 109. — F. Wrede, *Fuldisch und Hochfränkisch.* ZsfdA. XXXVI, 135. — ders., *Hochfränkisch und Oberdeutsch.* ebda. XXXVII, 288. — Oskar Böhme, *Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. und 15. Jahrh.* Leipziger Diss. 1893; dazu J. Frank, AzfdA. XXII, 8. — O. Brenner, *Zum Sprachatlas des deutschen Reiches.* Bayerns Mundarten II, 269. — J. Franck, *Zs. für Geschichte und Kunst.* XXVII, 27. — Fr. Wilhelm, *Deutsche Legenden und Legendare.* Leipzig 1907, S. 114 (gegen die obige Formulierung über *rd–rt*).

Das Oberdeutsche zerfällt in ein östliches und ein westliches Gebiet: im Osten das Bairische (zu dem auch Österreich gehört, das ja von Baiern aus kolonisiert worden), im Westen das Fränkisch-Alemannische. Das Bairische bildet seine Diminutiva meist mit *el (-l, -erl)*, das Fränkisch-Alemannische mit einem vokalisch auslautenden *l*-Suffix *(la, le, li)*; das Bairische — abgesehen von einigen Sprachinseln (s. unten § 49) — hat den alten Dual der zweiten Person in seinem als Plural verwendeten *es, enk* bewahrt; dem Fränkisch-Alemannischen fehlt diese Form. Im Althochdeutschen sind die bairischen Denkmäler noch dadurch gekennzeichnet, daß der einfache labiale Verschlußlaut im Wortinnern als *-p-* bezeichnet wird, während das Fränkisch-Alemannische *-b-* aufweist. In mittelhochdeutscher Zeit sind auf bairischem Boden die alten Längen *î, û, iu* bereits diphthongiert, im Fränkisch-Alemannischen noch nicht.

§ 40. Die Grenze zwischen fränkisch-alemannisch und bairisch ist heute folgende: sie wird im Süden von der schweizerisch-österreichischen Landesgrenze gebildet, so daß Graubünden alemannisch, das Vintschgau bairisch ist. Sie scheint sich dann ungefähr von der Silvretta nach der Mädelesgabel und dann ein Stück noch entlang der bairisch-schweizerischen Landesgrenze zu ziehen; der Vorarlberg ist alemannisch, auch mit seinen an der Lechquelle liegenden Ortschaften; das tirolische Inntal mit seinen Seitentälern, insbesondere dem Stanzertal und dem Paznaun, sowie das obere Lechtal mit seinen Nebentälern sind bairisch. Von der genannten Landesscheide wendet sich dann

die Sprachgrenze nach Osten, trifft den Lech zwischen Forchach und Weißenbach, geht zwischen Rinnen und Berwang hindurch, geht zum Fernpaß, trifft die bairisch-österreichische Landesgrenze bei Griesen (vgl. J. Schatz, *Deutsche Literaturzeitung* 1895, 78), zieht von da etwa an der Loisach, dann an der Ammer hin, trifft den Lech etwa bei Schongau, geht an diesem hinab bis zu seiner Einmündung in die Donau, geht dann hindurch zwischen Weißenburg und Eichstädt, Ellingen und Heideck, Fürth und Nürnberg, Erlangen und Graefenberg, Baireuth und Kemnat, Weißenstadt und Wunsiedel.

Vgl. Frickhinger, *Die Grenzen des fränkischen und bairischen Idioms*. Beitr. zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns VIII, 1. — Über unterscheidende Merkmale des Bairischen und Schwäbischen vgl. K. Bohnenberger, ZsfhdMaa. III, 165.

§ 41. Ein einheitliches Kennzeichen, nach dem sich von der alten bis zur neuen Zeit das gesamte Alemannische vom Fränkischen scheiden ließe, scheint es nicht zu geben. Die Linie *-scht|st-*, die F. Wrede als Scheide vorschlägt (AzfdA. XXIV, 266) ist dafür untauglich, denn in- und auslautendes *scht* besitzt auch das oberdeutsche Fränkische in Baden, zwischen der Murg und der mitteldeutschen Grenze.

§ 42. Heute bilden die alemannischen Mundarten im engeren Sinn eine den Süden und Südwesten des Gebiets umfassende Einheit, zu deren Kennzeichnung die Tatsache dient, daß die alten Längen *î, û, iu* im allgemeinen erhalten sind. Die Grenze der alemannischen Mundarten wird durch folgende Linie gebildet: sie beginnt im Westen an der oberdeutsch-mitteldeutschen Grenze westlich von Weißenburg, geht hindurch zwischen Wörth und Weißenburg, geht über den Rhein oberhalb von Selz, trifft die Murg unterhalb von Kuppenheim, geht an dieser beinahe bis gegen Gernsbach, wendet sich nach Süden, geht hindurch zwischen Sandweier und Baden, Bühlerthal und Herrenwies, Oppenau und Freudenstadt, Wolfach und Schiltach, Schönbronn und Sulgen, schneidet den Neckar zwischen Dauchingen und Deislingen, geht westlich von Tuttlingen vorbei, hindurch zwischen Steißlingen und Wahlwies (südwestlich von Stockach), zum Nordwestende des Überlinger Sees, südlich an Pfullendorf, Waldsee, Leutkirch vorbei, nördlich an Isny, Sonthofen, Hindelang, Hinterstein und von hier nach Süden zur alemannisch-bairischen Sprachgrenze.

Vgl. K. Bohnenberger, *Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte.* N. F. VI (1897), S. 178. — ders., *Von der Südostecke des Schwäbischen* Zs. für hd. Mundarten III, 161.

§ 43. Dieses alemannische Gebiet im engeren Sinn zerfällt wieder in Niederalemannisch und Hochalemannisch. Unter Niederalemannisch begreift man das Gebiet, das anlautend *k* nicht zur Spirans *ch* verschoben hat, während das Hochalemannische diese Verschiebung hat eintreten lassen. Die von West nach Ost ziehende Grenze beginnt an der deutsch-französischen Sprachgrenze etwa in der Mitte zwischen Belfort und Delsberg, zieht nordöstlich, zwischen Altkirch und Pfirt hindurch, trifft den Rhein zwischen Klein-Landau und Homburg, westl. von Schliengen (Basel mit zwei Nachbargemeinden hat *k*), geht den Rhein hinab bis oberhalb von Altbreisach, hindurch zwischen Staufen und Freiburg, Stühlingen und Fürstenberg, Blumenfeld und Engen, Singen und Aach, zum Zellersee südwestlich von Radolfszell, durch den Bodensee hindurch nach Rorschach, an diesem und Altstetten im Osten vorbei, südlich an den Rhein, der bei Oberried getroffen wird. Vorarlberg hat *k*, bis auf die Walserorte im Walsertal, die ihrem Ursprung entsprechend *ch* aufweisen.

Vgl. K. Weinhold, *Alemannische Grammatik* und *bairische Grammatik*, Einleitung. — Baumann, *Schwaben und Alemannien*, Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XVI, 215. — A. Birlinger, *Rechtsrheinisches Alemannien.* Stuttgart 1890 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde IV, 4.) — K. Bohnenberger, *Die Grenze von anlautendem k gegen anlautendes ch.* Alemannia XXVIII, 124 und 235.

§ 44. 1. Die Schweizer Mundarten, die die Hauptmasse des Hochalemannischen bilden, zerfallen — nach den Untersuchungen von Herrn Lehrer Dr. Paul Schild in Basel — wieder in eine östliche und eine westliche Gruppe. In den östlichen Mundarten gehen die drei Personen des Plurals des Präs. Ind. auf *-ed (et)* aus: diese Ausgleichung findet sich bei den westlichen Mundarten nirgends; wo die drei Personen gleich geworden — in Baselstadt — enden sie auf *-e (= en);* im Wallis geht die erste Person auf *e (en)* aus, die zweite und dritte auf *-ed (et);* sonst gilt *-e* für die erste und dritte Person, *-et* für die zweite Person.

2. Die Linie, welche diese beiden Sprachsippen trennt, zieht sich von Waldshut der Aare entlang, greift bei Leuggern auf das linke Ufer hinüber, trifft bei Böltstein wieder die Aare, läuft zwischen Mülligen und Birmenstorf, westlich von Wohlen und östlich von Fahrwangen hin gegen die Luzernergrenze, geht

westlich und fällt auf eine Strecke mit der Grenze der Kantone Aargau und Luzern zusammen. Westlich vom Sempachersee zieht sie sich nach Süden (Willisau und Umgegend gehört zur westlichen Gruppe), wendet sich südlich von Wohlhausen, das hart an der Grenze liegt, nach Südosten und streicht mit der Landesgrenze der Kantone Luzern und Unterwalden gegen das Brienzer Rothorn, geht östlich gegen den Titlis, dann südlich nach dem Gotthard. Zu der westlichen Gruppe gehört auch Davos.

3. Bei der westlichen Sippe können zwei weitere Gruppen unterschieden werden. Ganz besonders charakteristisch für den südlichen Teil der westlichen Mundarten ist die Verflüchtigung des *n* vor der gutturalen Spirans. Die Linie, welche die beiden Gruppen scheidet, beginnt östlich von Neuenegg an der Sense, läuft zwischen Könitz und Scheerli in östlicher Richtung gegen die Aare, zieht über Worb zwischen Burgdorf und Oberburg hin in nordöstlicher Richtung über Huttwyl nach der Luzernergrenze. Luzern kennt den Ausfall des *n* vor der gutt. Spirans nicht oder, im westlichen Teile, nur in eingewanderten Wörtern. Nebst Davos hat auch das Schanfiggtal und das hintere Prättigau die Verflüchtigung des *n*.

§ 45. Unter den diphthongierenden Mundarten des fränkisch-alemannischen Gebiets nimmt das Schwäbische im Südosten eine gesonderte Stellung ein. Als Kennzeichen des Schwäbischen wird man diejenigen Erscheinungen betrachten dürfen, deren Ostgrenze im wesentlichen durch die Lechlinie gebildet wird. Geht man diesen Erscheinungen weiter nach, so zeigt sich, daß ihre Nordgrenzen im allgemeinen in übereinstimmender Weise verlaufen; sie bilden freilich nicht eine einzige Linie, sondern einen ziemlich breiten Grenzgürtel. Darnach darf man folgende Kennzeichen aufstellen; schwäbisch ist altes *î* zu *ei* geworden, fränkisch zu *ai; n* vor *s* schwindet schwäbisch unter Nasalierung des vorhergehenden Vokals, während es fränkisch bleibt; *i, u, ü* werden im Schwäbischen vor Nasal zu *e, o, ę (ǫ̈)*, aber nicht im Fränkischen; das Schwäbische bildet seine Verkleinerungen mit *-le*, das Fränkische mit *-la;* die Pluralendungen beim Verb lauten schwäbisch *-et*, fränkisch *-e(n);* das Schwäbische hat bei den Verben *gehn, stehn, haben, lassen* Formen, die auf *gân, stân, hân, lân* beruhen; das Fränkische gibt *gên, stên, haben, lâzen* wieder.

Wir deuten die Grenze an, indem wir die Scheidelinie für die

Pluralendung *-et | -en* angeben (die bei Fischer auffallenderweise gar nicht berücksichtigt ist), mit der die Grenzlinie für *gês | gens* (Gänse) nahezu zusammenfällt. Die fränkisch-schwäbische Grenze zweigt von der alemannisch-schwäbischen an der Murg nördlich von Freudenstadt ab, geht hindurch zwischen Neuenbürg und Liebenzell, Besigheim und Bietigheim, Beilstein und Bottwar, Murrhard und Backnang, Crailsheim und Ellwangen, von da nach Südosten, so daß Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Öttingen fränkisch bleiben, hindurch zwischen Nördlingen und Donauwörth, nach dem Lech.

§ 46. Von den fränkischen Bestandteilen des Oberdeutschen wird der westliche Teil herkömmlich als Südfränkisch (oder Südrheinfränkisch), der östliche als Ostfränkisch (Hochfränkisch, Mainfränkisch) bezeichnet. In der älteren Zeit unterscheiden sich die beiden Gebiete dadurch, daß im Südfränkischen anlautendes *d* unverschoben blieb, während es im Ostfränkischen zu *t* wurde. Ob, wo und nach welchen Kennzeichen heute eine Grenze gezogen werden kann, ist zweifelhaft. Eine Zerlegung in Südfränkisch und Ostfränkisch empfiehlt Othm. Meisinger, *Die Rappenauer Mundart.* Diss. von Heidelberg 1901, S. 5, und ZsfdMaa. 1910, 284.

Vgl. O. Heilig, *Mundart des Taubergrunds,* S. 150. — F. Kauffmann, ZsfdPh. XXXIX, 150.

§ 47. 1. Das Bairisch-Österreichische zerfällt wieder in drei Gebiete: das Nordbairische, zu dem das Oberpfälzische und Westböhmische gehört; das Mittelbairische, das Altbaiern, Ober- und Niederösterreich und Salzburg umfaßt; das Südbairische: das Gebiet von Ammer und Loisach, Tirol, Kärnten, Steiermark.

2. Im Südbairischen erscheint *-kk-* und das nicht zur Spirans gewordene *k* in allen Stellungen als Affrikata oder als Aspirata, im Mittelbairischen tritt nur *k-* als *kh-* auf, sonst steht weder Affricata noch Aspirata, und altes *ê* (aus germ. ai) und *ô* (aus germ. an) bleibt mittelbairisch erhalten, während es im Südbairischen diphthongiert wird. Im Nordbairischen sind die Diphthonge *ie, uo, iu* zu *ei, ou, öu* geworden.

Vgl. Primus Lessiak, PBB. XXVIII, 6. — J. Schatz, *Die Tiroler Mundart.* S. 10.

§ 48. Was die deutschen Sprachinseln in fremdem Gebiet betrifft, so weist die wichtigste unter ihnen, die Sprache der sieben-

bürgischen Sachsen, den gleichen Lautstand auf wie das Mittelfränkische.

Vgl. F. Marienburg, *Über das Verhältnis der siebenbürgisch-sächsischen Sprache zu den niedersächsischen und niederrheinischen Dialekten.* Archiv des Ver. für siebenbürg. Landeskunde I (1845), 45. — G. Keintzel, *Der Konsonantismus des Mittelfränkischen verglichen mit dem des Siebenbürgisch-Sächsischen.* Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürg. Landeskunde VIII, 2. — G. Kisch, *Die Bistritzer Mundart verglichen mit dem Nordfränkischen.* PBB. XVII, 347. — A. Scheiner, *Gemeinsächsisch und Nösnisch.* Korrespondenzblatt f. siebenbürg. Landeskunde XXVIII, 121. — G. Kisch, *Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenb.) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart.* Hermannstadt 1905. — Thomas Frühm, *Vergleichende Flexionslehre der Jaader und moselfränkischen Mundart.* Diss. von Tübingen, 1907. — R. Huss, *Vergleichende Lautlehre des Siebenbürgisch-Moselfränkisch-Ripuarischen mit den moselfränkischen und wallonischen Mundarten.* Archiv des Vereines f. siebenbürg. Landeskunde 1908, 5. — A. Scheiner, *Moselfränkisch und Siebenbürgisch-Sächsisch.* Korrespbl. d. Ver. f. siebenb. Landeskunde, XXXIII, 125.

§ 49. Die Mundarten der Zips, überhaupt des ungarischen Berglandes (s. S. 17) haben die Eigentümlichkeit, daß sie *pp* nicht zu *pf* verschieben, während im Anlaut *p* zu *pf* geworden; sie sind also den ostmitteldeutschen Dialekten verwandt und zwar am nächsten dem Obersächsischen und Schlesischen, da sie wie diese die alten Längen diphthongiert haben. Eine kleinere Gruppe im Abanjer und Gömörer Comitat ist bairisch-österreichisch.

Vgl. K. J. Schröer, *Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes.* Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. XLIV, 253 und XLV, 181. — Marie Rotheit, *Von der südöstlichen Sprachgrenze.* Frankfurter Zeitung 1909, Nr. 277, erstes Morgenblatt; ferner oben S. 23.

Die Mundart von Gottschee wie die der Sprachinseln in Südtirol, Piemont und Friaul ist bairisch. Sehr bemerkenswert ist, daß in diesen Gebieten wohl allgemein das Merkmal fehlt, das heute das Bairische kennzeichnet, die alten Dualformen des Pronomens: es gilt *wir* und *euch*, kein *ös* und *enk*.

Man wird also anzunehmen haben, daß zu der Zeit, als diese Kolonien sich vom Hauptstamm ablösten, im Bairischen noch Plural und Dual des Pronomens nebeneinander bestanden. Das Stammland hat dann den Plural, die Kolonien den Dual aufgegeben.

Vgl. K. J. Schröer, *Ein Ausflug nach Gottschee.* Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. LX, 165. — Ad. Hauffen, *Die deutsche Sprachinsel Gottschee.* Graz 1895; dazu J. W. Nagl, *Euphorion* II, 647.

— Th. Elze, *Die Abstammung der Gotschewer (sind die Gotschewer fränkischen oder bairischen Stammes?)* Mitteilungen des Musetalvereins f. Krain, XIII, 94. — H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart.* Halle 1908.

§ 50. 1. Mundartengrenzen können entstehen, indem Volksteile, die verschiedene Sprachen reden, von verschiedenen Seiten her gegeneinander rücken und sich schließlich auf einer bestimmten Linie treffen. Nur in seltenen Fällen wird diese Linie eine rein zufällige sein; in der Regel werden natürliche Scheiden dem Vorrücken Halt gebieten.

Mundartengrenzen können aber auch dadurch sich ergeben, daß innerhalb eines sprachlich gleichartigen Gebietes sich Unterschiede herausbilden. Daß solche Grenzlinien entstünden, indem Sprachneuerungen, sich von einzelnen Punkten wellenförmig ausbreitend, bis zu zufälligen Halten fortschreiten, ist jedenfalls für die größere Masse der Grenzlinien, wenn nicht durchaus, abzulehnen.

2. Man kann vielmehr, die beiden Arten der Entstehung zusammenfassend, sagen, daß Sprachgrenzen die Wirkung von Verkehrsgrenzen sind, die irgendwann einmal bestanden haben.

3. Die Verkehrsgrenze kann gebildet worden sein durch natürliche Hemmnisse, wie Bodenerhebungen, Wälder und Sümpfe, Wasserläufe, wie man dies z. B. für die Grenze zwischen Mittel- und Niederfränkisch behauptet hat (vgl. Peter Engels, *Zur Grenze der Lautverschiebung zwischen Mittel- und Niederfranken.* Diss. von Münster 1904, S. 22). Es ist aber bemerkenswert, daß z. B. der Rhein und die Donau keine sprachlichen Scheiden geworden sind. Oder die Grenze wird hervorgerufen durch die Zugehörigkeit der Anwohner zu verschiedenen Volksstämmen, zu verschiedenen staatlichen und kirchlichen Einheiten, zu verschiedenen Bekenntnissen; oder durch ihre Abhängigkeit von verschiedenen Verkehrsmittelpunkten: diese letztere Beziehung kann sich unter Umständen mit der Zugehörigkeit zu den vorher genannten Einheiten kreuzen, indem etwa der Marktverkehr über die politische Grenze hinüber geht. Mit dem Wandel der politischen Zugehörigkeit verbindet sich nicht selten eine Verschiebung der Sprachgrenze (vgl. z. B. E. Gerbet, ZsfhdMaa. I, 116).

Die Wirkung der verschiedenen Zugehörigkeit kann sich soweit erstrecken, daß sogar die Wohneinheit gesprengt wird. In dem Dorfe Kaldenhausen (Kreis Mörs) besteht noch heute eine

sprachliche Zweiteilung, entsprechend der früheren politischen Zweiteilung in eine mörsische und eine kurkölnische Hälfte (vgl. J. Franck, *Zeitschrift für Geschichte und Kunst*, XXVII, 32).

4. Welcher Art im einzelnen Fall die wirksame Grenzscheide gewesen sei, ist in zahlreichen Fällen schwer festzustellen, weil von Menschen geschaffene Grenzen sich oft an natürliche Grenzen anlehnen, und weil ältere stammhafte Scheidungen oder staatliche Grenzen in jüngeren staatlichen oder kirchlichen Scheidungen weitergeführt werden können. Die heutige «Grenzstraße» bei Duisburg ist wohl die alte Grenze zwischen Ruhr- und Keltachgau, später aber teilweise Scheide des Landkreises Düsseldorf und des Stadtkreises Duisburg (vgl. W. Projahn, *Die Duisburger Grenzstraße.* Festschrift zu der 14. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Duisburg 1905, S. 47). Die Südgrenze des Schwarzbrots aus ungebeuteltem, die Kleie noch enthaltendem Roggenmehl folgt einem sprachlichen Grenzstreifen, der Vinxtbachgrenze, in welchem die Grenze der römischen Germania superior und inferior läuft, mit der die ungefähre Südgrenze des alten Ribuariens und die des Erzbistums Köln übereinstimmen (vgl. C. Nörrenberg, *Deutsche Literatur-Zeitung* 1891, 758).

5. Diese Sachlage hat zur Folge, daß es vielfach zweifelhaft erscheinen kann, ob die vorhandenen sprachlichen Grenzen die Wirkung älterer oder jüngerer Verkehrsgrenzen sind. Im allgemeinen dürfte der Fall recht selten sein, daß sehr alte Grenzen noch heute nachwirken, wenn sie nicht in jüngeren Verkehrsgrenzen fortleben.

6. Die älteste politische Grenze, der sprachliche Wirkungen zugeschrieben werden, ist der römische Limes innerhalb Württembergs. Doch ist gerade für das Stück des Limes von Mainhard bis Lorch und Weißenburg am Sand die Anschauung vertreten worden, daß diese Linie die Südgrenze des Nadelholzes darstelle, ein Umstand, der auch später noch gewirkt haben kann. Eine Gießener Dissertation von G. Faber, die darauf ausging, die sprachliche Bedeutung des Limes in der Wetterau zu untersuchen, hat festgestellt, daß der Limes hier genau soweit eine Sprachgrenze bildet, als er später die Grenze hessischer Territorien geworden ist.

Vgl. R. Gradmann, *Der obergermanisch-rätische Limes und das fränkische Nadelholzgebiet.* Petermanns Mitteilungen 1899, 57. —

F. Kauffmann, *Zur Frage nach der Altersbestimmung der Dialektgrenze unter Bezugnahme auf den Obergermanisch-rätischen Limes des Römerreiches.* ZsfdPh. XXXIX, 145. — G. Faber, *Der Vokalismus der Mundarten am nördlichen Pfahlgraben.* Gießener Diss. 1911.

7. Mit besonderer Vorliebe hat man Sprachgrenzen mit alten Gaugrenzen in Verbindung gebracht. Dabei ist man zum Teil so verfahren, daß man sich einfach an die Gaugrenzen in dem historischen Atlas von Spruner und Mencke hielt. Mencke sagt aber selber in den Vorbemerkungen S. 17, daß die Grenze zwischen Thüringen und Sachsen von ihm auf Grund der Sprachgrenze bestimmt worden sei, und zwar habe er «ein paar Nachtquartiere in Leinefelde» zur «Nachfrage» benützt. Tatsächlich sind unsere Kenntnisse hier außerordentlich mangelhaft. Man kann zwar in zahlreichen Fällen die Zugehörigkeit einzelner Orte zu bestimmten Gauen feststellen, muß aber auf die Zeichnung von Gaugrenzen im allgemeinen verzichten. Für das nördliche Baden kann man feststellen, daß die p/pf-Grenze geradezu eine Reihe von Gauen durchschneidet.

Vgl. F. Stein *(Über Ostfränkische Gaue nach dem Codex dipl. Fuld.).* Archiv d. hist. Ver. f. Unterfranken XXI, 10. 233; XXII, 230. — Jacob Ramisch, *Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie.* Marburg 1908, S. 63. — Otto Curs, *Deutschlands Gaue im zehnten Jahrhundert.* Nach den Königsurkunden. Diss. von Göttingen 1908. — ders., *Deutschlands Gaue um das Jahr 1000.* Deutsche Erde VIII, 67.

In Südtirol fallen die mundartlichen Hauptgrenzen mit den alten Grafschaftsgrenzen zusammen.

Vgl. J. Schatz, *Die tirolische Mundart.* S. 81.

8. Einer alten natürlichen Grenze und zugleich der alten politischen Grenze zwischen Schwaben und Baiern entspricht die Lechgrenze als Grenze zwischen Alemannisch und Bairisch.

Die Grenze zwischen Schwäbisch und Fränkisch in Württemberg, insbesondere in ihrem östlichen Teil, fällt wohl zusammen mit der Grenze der alten Herzogtümer Schwaben und Franken und ist vermutlich doch zugleich alte Stammesgrenze.

9. Von der Wupper bis fast an die Fulda verläuft die Grenze des altsächsischen Mittellängsdielenhauses ebenso wie die hochdeutsch-niederdeutsche Sprachgrenze. Bei Kassel dringt die Hausgrenze über die Sprachgrenze nach Süden vor; aber gerade hier hat die hochdeutsche Sprache sich auf Kosten des Niederdeutschen nach Norden vorgeschoben. Das entspricht der «Verbreitung des sächsichen Namens unter Karl dem Großen und

noch mehr den späteren sächsischen Herzögen, also seiner spätesten und weitesten Ausdehnung» (Schuchhardt).

Zwischen Werra und Leine, von Hedemünden über Mollenfelde, Manzhausen nach Friedland, fällt die Grenze zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch zusammen mit dem Verlauf einer alten Landwehr, die wohl die alte Südgrenze von Niedersachsen darstellt.

Vgl. C. Schuchhardt, *Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine.* XLI, 61 (1893).

Und weiter im Osten, im Kolonialland, fällt wieder die Südgrenze des sächsischen Bauernhauses mit der Sprachgrenze zwischen der nördlichen und südlichen Priegnitz zusammen.

Die mecklenburgische Landesgrenze ist zugleich Mundartgrenze.

10. Im Aargau richten sich die Grenzen der Mundarten nach der kirchlichen Einteilung des Gebiets.

Zum ganzen Paragraphen vergleiche: C. Haag, *Mundartgrenzen.* Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 115, 182. — ders., *Über Mundartengeographie.* Alem. XVII, 228. — ders., 7 *Sätze über Sprachbewegung.* ZsfhdMaa. I, 137 (1900). — F. Wrede, *Ethnographie und Dialektwissenschaft.* Historische Zeitschrift LXXXVIII 22—43 (1902). — O. Bremer, *Politische Geschichte und Sprachgeschichte.* Historische Vierteljahrsschrift V (1902), 315. — K. Bohnenberger, *Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, insbesondere in Württemberg.* Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. VI (1896), 182. — ders., *Sprachgeschichte und politische Geschichte.* ZsfhdMaa. III, 231. — E. Mackel, *Über die Entstehung der Mundarten.* Pr. des Heinrich-Gymnasiums Berlin, 1906. — J. Franck, *Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst,* XXVII, 15 u. 34, (1908). — Jos. Huber, *Sprachgeographie.* Bulletin de Dialectologie Romane, I, 89 (1909).

Hochdeutsch/Niederdeutsch:

C. Nörrenberg, *Rheinische Stammes- und Sprachgrenzen.* Deutsche Literaturzeitung 1891, 758. — J. Meier, PBB. XVI, 108 ff. — H. Teuchert, AzfdA. LII, 17. — H. Jellinghaus, *Stammesgrenzen und Volksdialekte im Fürstentum Osnabrück und in den Nachbargebieten.* Mitteil. d. Ver. f. Geschichte und Altertumskunde von Osnabrück, XXIX (1904), S. 1. — J. B. Nordhoff, *Ur- und Kulturgeschichtliches von der Ober-Ems und Lippe.* Zs. f. preußische Geschichte und Landeskunde, 1883, S. 193. — H. Babucke, *Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforschung VII, 71. — ders., *Weiteres über Dialekt- und Gaugrenzen,* ebda. XIV, 9. — F. Wrede, AzfdA. XXIV, 116 (1898). — E. Maurmann, *Die niederdeutsche Sprachgrenze vom Siegerlande bis zur Werra.* Hessenland XV (1901), 320. — K. Bohnenberger, *Vorläufiges zur nd. Sprachgrenze vom Harz bis zum Rothaargebirge.* ZsfhdMaa. IV, 241 (1904). — Willi Pessler, *Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung.* Braunschweig 1906. —

Reinh. Agahd, *Die Siverner Grabungen und die Sachsenforschung.* Zs. des historischen Vereins für Niedersachsen 1907, 117. — J. Schuchhardt, *Archäologisches zur Sachsenfrage.* ebda. 1908, 103. — Willi Pessler, *Ethno-geographische Wellen des Sachsentums.* Wörter und Sachen I, 49. — ders., *Die Abweichung der altsächsischen Hausgrenze von der niederdeutschen und niedersächsischen Sprachgrenze.* Hannoversche Geschichtsblätter XIII, 167. — K. Haag, *Die Sachsengrenze.* Herrigs Archiv LXIV, 259 (1910).

Grenzen im Hochdeutschen:

K. Bohnenberger, *Die Verbreitung von anlautendem p und pf zwischen Main und Rhein.* ZsfhdMaa. IV, 129. — ders., *Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech.* ZsfhdMaa. VI, 129. — ders., *Von der alemannisch-fränkischen Mundartgrenze am Neckar.* ZsfdMaa. 1907, 97. — F. Wrede, *Der Sprachatlas des Deutschen Reiches und die elsässische Dialektforschung.* Herrigs Archiv CXI, 29. — K. Bohnenberger, *Die Südgrenze der Diphthongierung von mhd. ī und ū westlich der Vogesen.* ZsfhdMaa. VI, 299. — ders., *Mundartgrenzen und die Nordgrenze der alemannisch-schwäbischen Mundart.* Alem. XXVI, 246. — ders., *Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, insbesondere in Württemberg.* Württemb. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 1897, S. 161. — H. Blattner, *Über die Mundarten des Kantons Aargau.* Brugg 1890, S. 13. — Ludw. Hertel, *Die Grenze des Fränkisch-Hennebergischen. Die Mundarten Bayerns* I, 369.

Zum Zusammenfall von Sprachunterschieden mit der Scheidung nach Bekenntnissen vgl. C. Bopp, *Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Münsingen.* Straßburg 1890, S. 54—56.

§ 51. 1. Wo sich Stadtmundarten von den Mundarten des umgebenden Landes unterscheiden, liegen die Abweichungen der Stadt auf dem Wege zur Schriftsprache, d. h. sie sind durch den Versuch der Annäherung an die Schriftsprache entstanden. Für altes *ei* sprechen Worms, Mainz, Bingen *ê*, während die Umgebung langes *â* besitzt, und in den Städten Deutsch-Österreichs wird in weitem Umfang dieser alte Diphthong durch *â* wiedergegeben, während er in den Mundarten *oa* lautet. Baden-Baden und Gernsbach haben *ei, au, eu*, während ringsum die alte Länge bestehen bleibt. Basel spricht anlautendes *k*, während die Umgebung die hochalemannische Spirans aufweist. Oder ist Basel eine niederalemannische Sprachinsel im Hochalemannischen? Tirol hat im allgemeinen für germ. *k-* die Affricata *kch-*, aber in den Städten hört man auch *kh*. In dem mitteldeutschen Rudolstadt heißt es doch *Kopf, Strumpf (Die Mundarten Bayerns* I, 373). In der Berliner Stadtmundart heißt es etwa: *en jutes Kind*, aber dem echten Niederdeutschen jener Gegend ist die Endung *-et* unbekannt.

Vgl. F. Wrede, AzfdA. XVI, 280. — J. Schatz, *Die tirolische Mundart*, S. 11. — O. Knauß, *Vergleichung des vokalischen Lautstandes in den Mundarten von Atzenhain und Grünberg.* Gießener Diss. von 1905. — Jos. Müller, ZsfhdMaa. V, 354. — O. Schmidt, *Der kurze Vokalismus der Bonnländer Mundart.* Gießener Dissertation, 1905. — J. Erdmann, *Beiträge zur Kenntnis der Mundart von Bingen-Stadt und Bingen-Land.* Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1906, 146. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. rom. Philol.* 1909, 149.

2. Wo dem mundartlichen Wort keine Schriftform zur Seite steht, bleibt auch in der Stadt die ursprüngliche Gestalt erhalten. Ed. Herrmann hat solche Wörter als Restwörter bezeichnet.

Vgl. Ed. Herrmann, *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung.* XXXIX, 604.

3. Unter Umständen geht die Stadt noch über die Schriftsprache hinaus; das helle *a*, fast *ä*, von Celle, Hannover verdankt sein Dasein offenbar dem Bemühen der Schule, dem dumpfen *a (å)* der Mundart entgegen zu arbeiten.

C. Schriftsprache und Mundart.

§ 52. Der Begriff der Schriftsprache umfaßt zwei ihrem Wesen nach verschiedene Erscheinungen.

Sie kann sein Sprache der Überlieferung. Indem jedes neue Geschlecht seine Weise der Aufzeichnung von vorangehenden Geschlechtern übernimmt, können ältere Sprachformen in der Schrift festgehalten werden, während die lebendige Entwickelung schon mehr oder weniger starke Veränderungen hat eintreten lassen.

Oder sie kann sein Sprache der Anderen. Es kann bei der Aufzeichnung einer bestimmten Spracheinheit bewußt oder unbewußt Rücksicht genommen werden auf eine andere Spracheinheit oder andere Spracheinheiten. Diese Rücksicht kann in doppelter Weise wirken: negativ, in der Vermeidung heimischer Besonderheiten, positiv, in der Aufnahme fremder Eigentümlichkeiten. Diese Erscheinung ist es, die man gewöhnlich im engern Sinn als Schriftsprache bezeichnet.

§ 53 1. Sprache der Überlieferung kann sich ausbilden, ohne daß gleichzeitig Sprache der Anderen entsteht. Wo die Entwickelung so weit gediehen ist, daß fremde Sprachart einwirkt, wird immer zugleich Sprache der Überlieferung vorliegen.

2. Sprache der Überlieferung zeigen die Denkmäler der deutschen Sprache von allem Anfang an. Wenn in den Denk-

mälern vom Ende des 8. Jahrhs. der Umlaut des *a* in einem Teil der Fälle Bezeichnung erfahren hat, in einem andern Teil unbezeichnet bleibt, so bedeutet das nicht ein Schwanken zwischen *a* und *e*, sondern *a* ist überliefertes Zeichen, *e* entspricht dem wirklichen Laut.

Im Mittelhochdeutschen wird von oberdeutschen Schreibern auslautendes *e* noch massenhaft geschrieben, nachdem es in der Aussprache lange abgefallen ist (vgl. § 200). Ebenso wird langes *a* noch geschrieben, nachdem der Laut zu *ô* geworden; die Dichter reimen es — außer auf *â* — bald auf altes *ô*, bald auf altes kurzes *a*. Bairisch-österreichische Dichter binden altes *î* mit altem *ei*, gebrauchen also die jüngere diphthongische Form, aber auch mit kurzem *i*, wo nur die undiphthongierte ältere Form möglich ist.

Die bernische Kanzleisprache ist in einer ganzen Reihe von Punkten hinter der mundartlichen Entwickelung zurückgeblieben, und die Dichtersprache Ulrich Boners hat sich ihr angeschlossen.

Vgl. O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart.* S. 15 und 16. — Fel. Balsiger, *Boners Sprache und die Bernische Mundart.* ZsfhdMaa. V (1904), 37.

Wenn das Nhd. noch den Genitiv und das Participium Praesentis besitzt, so beruht das lediglich auf dem Festhalten älteren Sprachguts (vgl. S. 38).

§ 54. Daß es schon in althochdeutscher Zeit Sprache der Andern, Schriftsprache im engern Sinn des Wortes gegeben habe, daß schon damals jemand die ihm angeborene Mundart aufgegeben habe zugunsten einer anderen, das läßt sich nicht erweisen. Es kommt allerdings vor, daß die Quellen Wörter überliefern, welche mit der lebendigen Rede der betreffenden Zeit und Gegend in ihrer Form nicht übereinstimmen: die Latinisierung von Eigennamen wird nicht in jedem einzelnen Fall von dem Schreiber einer Urkunde selbständig vollzogen, sondern bei häufiger erscheinenden Namen und Teilen von Namen gehen die einmal festgestellten lateinischen Formen durch verschiedene Gegenden und Jahrhunderte hindurch. So kann es vorkommen, daß hochdeutsche Namenformen auf niederdeutschem Gebiet auftreten, ohne daß sich daraus auf eine Hof- oder Schriftsprache schließen ließe. Denn jene festen Latinisierungen haben sich nicht auf niederdeutschem Boden ausgebildet.

§ 55. 1. Mit dem 12. Jahrh. macht sich ein Streben nach sprachlicher Einheit in der Literatur geltend. Freilich eine solche

Übereinstimmung, eine so feste Norm einer höfischen Sprache, wie sie unsere älteren kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Texte darbieten, hat nicht bestanden. Bei den Dichtern, von denen sich mit Sicherheit sagen läßt, daß sie verschiedenen Gegenden angehören, lassen sich meist auch mundartliche Verschiedenheiten nachweisen. Ebensowenig ist es richtig, daß eine ganze große Anzahl von Wörtern als unhöfisch aus der guten Gesellschaft verbannt worden wäre, abgesehen von ganz vereinzelten Fällen, wo die auszudrückende Vorstellung an sich eine anstößige war. Wenn zwischen den höfischen Dichtern und der mehr volksmäßigen Dichtung ein Unterschied in bezug auf den Wortschatz besteht, so erklärt sich das einfach so, daß das Volksepos viel mehr auf der Überlieferung fußt, in seiner Rede stark altertümlich ist, während das höfische Epos der Sprache der Gegenwart näher steht.

Zu der Frage der höfischen und unhöfischen Wörter vgl. G. Bötticher, *Germania* XXI, 270. — F. Panzer, *Das altdeutsche Volksepos*. Halle 1903, S. 16.

2. Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auf oberdeutschem Boden sich eine ziemlich weitgehende Einheit einer Schriftsprache herausgebildet hat, die stark genug war, besonders hervorragende mundartliche Besonderheiten niederzuhalten. Das Bairische hat bis auf den heutigen Tag die alten germanischen Dualformen *ös*, *enk* bewahrt, aber vor dem Ende des 13. Jahrhs. sind sie in literarischen Denkmälern nicht anzutreffen. Das Alemannische hat die langen Endungsvokale des Althochdeutschen im Anfang des 13. Jahrhs. nicht zu *e* geschwächt, und ahd. *î* ist bis auf den heutigen Tag als *i*-Laut festgehalten (vgl. § 195, 2), wie alle neueren Erforscher alemannischer Mundarten anerkennen. Aber die Reime der alemannischen Dichter aus der Blütezeit der mhd. Dichtung vertrugen sich nur mit dem geschwächten *-e*: z. B. die Bindung *hüete : güete* (alem. *güeti*) ist für rein schweizerische Mundart zu jeder Zeit unmöglich gewesen. Mundartliche Reime wie *êrîn: lebetîn* Flore 1955 finden sich nur vereinzelt.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß alle derartigen Reime nur in Nachahmung außeralemannischen literarischen Vorbildes, durch Reimentlehnung, entstanden sind, schon deshalb, weil für einzelne von diesen Reimen kaum Vorbilder vorhanden sind. Außerdem gibt es alemannische Handschriften der Zeit, denen die vollen Endvokale fremd sind.

3. Ebensowenig ist an literarische Entlehnung zu denken in folgenden Fällen, wo gewiß heimische Eigentümlichkeiten gemieden werden. Im heutigen Oberdeutschen erscheint neben *wider* (gegen) die Form *weder* stark verbreitet — sie liegt auch vor in *weder* = als: *er ischt größer weder ich* —, eine Form also mit Brechungs-*e*, die aus alter Zeit stammen muß, von der ich aber aus älteren Quellen nur zwei Belege kenne (s. J. Franck, *Altfränk. Grammatik*, S. 30, Ambraser Liederbuch 355: *ir mündlein ist röter weder rubin*). Das heutige Alemannische besitzt in weitem Umfang neben *klein-* eine Stammform *klîn-*, die als alter Ablaut zu fassen ist (vgl. O. Behaghel, ZsfdWf. III, 216), aber den älteren alemannischen Quellen durchaus fremd bleibt. Das schweizerische *urchig, urche* (rein, echt, zu ahd. *erchan*) ist im Mittelalter nur ein paar Male in örtlichen Aufzeichnungen belegt; den literarischen Quellen ist es durchaus fremd.

§ 56. Neben solchen auf eine gewisse Einheit hinauslaufenden Ausgleichungen findet sich bei mhd. Dichtern noch eine andere Erscheinung: in zahlreichen Fällen vereinigt derselbe Schriftsteller Eigentümlichkeiten von verschiedenen Mundarten, ohne daß die Mischung einen bestimmten Grundsatz erkennen läßt; sie gestaltet sich bei verschiedenen Schriftstellern auf die verschiedenste Weise und kann ganz verschiedene Ursachen haben.

Sie ist unter Umständen die Folge eines Wechsels im Aufenthaltsort des Dichters, wie bei Hans von Bühl (vgl. O. Behaghel, *Germ.* XXXVI, 243); in den meisten Fällen das Ergebnis literarischer Einwirkung. Insbesondere werden bequeme Reimwörter und Reimformen aus einem Gebiet in das andere übertragen. So erscheinen auf bairischem Gebiet neben den heimischen *ê*-Formen der Verba *gên* und *stên* die alemannischen Formen mit *â*, während umgekehrt das Alemannische gelegentlich den *ê*-Formen Raum gibt. In welchem Umfang dies von den bairischen Reimen des alten *ei* mit *ei* aus *-age-, -ege-* gilt, ist zweifelhaft; jedenfalls ist dieses sekundäre *ei* dem Bairischen nicht fremd gewesen (vgl. § 272, 3). In den seltensten Fällen ist zur Erklärung der Mischung die Annahme gerechtfertigt, daß der Verfasser in einem Grenzgebiet gedichtet habe.

Vgl. J. Meier, *Litbl. f. germ. und roman. Phil.* 1892, S. 217. — K. v. Bahder, *Anz. f. igm. Sprach- und Altertumskunde.* II, 59. — H. Fischer, Germ. XXXVI, 436. — O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart.* S. 17. — K. Bohnenberger, *Über gât|gêt im Bairischen.* PBB. XXII, 209.

§ 57. In der Sprache der altdeutschen Urkunden glaubte man früher die reine Mundart suchen zu dürfen. Allerdings haben hier die Mundarten, die in mittelhochdeutscher Zeit schon ziemlich ebensoweit auseinander gingen wie heute, sich hier viel stärker geltend gemacht, als in den literarischen Quellen. Aber dennoch vollziehen sich auch hier vielfältige Ausgleiche. Die Urkunden St. Gallens schreiben in ahd. Zeit germ. *b-g-k* beinahe durchweg als *p-k-ch*; seit dem Beginn der mhd. Zeit verschwinden *p* und *k* fast gänzlich; *ch* hält sich zunächst etwas fester, wird dann aber in den deutschsprachlichen Urkunden gleichfalls ausgeschaltet. Überhaupt läßt die mhd. Zeit in den hochalemannischen Urkunden nur spärlich erkennen, daß wir uns im Gebiete der anlautenden Spirans *ch* finden; *k* ist die herrschende Schreibung.

Daß man hier heimische Spirans äußerlich in *k* umgesetzt hat, verraten gelegentliche Fehlschreibungen wie *kilkun* Züricher Urkundenb. IV, 159, wo die Umsetzung zu weit gegangen ist, wohl auch die im Habsburger Urbar häufige Form *nikt* für *nicht*.

§ 58. Die Schriftsprache äußert ihre Wirkungen bis zum Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit, wenn auch, je jünger das Denkmal, um so stärker im allgemeinen das mundartliche Element zur Geltung kommt.

§ 59. Die Gebiete, deren Sprache am wenigsten umgeändert worden ist durch die schriftsprachlichen Neigungen, und denen die andern Gegenden in ihren Ausgleichsbestrebungen nahe kommen, das sind die nördlichsten Gebiete des Alemannischen und diejenigen Teile des oberdeutschen Fränkischen, die nicht für mhd. *ie, uo, üe* die Diphthonge *ei, ou, oü* aufweisen, wie dies im Nordosten des Oberfränkischen der Fall ist.

§ 60. Auch auf das Mitteldeutsche und das Niederdeutsche greifen oberdeutsche Formen hinüber: in dem ganzen Schrifttum dieser Gebiete herrscht in mhd. Zeit das oberdeutsche Verkleinerungssuffix *-lîn*. Es sei, mit Rücksicht auf F. Kauffmann, ZsfdPh. XXX, 383, ausdrücklich bemerkt, daß dem Heliand und der Genesis das *-lîn*-Suffix unbekannt ist; einzelne *-lîn* finden sich in altsächsischen Glossen, bei denen auch sonst hochdeutscher Einfluß sich geltend macht.

Vgl. O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache*. PBB. XVIII, 534. — F. Wrede, *Die Diminutiva im Deutschen*. Marburg 1908.

§ 61. In den niederdeutschen Dichtungen finden sich,

wohl durch die mitteldeutsche Dichtung übertragen, vielfältig hochdeutsche Formen der Verba *haben, lassen, legen, sagen,* das Suffix *-schaft,* die Verschiebung von *-k* zu *-ch* und andere hochdeutsche Laute, und auch die nd. Prosa zeigt starke Annäherungen an das Hochdeutsche, namentlich in der Meidung heimischer Besonderheiten.

Man gewinnt den Eindruck, daß es den Niederdeutschen geradezu schwer gefallen ist, ein reines Niederdeutsch zu schreiben. Und nicht wenige Dichter, deren Heimat der nd. Boden ist, haben zweifellos mit vollem Bewußtsein sich hochdeutscher Sprachform bedient, Männer wie Eilhert von Oberge, Albrecht von Halberstadt, Berthold von Holle, der Verfasser der Braunschweigischen Reimchronik, und Nikolaus von Jeroschim, Heinrich von Hesler und Brun von Schonebek, Wernher von Elmendorf, Heinrich von Morungen. Freilich ist, auch abgesehen von mannigfachen Rückfällen in die heimische Mundart, dieses Hochdeutsch nicht immer tadellos: so wendet Brun von Schonebek die hd. Adjektivform auf *-er* auch für Femininum und Neutrum an *(Marien die guter, daz edele wazzer guter*, vgl. Arwed Fischer, *Das hohe Lied des Brun von Schonebeck.* Breslau 1886, S. 41).

§ 62. Auch in der Urkundensprache mitteldeutscher Gebiete zeigt sich oberdeutscher Einfluß. In den Urkunden von Speyer wird mit Beginn der mittelhochdeutschen Zeit *ph (pf)* für anlautendes *p* geschrieben, das in der lebendigen Mundart stets gegolten hat. In der späteren Zeit des Mittelhochdeutschen wird rheinfränkisch inlautendes *d* in der Schrift durch oberdeutsches *t* verdrängt. Im Jahre 1336 schließen Göttingen, Minden, Northeim, lauter niederdeutsche Städte, ein Bündnis, dessen Beurkundung in hochdeutscher Sprache abgefaßt ist. In Breslau ist im 15. Jahrh. *-pf-* statt des alten *-pp-* nicht selten.

Daneben haben aber auch innerhalb des Niederdeutschen selbst mehrfache Ausgleichungen stattgefunden und hat sich eine Art von Schriftsprache herausgebildet.

Vgl. F. Jostes, *Schriftsprache und Volksdialekte.* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachforschung XI, 85. — H. Tümpel, *Niederdeutsche Studien.* Bielefeld und Leipzig 1898, dazu die Rezension von F. Holthausen, AzfdA. XXVI, 29.

Auch von einer mittelfränkischen Literatursprache wird geredet.

Vgl. Erich Gierach, *Zur Sprache von Eilharts Tristrant.* 1908, S. 257.

§ 63. Eine Art von Gegenzug gegen diese Übermacht der oberdeutschen Schriftsprache ist es, wenn sich in der höfischen

Rede seit dem Ausgang des 12. Jahrhs. die Neigung findet, zu «*vlaemen*»: *mit sîner rede er vlaemet,* Neidh. Haupt 82, 2; *er mac wol ein Sahse sin,* Meier Helmbrecht 747; vgl. Seifried Helbling III, 332 ff. Daher stammt mhd. *ors* und wohl auch *wâpen* neben *ros* und *wâfen,* sowie *dörper;* ferner Diminutivbildungen wie *schapellekin* Lanz. 868, Gottfr. 676, 4640, 11136, *merlikin* MsF. 77, 36 (Ulrich von Gutenburg), *pardrisekin* Parz. 131, 28, *tessielekin* Passion. K. 621, 86, *stivellichin* Ulrich von dem Türlin CXXXII, 26, *stivalikein* ebenda CCCXIV, 4, *kindichin* Oswald v. Wo. 11, 2, 26; sowie Femininbildungen auf *-se: soldierse, treppanierse* bei Wolfram. In rheinischen und elsässischen Urkunden finden sich niederdeutsche Formen des Zahlworts.

Vgl. W. Wackernagel, *Altfranzösische Lieder und Leiche.* Basel 1846, S. 194. — C. Schröder, *Ndl. Einwirkungen auf die Formen der Ordinalia am Niederrhein und im Elsaß.* Germ. XV, 419. — Hugo Suolahti, *Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im 13. Jahrh.* Helsingfors 1910, 37.

§ 64. 1. Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist nicht die Fortsetzung der Einheit, die sich in mhd. Zeit in der Literatur herausgebildet hat. Für sie ist vielmehr die Entwickelung maßgebend geworden, die sich in der Sprache der Kanzleien vollzogen hat.

2. In den Kanzleien der einzelnen Sprachgebiete hatte sich in mhd. Zeit überall eine über der reinen Mundart stehende Sprachform festgesetzt, zum Teil durch Beibehaltung älterer Sprachformen, zum Teil durch Ausgleich innerhalb der kleinern politischen Einheiten.

So hat unter Karl IV. die böhmische Kanzleisprache einen Teil ihrer oberdeutschen Eigentümlichkeiten abgestreift und dafür mitteldeutsche aufgenommen, entsprechend der Tatsache, daß in Böhmen mitteldeutsche und bairische Mundart zusamentrafen; insbesondere in Prag selber mischten sich die beiden Sprachen, wie denn in der Prager Altstadt bairisches, auf der Kleinseite Magdeburger Recht galt. Die Merkmale der wichtigsten Kanzleisprachen hat Ehrismann zusammengestellt.

Vgl. G. Ehrismann, Gött. Gel. Anz. 1907, 906 ff. — E. Martin, ZsfdPh. XXVII, 117.

3. Schon um 1330 verläßt die Trierer erzbischöfliche Kanzlei die reine heimische Mundart; seit der Mitte des 14. Jahrhs. gilt das gleiche von der Kanzlei des Magdeburger Erzbischofs. Von

entscheidender Bedeutung aber ist das Vorgehen der kaiserlichen Kanzlei. Inwieweit diese mit der deutsch-böhmischen Kanzleisprache zusammenhängt, ist noch nicht genügend geklärt. Seit Friedrich III. sucht sie mundartliche Besonderheiten abzustreifen; seit Maximilian geben die Schriften, welche unmittelbar vom Kaiser ausgehen, die gleiche Sprache wieder, in welchem Teile von Deutschland sie entstanden sein mögen. Andere Kanzleien folgen diesem Beispiel; besonders wichtig ist, daß seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. die kursächsische Kanzlei sich mit Entschiedenheit an die kaiserliche annäherte, teils durch unmittelbare Herübernahme ihrer Eigentümlichkeiten, teils dadurch, daß die lautliche Entwickelnng des Mitteldeutschen selbst dem Lautstand der kaiserlichen Kanzlei in einzelnen Punkten zustrebte und man diesen jüngeren Eigentümlichkeiten in der Urkundensprache nachgab, rascher und vollständiger, als es ohne dies geschehen wäre. Freilich, dieselben Fürsten, deren Kanzleien maßgebend geworden, bedienen sich in ihren Privatschreiben noch der Mundart.

4. Nach dem Aufkommen der Buchdruckerkunst stellen auch die örtlichen Druckersprachen Spracheinheiten dar, die über der Mundart stehen. In ihnen erhalten Werke, die aus ganz verschiedenen Gegenden Deutschlands stammen, einheitliches Sprachgewand.

Vgl. E. Schroeder, Gött. Gel. Anz. 1888, 273.

Diesen Druckersprachen kommt für die Entwickelung der Schriftsprache zweifellos eine große Bedeutung zu.

Vgl. W. Beese, *Die nhd. Schriftsprache in Hamburg während des 16. u. 17. Jahrhs.* Progr. von Kiel 1902, S. 23.

§ 65. 1. Die entscheidende Tat geschah durch Luther. Dieser machte mit vollem Bewußtsein die Sprache der kaiserlichen und der sächsischen Kanzlei zur Grundlage der von ihm angewandten Sprache. Freilich kam dabei hauptsächlich der Bestand an Lauten und Formen in Betracht; in diesen trägt denn auch unsere Schriftsprache ihrem Ausgangspunkt gemäß einen gemischten Charakter.

Die Diphthongierung der alten Längen war sowohl dem Bairisch-Österreichischen als einem großen Teile des Mitteldeutschen gemäß; entschieden mitteldeutsch ist die Monophthongierung der alten Diphthonge *ie, uo, üe*, sowie die Beibehaltung der unbe-

tonten Endvokale, mitteldeutsch, im besondern ostmitteldeutsch die Quantitätsverhältnisse (vgl. A. Ritzert, PBB. XXIII, 219).

Im Konsonantismus ist bairisch-österreichisch die durchgängige Verschiebung der alten *p* zu *pf*, sowie die durchgängige Wiedergabe der alten *d* durch *t*. Dagegen hat die alte bairisch-österreichische Orthographie *ch*, *kh* für *k* keine Aufnahme gefunden, ebensowenig *p* für altes *b*. Die Wortformen sind überwiegend mitteldeutsch, ebenso das Geschlecht der Wörter.

2. Immerhin konnte die Kanzleisprache der Hauptsache nach nur für solche Äußerlichkeiten maßgebend sein; Luther selber ist freilich auch durch ihren Satzbau stark beeinflußt; aber in einem der wesentlichen Punkte bot sie keine genügende Unterlage, und Luther fühlte sich in dieser Beziehung sogar in einem Gegensatz zur Kanzlei, nämlich im Wortschatz. Teilweise knüpft er hier wohl an die Mundart seiner mitteldeutschen Heimat an; teilweise nahm er die Strömung in sich auf, welche die beiden letzten Jahrhunderte kennzeichnet. Seit 1300 war der Schwerpunkt literarischer Tätigkeit aus Oberdeutschland nach Mitteldeutschland verschoben worden, und so hatte der mitteldeutsche Wortschatz bereits vor Luther bedeutenden Einfluß in der Literatur gewonnen. So trägt der Wortbestand unserer Schriftsprache im ganzen mitteldeutschen Charakter, und ihre Aufnahme konnte auf mitteldeutschem Boden ohne Anstand vollzogen werden.

§ 66. Was andere als mitteldeutsche Gebiete betrifft, so brach sich Luthers Sprache im protestantischen Niederdeutschland verhältnismäßig rasch ihre Bahn. Schon in den 20-er und 30-er Jahren finden sich hochdeutsche Kirchenordnungen, während die Sprache der Kanzel erst etwa um 1600 hochdeutsch wird. In die Kanzleisprache dringt das Hochdeutsche im 4. oder 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ein; in Schleswig-Holstein verschwindet um 1560 das Niederdeutsche völlig aus der offiziellen Sprache. In Hamburg vollzieht sich der amtliche Briefverkehr mit Auswärtigen seit 1565 lediglich in hochdeutscher Sprache. Die vom Rat für die Bürger erlassenen Mandate sind etwa bis 1610 noch niederdeutsch, dann vollzieht sich auch hier binnen zwei Jahrzehnten die Zurückdrängung der Mundart.

In den literarischen Erzeugnissen des nd. Sprachgebiets ist mit dem Ausgang des 16. Jahrhs. die Herrschaft der Schriftsprache ziemlich entschieden.

§ 67. Auch in Siebenbürgen, in dem im 15. Jahrh. die

österreichische Kanzleisprache eingedrungen war, gelangt mit der Durchführung der Reformation auch sehr bald, noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhs., die lutherische Schriftsprache zur Herrschaft.

§ 68. Langsamer ging es in dem katholischen Süddeutschland und der reformierten Schweiz. Hier war Luthers Autorität im 16. Jahrh. noch keineswegs allgemein anerkannt. Man unterschied geradezu drei verschiedene Schriftsprachen, die mitteldeutsche, die süddeutsche, die schweizerische. Noch um 1570 erklärt ein Grammatiker die Sprache von Augsburg für die zierlichste Sprache. Erst gegen Ende des Jahrhunderts dringt in der Schweiz Luthers Kanon durch. In Basel überwiegt das Hochdeutsche seit der Mitte des 16. Jahrhs.; chronikalische Aufzeichnungen in der Mundart reichen bis in den Anfang des 17. Jahrhs. hinein, waren aber ursprünglich nicht für den Druck bestimmt. In der Kanzlei von Schaffhausen werden die neuen Diphthonge um 1600 herrschend. In Zürich gelangt die Schriftsprache etwas später zum Sieg. In den Züricher Ratsprotokollen vollzieht sich jener Übergang zwischen 1650 und 1675, während in den Literaturwerken etwa 1557 den Wendepunkt bildet. In Bern wird eine in der Mundart abgefaßte Pfarrordnung aus dem Anfang des 16. Jahrhs. bis ins 18. Jahrh. hinein in der mundartlichen Gestalt wieder abgedruckt.

Das katholische Süddeutschland sträubt sich gegen die Aufnahme lutherischer Redeweise noch sehr entschieden bis in die Mitte des 18. Jahrhs.: ja noch nach der Mitte des Jahrhunderts finden Gottscheds Bemühungen um die Literatursprache heftige Gegnerschaft und werden katholische Schriftsteller von der Kritik ermahnt, sie möchten erst deutsch lernen.

§ 69. Aber auch in den Gegenden, die Luthers Vorbild anerkennen, ist im Beginn des 17. Jahrhs. von einer festen Regel noch keine Rede. Das Jahrhundert arbeitet aber eifrig an einer endgültigen Festsetzung, besonders in den theoretischen Erörterungen der Sprachgelehrten: Opitzens, der Sprachgesellschaften, vor allem Schottels. Das wichtigste Ergebnis des Jahrhunderts in formaler Beziehung ist die endgültige Beseitigung des Unterschieds zwischen Singular und Plural im Präteritum des starken Verbs, ein Unterschied, der bei Luther noch in voller Blüte gestanden hat. Tatsächlich also ist man über Luthers Autorität bereits hinausgegangen. Überhaupt scheint es, als ob Luthers Einfluß von den Grammatikern des 17. Jahrhs. überschätzt worden sei. Wie weit die Dichter des 17. Jahrhs. sich an Luther an-

lehnen, wie weit etwa die noch fortlebende Kanzleisprache von Einfluß war, bedarf noch näherer Untersuchung.

§ 70. Wie schwer es selbst im 18. Jahrh. den Süddeutschen, insbesondere den Schweizern geworden ist, sich einer fremden Norm zu fügen, zeigt anschaulich die Stellung Hallers. Lebhaft beneidet er diejenigen, welche in Deutschland selber aufgewachsen sind; er sagt uns, wie er sich gemüht, den richtigen deutschen Ausdruck zu finden; die vierte Auflage seiner Gedichte hat zahlreiche Veränderungen erfahren lediglich aus sprachlichen Rücksichten.

Dieses praktische Unvermögen der Süddeutschen fand seinen Ausdruck auch in theoretischer Gegnerschaft. Der Hauptvertreter der sprachlichen Orthodoxie war Gottsched; für ihn stellte Obersachsen die Hochburg des besten Deutsch dar; das war der Ausgangspunkt seiner Sprachlehre, und der etwas spätere Adelung hat diesen Standpunkt im wesentlichen festgehalten. Gottsched und sein Anhang glaubten sich berechtigt, ein Sprachrichteramt in Deutschland auszuüben. Gegen diese «diktatorische Dreistigkeit» lehnten sich die Schweizer aufs lebhafteste auf, gegen den Anspruch, daß eine einzige Landschaft als höchstes sprachliches Muster dienen solle; es wurden sogar Stimmen laut, welche die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache verlangten und bedauerten, daß Haller nicht geradezu in alemannischer Mundart geschrieben habe.

Vgl. Wieland, *Was ist Hochdeutsch?* Sämtliche Werke, Supplemente, Bd. VI, 299.

In bezug auf Laut- und Formengebung hatte dieses Streben wenig Erfolg. Wohl aber in anderer Richtung. Gottscheds Bemühen ging vor allem auf äußere Korrektheit; jede örtliche Besonderheit, seltene, veraltete Wörter, neue ungewohnte Bildungen wurden in Acht und Bann getan. Dadurch mußte die Sprache an Umfang und Reichtum verlieren und so den Bestrebungen leichtes Spiel geben, welche für das Fehlende einen Ersatz schaffen wollten, zumal durch Entlehnung aus älteren Sprachquellen. Diese archaisierende Richtung wurde durch Bodmers Beschäftigung mit der altdeutschen Dichtung eröffnet; den Schweizern schloß sich der Göttinger Kreis an; Lessing und Herder traten nachdrücklich für eine derartige Auffrischung der deutschen Sprache ein. So sind Wörter wie *bieder, Brunst, Fehde, Gau, Ger, Hain, Hort* der Sprache neu gesichert worden.

§ 71. Die klassische Literaturperiode des 18. Jahrhs. zerstört endgültig den Glauben an die Unfehlbarkeit Obersachsens; durch sie kommt die Einigung der Schriftsprache zum Abschluß; doch hat noch der junge Schiller eine spezifisch schwäbische Schriftsprache geschrieben. Eine vollständige, in allen Einzelheiten durchgeführte Einheit ist freilich bei einem so weit ausgedehnten Sprachgebiet nicht möglich. Noch heutzutage verrät eine österreichische oder schweizerische Zeitung oder selbst ein Gottfried Keller seine Heimat durch gewisse örtliche Besonderheiten.

§ 72. Während so eine immer straffere Einheit der Kunstsprache geschaffen wird, machen die unterdrückten Mundarten aufs neue ihre Rechte geltend. Schon im Anfang des 16. und dann im 17. Jahrh. finden die Mundarten literarische Verwendung und zwar hauptsächlich in der dramatischen, seltener der lyrischen Literatur, meist nur in einzelnen Szenen des Dramas, denen in erster Linie die Aufgabe, komisch zu wirken, zufällt. Es sind namentlich die niederdeutschen Mundarten, weniger die hochdeutschen, die so verwertet werden. Durch Voß und Hebel wird dann eine neue Ära der mundartlichen Dichtung eingeleitet. Fritz Reuter schreibt umfassende Erzählungen in mundartlicher Prosa. Gerhard Hauptmann hat mit seinen Webern das ernste Drama für die Mundart erobert.

Zu den §§ 52—72 vgl. im allgemeinen:

H. Rückert: *Geschichte der nhd. Schriftsprache.* Leipzig 1875. — A. Socin, *Schriftsprache und Mundart.* Heilbronn 1888. — K. Müllenhoff und W. Scherer, *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Einleitung.* 3. Aufl. Berlin 1892. — F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart.* Straßburg 1890, S. 277. — O. Brenner, *Mundarten und Schriftsprache in Baiern.* Bamberg 1890. — O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart.* Gießen 1896. — F. Kauffmann, ZstdPh. XXX, 381. — O. Brenner, *Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache.* Wiss. Beihefte z. Zs. des Allg. D. Sprachver. 4. Reihe, 129 (1904). — W. Wilmanns, *Mundart und Schriftsprache.* ebda. 4. Reihe, 209.

Für das Ahd.: R. Koegel, AzfdA. XIX, 233. — W. Scherer, *leniter saxonizans.* ZsfdA. XXI, 474; — ders., *Ein Zeugnis für die Schriftsprache des 11. Jahrh.* ZsfdA. XXII, 321. — O. Behaghel, Germ. XXIV, 24.

Für das Mhd.:

Allgemeines:

H. Paul, *Gab es eine mhd. Schriftsprache?* Halle 1872. — R. Heinzel, *Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache.* Paderborn 1874. —

Nörrenberg, PBB. IX, 373 (1884). — O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache.* Festschrift der Universität Basel zum Heidelberger Jubiläum (1886). — F. Kauffmann, *Behaghels Argumente für eine mhd. Schriftsprache.* PBB. XIII, 564. — H. Fischer, *Zur Geschichte des Mhd.* Tübinger Unlversitätsschrift 1889; dazu F. Wrede, AzfdA. XVI, 275. — O. Brenner, *Ein Kapitel aus der Grammatik der deutschen Urkunden.* Festschrift für Konrad Hofmann, Erlangen 1890, 183. — H. Pischek, *Zur Frage nach der Existenz einer mhd. Schriftsprache im ausgehenden XIII. Jahrh.* Programm der Teschener Oberrealschule 1892. — M. H. Jellinek, *Über die notwendigen Vorarbeiten zu einer Geschichte der mhd. Schriftdialekte.* Verhandlungen der Wiener Philologenversammlung 1893, 382. — O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache.* PBB. XVIII, 534 (1894). — A. Heusler, AzfdA. XX, 26 (1894). — G. Roethe, *Die Reimvorreden des Sachsenspiegels.* Abh. der Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, 1899; vgl. J. Franck, AzfdA. XXVI, 117; G. Ehrismann, ZsfdPh. XXXV, 102. — C. Kraus, *Heinrich von Veldeke und die mhd. Dichtersprache.* Halle 1899; vgl. J. Franck, AzfdA. XXVI, 104; F. Kauffmann, ZsfdPh. XXXII, 91. — S. Singer, *Die mhd. Dichtersprache.* Zürich 1900. — E. Schroeder, *Göttingische Gelehrte Anz.* XXVII, 98 (1901). — E. A. Gutjahr, *Zur nhd. Schriftsprache Eykes von Repgowe.* Progr. der Realschule Leipzig-Lindenau 1905. — ders., *Zur Entstehung der nhd. Schriftsprache.* II. Die Urkunden deutscher Sprache in der Kanzlei Karls IV. 1. Der Kanzleistil Karls IV. Leipzig 1906. — K. Bohnenberger, PBB. XXXI, 409. 427 (1906). — Fr. Wilhelm, *Analecta germanica,* H. Paul dargebracht. Amberg 1906, S. 121. — J. Krejči, *Über die mhd. Schriftsprache.* Sitzungsberichte der Kgl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften IX (1906; čechisch; mir unbekannt geblieben). — G. Ehrismann, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1907, 905. — Pr. Lessiak, *Prager Deutsche Studien* VIII, 243 (1908).

Einzelne Gebiete:

Fel. Balsiger, *Boners Sprache und die Bernische Mundart.* ZsfhdMaa. V, 37. — R. Brandstetter, *Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart.* Geschichtsfreund 1890; dazu R. Bechstein, *Die Luzerner Mundart und die nhd. Schriftsprache.* ZsfddU. I, 561. — ders., *Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600.* Geschichtsfreund XLVII, 227 (1892). — Ad. Socin, *Wie man zu Basel vor 600 Jahren geredet hat.* Allgemeine Schweizer Zeitung 1893, 290—300. — Erwin Haendke, *Die mundartlichen Elemente in den elsässischen Urkunden des Straßburger Urkundenbuchs.* Alsatische Studien, H. 5 (1894). — A. Heusler, AzfdA. XX, 27. — G. Hertzog, *Studien über die Kemptener Kanzlei- und Literatursprache bis 1600.* Progr. von Burghausen 1908. — Joh. Willib. Nagl, *Der Vocalismus unserer Mundart, historisch beleuchtet.* Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 1890, 131. 1891, 104. 263. 1893, 128. 1894, 421. 1895, 157. — V. E. Mourek, *Zum Prager Deutsch des XIV. Jahrhs.* Sitzungsberichte der böhm. Gesellschaft der Wissensch. 1901, Nr. 1. — Oskar Böhme, *Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. und 15. Jahrh.* Leipziger Diss. 1893.

— R. Nebert, *Zur Geschichte der Speyrer Kanzleisprache.* Hallenser Diss. 1891 (vgl. A. Schulte, Litbl. 1892, 221). — Johannes Hoffmann, *Die Wormser Geschäftssprache vom 11. bis 13. Jahrh.* Acta Germanica VI, 2. Berlin 1903. — W. Kahle, *Die mnd. Urkunden- und Kanzleisprache Anhalts im 14. Jahrh. hinsichtlich ihrer lautlichen Verhältnisse untersucht.* Leipziger Diss. 1908. — E. Damköhler, *Mundart der Urkunden des Klosters Ilsenburg und der Stadt Halberstadt und die heutige Mundart.* Germ. XXXV, 129. — Agathe Lasch, *Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrh.* Dortmund 1910.

Für das Nhd.

Allgemeines:

Wackernagel-Martin, *Geschichte der deutschen Literatur,* II, 8. — W. Scheel, *Neuhochdeutsche Schriftsprache.* Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft. Leipzig 1902, S. 45. — *Geschichte der nhd. Schriftsprache.* In den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte, von H. Wunderlich, W. Scheel, W. Golther, L. Sütterlin, O. Weise. — E. Wülcker, *Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache.* Zs. d. Vereins f. kurs. Geschichte IX, 349. — P. Pietsch, *Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache.* Breslau 1883. — K. Burdach, *Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Einleitung. Das 16. Jahrh.* Hallische Habilitationsschrift 1883. — ders., *Die Sprache des jungen Goethe.* Verhandlgn. der Dessauer Philologenversammlung S. 166. — F. Kluge, *Die Entstehung unserer Schriftsprache.* Jenaer Antrittsvorlesung 1886 (als Manuskript gedruckt). — ders., *Von Luther bis Lessing.* 3. Aufl. Straßburg 1897; dazu E. Schroeder, Gött. Gel. Anz. 1888. S. 249, Luther, AnzfdA. XV, 324. — K. Burdach, *Zentralblatt für Bibliothekswesen* VIII, 145 ff. — ders., *Zur Geschichte der nhd. Schriftsprache.* In den Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für R. Hildebrand 1894. — F. Kluge, *Über die Entstehung unserer Schriftsprache.* Wissenschaftliche Beihefte zur Zs. des allg. deutschen Sprachvereins H. VI, 1894.

Einzelne Zeiten:

Karl Hoeber, *Beiträge zur Kenntnis des Sprachgebrauchs im Volksliede des 14. und 15. Jahrhs.* Berlin 1908. — J. Luther, *Die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache.* Berlin 1898. — H. Wunderlich, *Die deutsche Gemeinsprache in der Bauernbewegung des 16. Jahrhs.* Verhandlungen der Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner in Halle (1903), S. 106. — L. Goldstein, *Beiträge zu lexikalischen Studien über die Schriftsprache der Lessing-Periode.* Festschrift für Schade 1896, S. 51. — V. Hehn, *Stil und Sprache vor Goethes Auftreten.* Allgem. Zeitg. 1892, Beil. No. 242. — H. Wunderlich, *Die deutschen Mundarten in der Frankfurter Nationalversammlung.* Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier K. Weinholds. Straßburg 1896, S. 134. — ders., *Zur Sprache des neuesten deutschen Schauspiels.* Neue Heidelberger Jahrbücher III (1893), 251. IV. 115. — O. Haggenmacher, *Wahrnehmungen am Sprachgebrauch der jüngsten literarischen Richtungen.* Mitt. d. Gesellsch. f. deutsche Sprache in Zürich. Heft 1, 19.

Einzelne Gebiete:

Ludw. Tobler, *Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz und die literarische Anwendung der Mundart in neuerer Zeit.* (Kleine Schriften S. 223.) — Otto von Greyerz, *Über die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz.* Zürich 1892. — Alb. Gessler, *Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Basel.* Diss. von Basel 1888. — R. Brandstetter, *Die Rezeption der nhd. Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1660—1830.* Geschichtsfreund 1891, 191. — Oscar Haffner, *Anfänge der nhd. Schriftsprache zu Freiburg im Breisgau.* Freiburger Diss. 1904. — E. Paulus, *Zur Geschichte der Schriftsprache in Schwaben im 18. Jahrh.* Diss. von Leipzig 1906. — F. Scholz, *Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374.* Acta Germanica V, 2 (1898). — L. Kemmer, *Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Aschaffenburger Kanzleisprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhs.* Diss. von Würzburg 1898. — Willy Scheel, *Jaspar von Gennep und die Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Köln.* Westdeutsche Zs. f. Gesch. u. Kunst. Ergänzungsheft VIII (1893). — *Sachsens Anteil an der Ausbildung der nhd. Schriftsprache.* Grenzboten, 19. Jahrg. (1860). I. Semester, Bd. I, 99—113. — B. Arndt, *Die Entwicklung vom Mhd. zum Nhd. in der Breslauer Kanzleisprache.* Diss. von Breslau 1897. — H. Tümpel, *Die Bielefelder Urkundensprache.* Nd. Jahrb. XX, 78. — W. Beese, *Die nhd. Schriftsprache in Hamburg während des 16. und 17. Jahrh.* Progr. der Realschule zu Kiel von 1902. — Agathe Lasch, *Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhs.* Dortmund 1910. — Willy Scheel, *Zur Geschichte der Pommerschen Kanzleisprache im 16. Jahrhs.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. XX, 57. — A. Schullerus, *Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen.* Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, XXXIV, 408.

Einzelne neuhochdeutsche Schriftsteller und Schriftwerke:

15. Jahrhundert:

E. Busse, *Augustin von Hamersteten.* Marburger Diss. 1902. — K. Karg, *Die Sprache Heinrich Steinhöwels.* Ein Beitrag zur Laut- und Flexionslehre des Mhd. im 15. Jahrh. Diss. von Heidelberg 1884. — F. Jelinek, *Die Sprache der Wenzelsbibel in ihrem Verhältnis zu der Sprache der wichtigsten deutschen Literatur- und Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren im 14. Jahrh. und der Kaiserl. Kanzlei der Luxenburger.* Progr. der Oberrealschule in Görz 1899. — J. Kehrein, *Beitrag zur deutschen Grammatik des 15. Jahrhs.* Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen VII (1850), S. 378. — Hans Nohl, *Die Sprache des Niclaus von Wyle. Laut und Flexion.* Diss. von Heidelberg 1887.

16. Jahrhundert:

B. Lindmeyr, *Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des «Neuen Testamentes».* Straßburg 1899. — G. Keferstein, *Der Lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser und Eck*

aus den Jahren 1527 (1528) und 1537. Jenaer Diss. 1892. — K. Fundinger, *Darstellung der Sprache des Erasmus Alberus, Laut- und Flexionslehre.* Diss. von Freiburg 1899. — G. Wethly, *Hieronymus Boner, Leben, Werke und Sprache.* Straßburg 1892 (Alsatische Studien, H. 4). — Heinr. Lemcke, *Der hd. Eulenspiegel.* Diss. von Freiburg 1908. — C. Wernecke, *Ulrich von Hutten als deutscher Schriftsteller.* Pr. von Dessau 1900. — L. Szamatólski, *Ulrichs von Hutten deutsche Schriften.* Straßburg 1891. — E. Opitz, *Über die Sprache Luthers.* Ein Beitrag zur Geschichte des Nhd. Halle 1869. — G. Kiessling, *Bibelsprache und Mhd.* Progr. des Seminars zu Zschopau 1876. — C. Franke, *Grundzüge der Schriftsprache Luthers.* Görlitz 1888 (aus dem Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. LXIV). — H. Schultz, *Luthers Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache.* Progr. der höheren Mädchenschule zu Braunschweig 1893. — R. Schoeps, *Zur Geschichte der Lutherischen Bibelsprache.* Halle 1898. Festschrift des Realgymnasiums zur 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen. — K. von Bahder, *Über die mundartliche Herkunft einiger von Luther gebrauchten Worte.* ZsfhdMaa. I, 299. — Ernst Göpfert, *Über die Sprache Luthers im kleinen Katechismus.* ZsfddU. II, 488. — O. Hertel, *Die Sprache Luthers im Sermon von den guten Werken.* ZsfdPh. XXIX, 433. — J. F. Wetzel, *Die Sprache Luthers in seiner Bibelübersetzung.* Stuttgart 1861. — A. Lehmann, *Die Sprache Luthers in seiner Übersetzung des neuen Testaments.* Nebst einem Wörterbuch. Halle 1873. — J. Luther, *Die Sprache Luthers in der Septemberbibel.* Diss. von Halle 1887. — W. W. Florer, *Substantivflexion bei M. Luther.* (Bibelausg. 1545). Diss. der Cornell-Universität 1899. — F. Danner, *Die oberdeutschen Bibelglossare des XVI. Jahrh.* Diss. von Freiburg 1896. — Hans Ryland, *Der Wortschatz des Zürcher Alten Testaments von 1525 und 1531 verglichen mit dem Wortschatz Luthers.* Berlin 1903. — Andreas Schütt, *Adam Petris Bibelglossar* Freiburger Diss. 1908. — Hedwig Haldimann, *Die Sprache des Hans Rudolf Manuel.* ZsfhdMaa. III, 285. — S. Singer, *Sprache und Werke des Niclaus Manuel.* ZsfhdMaa. II, 5. — C. Koch, *Die Sprache der Magdalena und des Balthasar Paumgartner in ihrem Briefwechsel.* Diss. von Bonn 1910. — F. Poland, *Reuchlins Verdeutschung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes.* Berlin 1899, S. XIII. — C. Frommann, *Versuch einer grammatischen Darstellung der Sprache von Hans Sachs.* I. T. Zur Lautlehre. Nürnberg, Progr. 1878. — Mayer, *Die Orthographie des Hans Sachs.* Progr. von Cöln-Nippes 1904. *Die Psalmenübersetzung des P. Schede, Melissus* (1572), hrsg. von M. H. Jellinek. Halle 1896. — E. Schroeder, *Jakob Schoepper von Dortmund und seine deutsche Synonymik.* Marburg 1899. — W. Scheel, *Joh. Freiherr zu Schwarzenberg in seiner Bedeutung für Sprache und Recht des angehenden 16. Jahrhs.* Berlin 1905. — Fr. Ludin, *Adam Sibers Bearbeitung des Nomenclator H. Junii.* Diss. von Freiburg 1898. — Carlo Fasola, *Die Sprache des Johann von Staupitz.* I. Lautlehre. Diss. von Marburg 1892. — R. Pestalozzi, *O. Werdmüllers Hauptsumma.* Zürich 1552 und Herborn 1588. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Diss. von Zürich 1905.

17. Jahrhundert:

G. Himmler, *Zur Sprache des Aegidius Albertinus.* I. Progr. München 1902. — A. Urbach, *Über die Sprache in den deutschen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans.* Diss. von Greifswald 1899. — C. Bauer, *Paul Gerhardts Sprache.* Progr. der Töchterschule in Hildesheim 1900. — R. Müller, *Die Sprache in Grimmelshausens Roman «Der abenteuerliche Simplicissimus»* I. Progr. von Eisenberg 1897. — Adolf Hueber, *Über Heribert von Salurn.* Beitrag zur Kunde deutscher Sprache am Ende des 17. Jahrhs. Progr. der Oberrealschule zu Innsbruck 1872. — M. H. Jellinek, *Th. Hocks Sprache und Heimat.* ZsfdPh. XXXIII, 84. — Paul Hintringer, *Sprach- und textgeschichtliche Studien zu Hoffmann von Hofmannswaldau.* Diss. von Breslau 1908. — H. Vogel, *C. F. Hunold.* Leipzig 1900 (seine Sprache), S. 89—113. — W. Metzger, *Logaus Sprache.* Diss. von München 1905. — G. Baesecke, *Die Sprache der Opitzischen Gedichtsammlungen von 1624 und 1625.* Laute, Flexionen, Betonung. Diss. von Göttingen 1899. — Curt Blanckenburg, *Studien über die Sprache Abrahams a Sancta Clara.* Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Drucksprache im 17. u. 18. Jahrh. Halle 1897. — Hans Strigl, *Einiges über die Sprache des P. Abraham a Sancta Clara.* ZsfdWf. VIII, 206. — Paul Drechsler, *Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier* (Germanistische Abhandlungen, hrsg. von Vogt, XI). Breslau 1885. — G. von Jagemann, *the Language of J. G. Schottel.* Publications of the Modern Language Association of America, VIII, 408. — Koldewey, *Schottelius und seine Verdienste um die deutsche Sprache.* ZsfddU. XIII (1899), 81. — C. Prahl, *Philipp von Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung im Deutschen.* Progr. von Danzig 1896.

18. Jahrhundert:

Walter Heuschkel, *Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngedichten Logaus.* Diss. von Jena 1908. — Max Müller, *Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch.* Berlin 1903. — C. Boucke, *Dornblüths Observationes.* Freiburg 1895. — G. Mentz, *Friedrich der Große und die deutsche Sprache.* ZsfdWf. I, 194. — H. Hummrich, *Beiträge zur Sprache König Friedrich Wilhelms I von Preußen.* Diss. von Greifswald 1910. — J. A. O. L. Lehmann, *Goethes Sprache und ihr Geist.* Berlin 1852. — E. Albrecht, *Zum Sprachgebrauch Goethes.* Progr. von Crimmitschau 1877. — Fr. Düsel, *Goethes Sprache.* Zeitschr. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins XIV, 161 (1899). — F. Rahlwes, *Goethes sprachliche Entwickelung.* Westermanns Monatshefte XLV (1900), S. 295. — A. Biese, *Die Sprache Goethes.* Beil. zur Allgem. Zeitung, 1892, Nr. 91. — F. Kluge, *Goethe und die deutsche Sprache.* Beihefte der Zeitschr. d. Allgem. Deutschen Sprachver., H. 22, 57 (1903). — Ed. Engel, *Goethe.* Berlin 1910, S. 569. — Stephan Waetzoldt, *Die Jugendsprache Goethes; Goethe und die Romantik; Goethes Ballade.* Drei Vorträge, 2. Aufl. Leipzig 1903. — P. Knauth, *Goethes Sprache und Stil im Alter.* Leipzig 1898. — C. Olbrich, *Goethes Sprache und die Antike.* Leipzig 1891. —

Ewald A. Boucke, *Wort und Bedeutung in Goethes Sprache.* Berlin 1901. — A. M. Meyer, *Studien zu Goethes Wortgebrauch.* Herrigs Archiv XCVI, 1—42. — W. Kühlewein, *Präfixstudien zu Goethe.* ZsfdWf. VI. Beiheft, S. 1. — P. Th. Bohner, *Präfix un- bei Goethe.* ebda. S. 27. — ders., *Die Negation bei Goethe.* ebda. S. 141. — Georg Schmidt, *Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe.* Gotha 1893. — F. Kern, *Über die Sprache Goethes in der «Natürlichen Tochter»,* in seinen kleinen Schriften II, 50. — Fr. Strehlke, *Wörterbuch zu Goethes Faust.* Stuttgart 1891. — Eug. Wolff, *Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache.* Ergänzungsheft zu der ZsfddU. VIII, 208. — Ad. Lange, *Über die Sprache der Gottschedin in ihren Briefen.* I. Diss. von Uppsala 1896. II. Uppsala 1901. — H. Groschupp, *Die Sprache J. Chr. Günthers.* Diss. von Leipzig 1900. — Wenzel Horák, *Die Entwicklung der Sprache Hallers.* Progr. der Staats-Oberrealschule in Bielitz 1890 und 1891. — H. Käslin, *A. von Hallers Sprache in ihrer Entwicklung dargestellt.* Brugg 1892. — Karl Zagajewski, *Albrecht von Hallers Dichtersprache.* Straßburg 1909. — Th. Längin, *Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache.* Diss. von Freiburg 1891. — Joh. Haussmann, *Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder.* Diss. von Leipzig 1907. — A. Gaebel, *Zu Herders Wortschatz.* Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Gymn. zu Hohensalza 1905. — ders., *Wortgeschichtliches aus Herder.* ZsfdWf. X, 1. — Rich. Philipp, *Beiträge zur Kenntnis von Klingers Sprache und Stil in seinen Jugenddramen.* Diss. von Freiburg 1909. — E. Bailly, *Étude sur la vie et les oeuvres de F. G. Klopstock.* Paris 1888; chap. VII: la langue de Klopstock. — F. Petri, *Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Klopstocks.* Diss. von Greifswald 1894. — A. Lehmann, *Forschungen über Lessings Sprache.* Braunschweig 1875. — A. W. Ernst, *Über Lessings Sprache* in *Lessings Leben und Werke.* Stuttgart 1903, S. 418. — Erich Schmidt, *Lessing*[3], II, 530—586. — W. Creizenach, *Sprachliche Kleinigkeiten zu Lessings Jugendwerken.* ZsfdWf. I, 31. — Fritz Tyrol, *Lessings sprachliche Revision seiner Jugenddramen.* Berlin 1893. — Friedr. Juvančic, *Über Gallicismen in Lessings kritischen Schriften.* Progr. von Laibach 1906. — W. Feldmann, *Deutsche Sprachpflege in den «Literaturbriefen».* ZsfdWf. VII, 152. — M. von Schroeter, *M. Mendelssohns Verdienste um die deutsche Sprache.* Im deutschen Reich 1897, 1, Nr. 6. — Reinh. Hofmann, *Justus Möser und die deutsche Sprache.* ZsfdU. XXI, 145. — E. Reichel, *Aus J. V. Pietschs Gedichten.* ZsfdWf. IX, 132. — J. Müller, *Jean Paul als Wortschöpfer und Stilist.* ZsfdWf. XXI, 20; XI, 235. — W. Pfleiderer, *Die Sprache des jungen Schiller in ihrem Verhältnis zur nhd. Schriftsprache.* PBB. XXVIII, 273. — O. Weise, *Zu Schillers Sprache.* ZsfdU. XI, 83. — F. M. E. Kasch, *Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller.* Diss. von Greifswald 1900. — Rob. Boxberger, *Die Sprache der Bibel in Schillers Räubern.* Progr. der Realschule zu Erfurt 1867. — H. Wunderlich, *Zur Sprache im «Tell» und in der «Braut von Messina».* Wiss. Beihefte z. Zeitschr. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins 4. Reihe, S. 129. — O. Behaghel, *Zum Gebrauch des Beiworts bei Schiller.*

Wiss. Beihefte z. Zeitschr. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins 4. Reihe, 180. — W. Feldmann, *Christian Schubarts Sprache.* ZsfdWf. XI, 97. — B. A. Wagner, *Christian Thomasius. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Literatur.* Progr. der Victoriaschule von Berlin 1872. — F. Thalmayr, *Über Wielands Klassizität, Sprache und Stil.* Progr. der Staatsrealschule zu Pilsen 1894. — Rud. Ideler, *Zur Sprache Wielands. Sprachliche Untersuchungen im Anschluß an Wielands Übersetzung der Briefe Ciceros.* Berlin 1908. — Paul Piur, *Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs.* Diss. von Halle 1903.

19. Jahrhundert:

R. Sprenger, *Zur Sprache E. M. Arndts.* ZsfdWf. VI, 212. — Th. Matthias, *Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin.* Eine sprachlich-psychologische Skizze. Leipzig 1902. — O. Lyon, *Bismarck als Künstler in Politik und Sprache.* ZsfdU. IX, 235. — Daniel Sanders, *Einige sprachliche Bemerkungen zu dem 1. Bande von A. von Chamissos Werken.* Zs. f. deutsche Sprache II, 243. — ders., *Eigentümlichkeiten und Eigenheiten in Chamissos Sprache.* ebda. II, 410. — A. Henrich, *J. von Görres, seine Sprache und sein Stil.* Diss. von Bonn 1907. — H. Stickelberger, *Über die Sprache Jeremias Gotthelfs.* Mitt. d. Gesellsch. f. deutsche Sprache in Zürich II, 17. — K. G. Andresen, *Über die Sprache Jakob Grimms.* Leipzig 1871. — H. Küchling, *Studien zur Sprache des jungen Grillparzer mit besonderer Berücksichtigung der «Ahnfrau».* Diss. von Greifswald 1900. — F. Willomitzer, *Die Sprache und die Technik der Darstellung in J. P. Hebels Rheinländischem Hausfreund.* Progr. der Oberrealschule Wien II, 1891. — M. Seelig, *Die dichterische Sprache in Heines Buch der Lieder.* Diss. Hall. 1891. — Gerh. Zillgenz, *Rheinische Eigentümlichkeiten in H. Heines Schriften.* Progr. d. Gymn. zu Waren 1893. — Gustav Karpeles, *Rheinische Eigentümlichkeiten bei H. Heine.* Sanders' Zs. f. deutsche Sprache X, 1. — F. Baldensperger, *Gottfried Keller, sa vie et ses oeuvres.* Paris 1899. S. 463: Le style et la langue. — Georg Minde-Pouet, *Heinrich von Kleist, seine Sprache und sein Stil.* Weimar 1897. — H. Bischoff, *Der Satzbau bei Heinrich von Kleist.* ZsfddU. XIII, 713. — F. Hahne, *Detlev von Liliencron als Sprachbildner.* Wiss. Beihefte z. Zs. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins, 4. Reihe, S. 146. — J. E. Wülfing, *Sprachliche Eigentümlichkeiten bei K. F. Meyer.* ZsfdU. XIV, 308—331. — H. Stickelberger, *Zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer.* ebda. XIV, 780. — Th. Matthias, *Moltke in der Sprache seiner Briefe.* Wiss. Beihefte z. Zs. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins, 4. Reihe, 233. — J. Sütterlin, *Sprache und Stil in Roseggers «Waldschulmeister».* Ein Beitrag zur Kenntnis unserer mundartlichen Schriftsprache. ZsfdMaa. 1906, 35. — Otto Heilig, *Über Sprache und Stil in Scheffels Ekkehard.* Alemannia XXIX, 56. — ders., *Zur Sprache Scheffels.* In: Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes 1904. — J. Klaiber, *Friedrich Vischers Sprache und Stil.* ZsfdU. XVII, 697. — R. Deye, *Die Sprache in R. Wagners Musikdrama*

«der Ring des Nibelungen». Münchner Neueste Nachrichten 1894, Nr. 3.

Über mundartliche Literatur:

Hebels Werke, hrsg. von O. Behaghel, Einl. S. XV. — O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart*. Gießen 1896, S. 9. — ders., *Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz*. Paderborn 1899, § 17. — Alfr. Lowack, *Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen Ende des 18. Jahrh.* Leipzig 1905. — R. Brandstetter, *Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik*. ZsfhdMaa. III, 1. — Aug. Holder, *Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung*. Heilbronn 1896. — G. Seuffer, *Wesen und Entwicklungsgang des schwäbischen Dialekts und der schwäbischen Dialektdichtung*. Bayreuth 1908. — Adolf Hauffen, *Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen*. Prag 1903 (S.-A. aus der Monatsschrift «Deutsche Arbeit»). — Nikolaus Welter, *Die Dichter der luxenburgischen Mundart*. Diekirch 1906. — Franz Heinrich, *Die Literatur der Aachener Mundart*. In der Zeitschrift: Oecher Platt. Aachen 1909. — W. Seelmann, *Die plattdeutsche Literatur des 19. Jahrh.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. XXII, 49. — Otto Glöde, *Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hd. Schriftsprache und Literatur*. Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands. Leipzig 1894. S. 35—61. — Paul Suter, *Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten*. Zürich 1901. — C. Fr. Müller, *Zur Sprache und Poetik Fritz Reuters*. Progr. des Gymn. zu Kiel 1902.

VI. SPRACHE UND SCHRIFT.

§ 73. Zu den sinnenfälligen Elementen der Sprache gehört die Schnelligkeit, mit welcher die Laute aufeinander folgen, ihre Betonung, ihre Dauer, ihre Qualität.

§ 74. Das Zeitmaß der Rede hat nirgends in der deutschen Schrift eine Bezeichnung gefunden, soweit es sich um die absolute Geschwindigkeit handelt. Innerhalb der Rede aber folgen nicht alle Teile mit gleicher Schnelligkeit aufeinander; es bilden sich rhythmische Glieder, Satztakte. Die Einschnitte zwischen diesen Gliedern haben zu einem kleinen Teil ihre schriftliche Darstellung gefunden in den Interpunktionszeichen.

Im Altsächsischen scheint die Interpunktion rein willkürlich zu sein; sie wird von den Herausgebern nicht mitgeteilt. Im Althochdeutschen ist sie im ganzen spärlich angewandt und beschränkt sich meist auf die Bezeichnung der Einschnitte, die zwischen ganzen Sätzen liegen. Ausgiebigen Gebrauch von der Interpunktion macht Notker; er bezeichnet sogar ziemlich häufig die Einschnitte zwischen den Satztakten innerhalb des nämlichen Satzes (z. B. Psalm 1, 2: *der dara ana denchet. tag unde naht;*

5, 8: *ze demo dinemo heiligen hus. peton ih hinnan dara. in dinero forhtun;* 7, 17: *sin farendo. irsluog si sih selbun).*

In mhd. Hss. kommt fast gar keine Interpunktion zur Anwendung; sie steht gelegentlich dann, wenn ein Satzende mitten in einen Vers hineinfällt, sowie bei unverbundener Nebeneinanderstellung paralleler Ausdrücke (z. B. *ich sach ine hungeren dorsten. slafen. hitzen. vriesen* Evang. Nicod. v. 750; s. auch Rob. Priebsch, *Deutsche Texte des Mittelalters,* XVI, Einl. S. IX [Clarissenregel]). Belege von Interpunktion in mhd. Prosadenkmälern s. AzfdA. V, 22, ZfdA. XXIV, 93, *Mitteilungen aus der Geschichte Livlands* XVIII, 492. Im 15. Jahrh. kommt die Interpunktion zu einiger Anerkennung; doch bis in den Anfang des 16. Jahrh. dauert das Sparen oder gänzliche Weglassen der Zeichen. Einen beträchtlichen Fortschritt bezeichnen die Drucke der lutherischen Schriften; im 17. Jahrh. ist die Interpunktion immer häufiger und wird immer strenger durchgeführt.

Vgl. W. O. Gortzitza, *Versuch einer neuen Begründung der Interpunktionslehre.* Archiv für das Studium der neueren Sprachen XV, 217. — Al. Bieling, *Das Prinzip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte.* Berlin 1880. — G. Michaelis, *Zur Geschichte der Interpunktion.* Centralorgan für d. Interessen d. Realschulwesens XI, 657. — A. Elster, *Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre.* Ein Hilfsbuch für Theorie und Praxis. Magdeburg 1901. — R. M. Meyer, *Die Gefahren der Interpunktion.* ZsfddU. XXIV, 99.

§ 75. Bei der Betonung der Rede kommen in Betracht die Verschiedenheiten in bezug auf die Tonhöhe, der sogen. musikalische Akzent, und die Verschiedenheiten in bezug auf die Tonstärke, der sogen. dynamische Akzent. Der erstere hat nirgends in deutscher Schrift einen Ausdruck gefunden, der zweite nur in ahd. Zeit (vereinzelt im Mhd.).

Die Unterschiede in der Tonstärke der einzelnen Satzglieder, den Satzakzent bringen die Hss. von Otfrids Evangelienharmonie wenigstens teilweise zur Anschauung: Otfried versieht in jedem Halbvers ein oder zwei Wörter mit Akzenten, um damit die höchst betonten Stellen des Verses zu bezeichnen. Freilich ist das oberste Prinzip für die Setzung seiner Akzente nicht ein rhetorisches, sondern ein rhythmisches, und der natürliche Wort- und Satzton wird von ihm hintangesetzt, wenn er mit dem von ihm gewollten rhythmischen Schema in Widerstreit gerät. Auch das Akzentuationssystem Notkers gibt Andeutungen über den

Satzton, freilich nur in sehr beschränktem Maße: sie gilt eigentlich dem Wortton und bezeichnet im allgemeinen jedes selbständige Wort, läßt aber Enklitika und Proklitika häufig ohne Akzent.

Für die Bezeichnuug des Worttons kommen, abgesehen von vereinzelter anderweitiger Setzung von Akzentzeichen, wieder Otfrid und Notker in Betracht. Da Otfrids Satzakzente auf den höchsten Stellen des ganzen Verses stehen, treffen sie natürlich auch die höchsten Stellen der einzelnen Wörter und lassen uns somit die Lage des Hochtons erkennen. Notker bezeichnet in jedem selbständigen Worte die hochtonige Silbe desselben mit einem Akzent, aber auch nebentonige Silben werden mit Akzenten versehen, und zwar sind in beiden Arten von Silben die Akzentzeichen dieselben, so daß aus der schriftlichen Darstellung des einzelnen Wortes nicht zu erkennen ist, welche von zwei akzentuierten Silben die höher betonte sei.

Vgl. die Literatur zu § 105 und 110.

§ 76. 1. In bezug auf die Quantität der Laute sind von der Schrift stets nur die ziemlich rohen Unterschiede von Länge und Kürze beachtet worden. Die Länge kann dargestellt werden durch die Verdoppelung des Zeichens für den einfachen Laut; dies Mittel ist bei den Konsonanten stets und ausschließlich zur Anwendung gekommen. Bei den Vokalen ist Doppelschreibung im Althochdeutschen nicht selten, am häufigsten in der Interlinearversion der Benediktinerregel; sie erscheint häufiger in Stammsilben als in Ableitungssilben Sie fehlt im Altsächsischen, mit ganz seltenen Ausnahmen. Vereinzelt ist solche Doppelschreibung im Mittelhochdeutschen, etwas zahlreicher im Mittelniederdeutschen. Im Neuhochdeutschen wird sie wieder häufiger.

Im Althochdeutschen finden sich auch Quantitätsbezeichnungen durch Akzente. Im Glossar Pa wird die Länge öfters durch Zirkumflexe, seltener durch Akute bezeichnet; die letzteren sind besonders oft im Glossar R verwendet. Auch Notkers Akzente sind hier wieder wichtig; dieselben sind Zirkumflexe, wenn sie auf langen, Akute, wenn sie auf kurzen Silben stehen. Auch im Mittelhochdeutschen begegnet Zirkumflex zur Andeutung der Länge, so in den Haupthandschriften des Parzival.

Vgl. Paul Sievers, *Die Akzente in ahd. und alts. Hss.* Berlin 1909. — Für Tatian J. Harczyk, ZfdA. XVII, 66, für Otfrid O. Erdmann, ZsfdPhil. XVI, 70, für Notker O. Fleischer, *Das Akzentua-*

tionssystem Notkers in s. Boethius, ZsfdPh. XIV, 129; M. H. Jellinek, AzfdA. XXVIII, 26.

2. Andere Bezeichnungen langer Vokale sind mehr zufälligen Ursprungs. Der lange Vokal *ü* wird im späteren Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen durch *iu* bezeichnet, weil der alte Diphthong *iu* seiner Aussprache dem langen *ü* nahegekommen oder mit ihm zusammengefallen war. Ähnlich ist *ie* im Neuhochdeutschen Bezeichnung des langen *î* geworden, weil die meisten langen *i* aus einem älteren diphthongischen *ie* entstanden sind. Ebenfalls historische Schreibung liegt vor, wenn in neuniederdeutschen Wörtern *e* und *i* als Dehnungszeichen erscheinen, wenn *Soest* als *Sost*, *Troisdorf* als *Trosdorf* gesprochen wird. Sie haben sich entwickelt in solchen Wörtern, die durch Kontraktion entstanden sind. Aus *slahen* wird niederdeutsch durch Ausfall des *h slaen, slân;* wurde hier die historische Schreibung *slaen* weiter geführt, so konnte auch für *stan* ein *staen* eintreten. Das Dehnungs-*h* des Neuhochdeutschen entstammt solchen Wörtern, in denen *h* ursprünglich wirklich gehört wurde: weil z. B. *stahel* sich lautlich zu *Stâl* wandelte, aber das alte *h* in der Orthographie weitergeführt wurde, konnte ein älteres *mâl* später *Mahl* geschrieben werden.

3. Auch für die Bezeichnung des kurzen Vokals hat sich durch zufällige Umstände gelegentlich ein besonderes Mittel entwickelt. Im Nhd. ist es Merkmal vokalischer Kürze, daß danach Doppelkonsonant geschrieben wird. Die meisten kurzen Vokale des Mittelhochdeutschen sind nämlich im Nhd. zu Längen geworden, wenn einfacher Konsonant darauf folgte. Vor Doppelkonsonanz dagegen blieb die Kürze erhalten; die Doppelkonsonanz selber wurde mit der Zeit nahezu oder gänzlich zur einfachen Konsonanz, wobei jedoch das alte Zeichen beibehalten wurde. Dadurch entwickelte sich die Empfindung, als ob kurzer Vokal und Doppelkonsonanz zusammengehörten, und letztere wurde auch dann geschrieben, wo auch vor einfacher Konsonanz die Kürze erhalten blieb.

Zeichen für die Qualität der Laute.

Vgl. Fr. Kauffmann, *Über ahd. Orthographie.* German. XXXVII, 243. — ders., *Das Keronische Glossar, seine Stellung in der Geschichte der ahd. Orthographie.* ZsfdPh. XXXII, 145. — J. Franck, *Alte Orthographie und moderne Ausgaben.* PBB. XXVII, 368. — ders., *Landespolizei und Orthographie.* Preußische Jahrbücher, CVII, 243. — ders.,

Altfränkische Grammatik. S. 10. — O. Brenner, *Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung.* Leipzig 1902.

§ 77. Jede für das praktische Leben eingerichtete Rechtschreibung leidet an zahlreichen Unvollkommenheiten. Das Wort, der Satz besteht aus einer unendlichen Anzahl in einander übergehender Laute, von denen sie nur einige Hauptpunkte, die besonders deutlich ins Ohr fallen, festhalten kann. Diese Auswahl kann nach Ort und Zeit, nach verschiedenen Schreibern verschieden sein. Der Diphthong *ei* erscheint althochdeutsch und mittelhochdeutsch unter Nichtbeachtung des zweiten Bestandteils häufig als *e* geschrieben, ebenso, aber seltener, *ou* als *o;* auf oberdeutschem Gebiet wird in mittelhochdeutscher Zeit häufig *i* und *u* zur Bezeichnung von *ie* und *uo* verwendet, die dort noch heute nicht monophthongiert sind; auch auf md. Boden sind sicher lange noch Diphthonge gesprochen worden, obwohl man nur das einfache Zeichen schrieb.

Ferner erscheint ein Wort im Zusammenhang des Satzes bald in der, bald in jener Gestalt; sein Anlaut und sein Auslaut werden durch die vorhergehenden oder nachfolgenden Laute beeinflußt. Die meisten Rechtschreibungen aber und so auch die deutsche, führen eine Gestalt des Wortes in allen Stellungen durch. Einen Versuch, den Erscheinungen der Satzphonetik gerecht zu werden, hat Notker gemacht (s. unten beim Konsonantismus); auch in mittelhochdeutschen Handschriften finden sich Spuren seiner Regel.

Bemerkenswerte Belege von Sandhi bietet die Schreibung in der von J. Haupt erörterten Schrift eines oberrheinischen Revolutionärs (Z. f. Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft VIII, S. 212). Sonst begegnet Sandhi namentlich in der Schreibung der 3. Pr. Praes. Ind.: z. B. Lilie I, 12 *die wurzele bezeichen den gedanc;* ZsfdPh. XIX, 79 *lock men* (lockt man), *uencg men* (fängt man), *behilp sich* (behilft sich); R. Roehricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande 268, 3 *koemp man* (kommt man), ebenso 268, 17; 269, 1; Theophilus H 380 *he hef dy gelost,* 604 *he hef ghescreven.* — Ernstingers Raisbuch, Bibl. des Liter. Vereins Bd. CXXXV, S. 1 *stöss gegen Aufgang*; Schriften der Goethe-Gesellschaft IV, 160, 21 *seine Heyrath bestättig das Sprichwort.* — Anderes: Gundacker von Iudenburg 363 *des niwen leben sâlichheit.*

§ 78. Andere Eigentümlichkeiten der deutschen Rechtschreibung erklären sich aus besonderen geschichtlichen Verhältnissen.

Das Material zur Bezeichnung des Deutschen haben die lateinischen Buchstaben abgegeben.[1]) Es sind somit die Unvollkommenheiten der lateinischen Orthographie auch auf die deutsche übergegangen. Wie im Lateinischen, so werden auch im Deutschen offenes *e* und *o* und geschlossenes *e* und *o*, die reinen Vokale und die Nasalvokale nicht von einander unterschieden. Auch im Deutschen hat *c* bald die Geltung von *k*, bald — im älteren Hochdeutschen wenigstens, wenn auch nicht gerade häufig — die von z.

Eine Anzahl von deutschen Lauten ist dem Lateinischen fremd, so daß Verlegenheiten für die Bezeichnung entstehen. So kennt das Lateinische die deutschen Umlaute nicht, mit Ausnahme des *e*. Der Umlaut von *a* zu *e* ist daher auch der einzige, der im älteren Althochdeutschen Bezeichnung findet; in der ganzen altdeutschen Zeit werden auf niederdeutschem und mitteldeutschem Gebiet, gewöhnlich auch im Oberdeutschen die Umlaute von *o* und *u* nicht von den unumgelauteten Vokalen unterschieden. Die Laute, welche im Oberdeutschen die germanischen Medien *g* und *b* vertreten, haben im Lateinischen keine genaue Entsprechung: daher schwankt ihre Bezeichnung zwischen *g* und *k*, *b* und *p*. Statt des sonstigen hochdeutschen *pf* erscheint in den althochdeutschen Denkmälern von St. Gallen, Reichenau, Murbach ein anlautendes *f*; dieses kann nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Spirans darstellen, denn in der Gegenwart wie in mittelhochdeutscher Zeit erscheint in den betreffenden Gegenden an dieser Stelle die Affricata *pf*, sondern es ist ungenaue Wiedergabe, die dadurch hervorgerufen wurde, daß dem Lateinischen und Romanischen der Anlaut *pf* fremd war.

Dem Romanen ist es schwer, vokalischen Anlaut und Anlaut mit *h* von einander zu scheiden; daher begegnet es im Althochdeutschen nicht selten, daß *h* anlautend erscheint, wo es historisch keine Berechtigung hat (vgl. W. Bruckner, AzfdA. XXII, 164). Und soll der deutsche Laut wirklich deutlich zur Anschauung gebracht werden, so greift der romanische Schreiber zu dem Zeichen *ch* oder selbst zu *c*, wie dies besonders im Westfränkischen und im ältesten Südrheinfränkischen geschieht; statt der Lautgruppe *rht*, die dem Lateinischen ganz fremdartig erscheinen muß, begegnet althochdeutsch und mittelhochdeutsch nicht selten die Schreibung *rct*.

[1]) Über die Verwendung des griechischen *y* vgl. G. Ehrismann, PBB. XXII, 265.

Für die gutturale Media und für die palatale tönende Spirans stand nur das eine Zeichen *g* zur Verfügung, und so muß in jedem einzelnen Fall untersucht werden, ob Verschluß- oder Reibelaut gemeint ist.

§ 79. Manche Abweichungen der deutschen Rechtschreibung von einer rein phonetischen Schreibung sind nicht in ihrem Ausgehen von der lateinischen Zeichengebung, sondern in der weiteren Entwickelung der Sprache begründet.

1. Erstens darin, daß ein Laut sich verändert, während die Bezeichnung mit dem Wandel der Aussprache nicht gleichen Schritt hält: die sog. historische Schreibung. Wenn in den frühesten althochdeutschen Quellen an Stelle eines vor *i* oder *j* stehenden *a* bald *a* bald *e* geschrieben wird, so ist nicht das eine Mal *a*, das andere Mal *e* gesprochen worden, sondern jenes ist die ältere, dieses die jüngere Schreibung. Das gleiche gilt, wenn in mittelhochdeutschen Hss. nebeneinander anlautendes *sc* und das daraus entstandene *sch* erscheinen. Historische Schreibungen des Nhd. sind: *ei*, für das wir *ai* (noch genauer *ae*) sprechen, *el, em, en, er* in Endsilben, wo wir nur silbenbildendes *l, m, n, r* hören lassen, *chs* für *ks* der Aussprache, *ng*, das nur noch ein einfacher Laut, *sch*, aus *s-ch* (zu welcher Zeit der Übergang in den einfachen Laut erfolgte, ob etwa schon altdeutsch, ist kaum zu bestimmen), *sp* und *st* im Anlaut der Wörter, wo die korrekte Theatersprache *schp* und *scht* verlangt. Zwischen ahd. *so wer* und mhd. *swer* muß die Mittelstufe **sewer* liegen; sie ist jedoch nur ganz spärlich bezeugt, vgl. *sewemo* MSD. I, 229, 4 (Trierer Kapitulare), *seva* (= *swa*) Histor. Jahrb. des Vereins für das Fürstentum Liechtenstein VIII, 102 (*iswer* Hamburger Jüngstes Gericht, Mhd. Übungsstücke, Hrsg. von Mayer-Benfey Ib, 8).[1])

2. Zweitens darin, daß Laute, die ursprünglich deutlich geschieden sind, im Laufe der Entwickelung einander nahekommen oder gänzlich zusammenfallen. Dann wird das Zeichen für den einen Laut auch für den andern zur Anwendung gebracht. Für anlautendes *sl* erscheint althochdeutsch auch die Schreibung *scl* wohl deshalb, weil in der Lautgruppe *sl* sich schon der gleiche palatale Zwischenlaut entwickelt hatte, wie er in der Gruppe

[1]) Möglicherweise liegt ein in alter Zeit geschwächtes *so* vor *huer* usw. in dem Tatianschen *sihwer, sihwelih* vor, aus dem dann ein *sih* abstrahiert und zur Bildung von md. *sihein* (auch *sohein* geschrieben) verwendet wurde.

auftrat, die man mit *sc* bezeichnete. Weil gegen Ende des Althochdeutschen der Diphthong *iu* sich der durch Umlaut entstandenen einfachen Länge *ü* annäherte, wird in der Regel der Umlaut mit *iu* geschrieben, aber auch umgekehrt *u* für den ursprünglichen Diphthongen verwendet, so im späten Althochdeutschen nicht selten, und fast durchgehends im Mittelbinnendeutschen (in den Arnstädter mitteldeutschen Parzivalbruchstücken steht *iu*).

Als im Ausgang der althochdeutschen Zeit die Endungsvokale sich zu einem und demselben Laut abschwächten, erschienen in den einzelnen Endungen alle möglichen Vokalzeichen (vgl. z. B. die Ambraser Beichte). Im Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen wird statt *e* gelegentlich auch *o*, für *i* auch *u* geschrieben, z. B. *om* = *em*, ihm (vgl. *tot om: Jerusalem* Jahrb. des Ver. f. nd. Sprachf. XIV, 66, 8), *fromede* statt *fremede*, *guft* statt *gift*, weil *o* auch zur Bezeichnung von *ö* diente, *u* auch für *ü* und weil *ö*, *ü* dem *e*, *i* nahestand (s. F. Bech, AzfdA. XXV, 63). Im Bairischen des 13. Jahrhs. sind *b* und *w* einander nahegekommen, daher von da ab auch für älteres *b* auch *w*, für älteres *w* auch *b* begegnet. Ebenso steht im Mnd. *th* auch für *d*, nachdem die Spirans und die Media zusammengefallen sind.

Im Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit und im älteren Nhd. erscheint *mb* häufig für *m* geschrieben (*boumb* = *Baum*, *heimb* = *heim*, *thumb* = *thum*), weil altes *mb* sich zu *mm* (auslautend *m*) assimiliert hatte. Weil altes *ie* im Nhd. zu *ī* geworden, wird auch das *ī*, das aus mhd. *ǐ* hervorging, mit *ie* bezeichnet, z. B. *liegen* (mhd. *ligen*), *gemieden* (mhd. *gemiten*).

3. Drittens haben etymologische Bestrebungen einer rein phonetischen Schreibung entgegengewirkt; man trachtete danach, etymologisch zusammengehörige Formen auch in der Schreibung übereinstimmen zu lassen. So wird ahd. und mhd. das Zeichen *n* auch dann meist festgehalten, wenn ein *n* durch Zusammenrückung oder Zusammensetzung vor ein *b* oder *p* getreten und dadurch zu *m* geworden ist; es wird *wînberi*, *anblic*, *unbescheiden* geschrieben mit Rücksicht auf *wîn*, *an*, *un-* in den Fällen, wo es nicht vor Labial stand. Am stärksten findet dieses Bestreben im Neuhochdeutschen seinen Ausdruck. Der Umlaut von *a* wird *ä* geschrieben, wenn die Verwandtschaft mit solchen Formen zum Bewußtsein kommt, die *a* enthalten, aber *e*, wenn dies nicht der Fall ist, also die *älteren*, aber *Eltern*, die *Fährte*, *willfährig*, aber

Ferge, fertig. Der mittelhochdeutsche Wechsel von inlautender Doppelkonsonanz und einfacher Konsonanz im Auslaut (*man-mannes*) ist im Neuhochdeutschen verloren gegangen. Man schreibt *Jahrhundert, wahrhaftig*, obwohl die ersten Silben in der Regel kurz gesprochen werden.

4. Viertens wird die Schreibung durch die Wechselwirkung der schriftlichen Überlieferung und der lebendigen Rede beeinflußt; z. B. die im 14., 15. Jahrh. nicht selten auftretenden Formen *jenhen, senhen* sind Vermischungen des gesprochenen *jen, sen* mit den schriftsprachlichen Formen *jehen, sehen.* Mittel- und Niederdeutsche, die mit ihrem *p* den schriftsprachlichen Laut *pf* verbinden, schreiben *p* gelegentlich auch in *empfangen, empfehlen.*

Vgl. O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart.* Gießen 1896, Anm. 31.

Möglicherweise sind auch Formen wie as. *giuhu* Mischungen aus *giu* und *gihu* (anders MSD[3]II, 376).

§ 80. Die erörterten Abweichungen der deutschen Rechtschreibung von einer rein phonetischen Schreibung sind nicht ohne Bedeutung für die Sprache selbst, indem die Schrift unter Umständen auf die Aussprache zurückwirkt. Ob derartiges in älterer Zeit stattgefunden hat, läßt sich nicht ermitteln. Wenn die heutige Theatersprache[1]) keinen Unterschied zwischen *ei* = ad. *ei* und *ei* = ad. *î*, zwischen *au* = ad. *ou* und *au* = ad. *û* macht, so ist das lediglich Einfluß der Schrift; es gibt wohl keine deutsche Mundart, die diesen Zusammenfall hat eintreten lassen. Umgekehrt kommt es vor, daß die Stammvokale von Wörtern wie *stetig, leer, schwer* und *bestätigen, erklären, gefährlich* unterschieden werden, obwohl überall derselbe mhd. Laut *æ* zugrunde liegt. Die Deutschen in Esthland sprechen *die Haide, Kaiser, Maid* mit einem wirklichen *ai*, dagegen *der Heide, keiner, Meineid* mit wirklichem *ei;* überall liegt der gleiche altdeutsche Diphthong *ei* zugrunde. Wenn die Schweizer hochdeutsch reden, so setzen sie an Stelle ihres *î* ein *ëi*, weil dieses die Schreibung der Schriftsprache ist. In *Leutnant, Meute,* nicht selten auch in *Geusen* wird frz. *eu* wie der nhd. Doppellaut *eu* gesprochen.

Die Theateraussprache von *t* als Tenuis aspirata ist vielleicht ein reines Kunstprodukt. Das Nebeneinander von *d* und *t* in unserer Orthographie entspricht einem älteren Unterschied von tönendem

[1]) Das soll lediglich ein beschreibender Ausdruck sein und durchaus nicht sagen, daß das Theater Urheber solcher Aussprache sei.

und tonlosem Laut, bzw. von Tenuis lenis und Tenuis fortis. Der Unterschied zwischen (tönender) Media und Tenuis ist dem Hochdeutschen gänzlich verloren gegangen; ebenso vermögen die wenigsten hochdeutschen Mundarten, zumal im Anlaut, einen Unterschied zwischen dentaler Lenis und Fortis zu machen. Da aber die historische Schreibung unserer neuhochdeutschen Sprache die alte Scheidung noch festhielt, so übertrug man, um der Verschiedenheit der Zeichen gerecht zu werden, auf sie denjenigen Unterschied, der bei *g* und *k*, zum Teil auch bei *b* und *p* geläufig war (s. aber auch § 284, 3).

Vgl. W. Braune, *Über die Einigung der deutschen Aussprache.* Heidelberger Rektoratsrede 1905.

VII. DAS ZEITMASS DER REDE.

§ 81. Die Dauer der Rede setzt sich aus zwei Größen zusammen, aus der Schnelligkeit, mit der die einzelnen Wörter gesprochen werden, und der Schnelligkeit, mit der die verschiedenen Wörter sich aneinander anschließen.

Der Anschluß der Wörter kann gerade so eng sein wie der der Silben desselben Wortes; er kann aber auch loser gebildet werden, und es können geradezu Pausen eintreten.

Wenn man gemeint hat, die Pausen seien ohne Einfluß auf das Zeitmaß, so ist das eine Verwechselung mit den Pausen der Musik. Diese treten ein auf Kosten der benachbarten Klangteile und verlängern die Gesamtdauer nicht, während durch die sprachlichen Pausen die Gesamtdauer tatsächlich beeinflußt wird, mitunter recht erheblich.

§ 82. 1. Die Schnelligkeit hängt ab:

a) vom Inhalt des Gesprochenen. Bedeutsames wird langsamer gesprochen als gleichgültiges. So werden auch betonte Wörter langsamer gesprochen als unbetonte. Für das Mittelhochdeutsche läßt sich das zeigen an der Art und Weise, wie gewisse Wörter im Verse verwandt werden; so erscheint etwa *dise* eher als alleinige Füllung des zweigliedrigen Taktes, denn als Teil eines dreigliedrigen Taktes (vgl. C. von Kraus, Wort und Vers in Gottfrids Tristan. ZsfdA. LI, 321).

Gilt die Schilderung oder Erzählung einem Vorgang, der sich besonders rasch oder besonders langsam abspielt, so wird die Rede nicht selten unwillkürlich beschleunigt oder verlangsamt, infolge einer starken Einfühlung in das Geschehende.

b) von der Stimmung, der Seelenverfassung des Sprechenden. Gewisse Grade der Erregung steigern die Schnelligkeit. Höhere Grade können sie hemmen, ebenso wie Schrecken, Angst, Befangenheit, Unsicherheit über das zu Sagende.

2. Die genannten Einflüsse äußern sich verschieden bei verschiedenen Personen und bei verschiedenen Gruppen von Menschen. So kann man für bestimmte Mundarten etwa Durchschnittsgeschwindigkeiten aufstellen; doch fehlt es hier noch fast gänzlich an Beobachtungen.

Der Norddeutsche spricht im allgemeinen rascher als der Süddeutsche. Im Meißnisch-Obersächsischen wird langsamer gesprochen als im Ostfränkischen; das Nordobersächsische steht dem Ostfränkischen näher. Im mittleren sächsischen Vogtland ist das Zeitmaß rascher als im nördlichen. Im Münsterländischen werden die Worte rascher gesprochen als im Emsländischen; aber ihr Anschluß erfolgt nicht so rasch wie in diesem.

In der Mundart des Egerlandes werden im Mittel etwa 160 Wörter in der Minute gesprochen. Ein bestimmter Satz von 43 Wörtern nimmt im Schwäbischen 17 Sekunden in Anspruch. Um den Satz: *'t is van dag moi we'r* ('s ist heute schönes Wetter) dreimal zu sprechen, werden in der Mundart von Greetsiel in Ostfriesland 5 Sekunden erfordert, während der Beobachter dieser Tatsache die hochdeutsche Übersetzung jenes Satzes in der gleichen Zeit etwa 5—6 mal spricht.

Vgl. Jak. Minor, *Neuhochdeutsche Metrik*[2]. S. 51. — Walther Reichel, *Sprachpsychologische Studien.* S. 115. — H. Schuller, *Satzbetonung und Satzpausen im Nhd.* ZsfddU. XVII, 408. — Max Beer, *Die Abhängigkeit der Lesezeit von psychologischen und sprachlichen Faktoren.* Zs. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. LVI, 264. — H. Gradl, *Mundarten Bayerns.* I, 26. — Emil Gerbet, *Grammatik der Mundart des Vogtlandes.* S. 123. — H. Schönhoff, *Grammatik der emsländischen Mundarten.* S. 40. — Jos. Schiepek, *Satzbau der Egerländer Mundart.* S. 1. — Friedr. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart.* S. 23. — J. Hobbing, *Über die Mundart von Greetsiel in Ostfriesland.* Progr. von Nienburg 1897, S. 5.

§ 83. Nicht alle Stellen des Satzes werden gleich schnell gesprochen; man kann im allgemeinen sagen, daß die vorderen Teile des Satzes rascher ablaufen als die späteren. Das tritt besonders in der Sprache der gebundenen Rede zutage. Wortkürzungen gestattet sich der altdeutsche Vers weit eher im Beginn als am Schluß; die mehrsilbige Senkung ist bei Otfrid am

häufigsten im ersten Takt der Halbzeile, kaum mehr vorhanden im letzten Takt; man kann überhaupt sagen, daß die Füße nach dem Versende zu an Umfang abnehmen. Tonversetzungen finden sich zu allen Zeiten eher im Versanfang als am Versende. Denn das raschere Hinweggleiten im Beginn verlangt und gestattet eine Beschleunigung des einzelnen Redegliedes und läßt Unebenheiten weniger stark hervortreten.

Vgl. W. Wilmanns, *Der altdeutsche Reimvers.* Bonn 1887, S. 52ff.

§ 84. Leichter ist es, die Lage der Pausen im Satze, die Gliederung der Rede in Satztakte festzustellen. Neben der mehr oder weniger subjektiven Beobachtung der lebendigen Rede kann als sachliches Merkmal dienen, daß man fragt, wie im musikalischen Rezitativ die Rede behandelt, wo dort die Pausen gesetzt werden. Für die ältere Zeit dienen als Anhalt die oben erwähnten Punkte bei Notker; ferner die Art und Weise, wie Parenthesen eingefügt werden, denn diese können nur an solchen Stellen eingeschaltet werden, wo Satztakte schließen; endlich der Versbau: Versenden und Cäsuren fallen im allgemeinen mit dem Schluß von Satztakten zusammen; Enjambement ist nichts anderes als Zerreißung von Satztakten durch Verseinschnitte.[1]) Vergleicht man die mit diesen Hilfsmitteln gewonnenen Ergebnisse, so zeigt sich, daß die Gliederung in alter mit der in neuerer Zeit übereinstimmt.

§ 85. Über die Verwendung der Pausen gilt im allgemeinen der Satz: je enger die inneren Beziehungen zwischen zwei Satzgliedern, desto geringer ist die Pause, desto seltener tritt sie ein.

§ 86. Ob überhaupt Pausen gemacht werden, hängt von zahlreichen Umständen ab. Verschiedene Personen verfahren darin verschieden, und der einzelne verfährt bald so, bald so, je nach dem Zweck der Rede, nach seiner Geistesverfassung, dem Grade von Ruhe und Vorbedacht, mit welchem er spricht. Aber zwei allgemeine Sätze lassen sich aufstellen. Erstens treten zwischen zwei Gliedern um so eher Pausen ein, je umfangreicher diese sind: *der Zug der Vertriebenen* ist enger gefügt, als *der traurige Zug der armen Vertriebenen.* Zweitens wird eher eine Pause gemacht, wenn das bestimmte Glied vorangeht, das bestimmende nachfolgt, als bei der umgekehrten Stellung: in den

[1]) Man kann allerdings auch die Zerreißung von metrischen Einheiten durch sprachliche Einschnitte als eine Gattung des Enjambements bezeichnen.

Ausdrücken *Gottes Geist, rot Röslein, es irrt der Mensch,* ist die Verbindung eine festere als in *der Geist Gottes, Röslein rot, der Mensch irrt.*

§ 87. 1. Die Frage, wo diese Pausen eintreten, ist überhaupt nur aufzuwerfen bei mindestens drei Satzgliedern. Hier liegt die Sache entweder so, daß das Glied *a* durch das Glied *b* und dieses wieder durch das Glied *c* bestimmt wird, oder aber *a* wird erstens durch *b,* zweitens durch *c* bestimmt. Das Glied, welches im erstern Fall einerseits zur Bestimmung dient, anderseits selber bestimmt wird, und das Glied, auf welches im zweiten Fall die beiden Bestimmungen sich beziehen, bezeichne ich als das bindende Glied, die beiden andern als die gebundenen.

Es gilt nun der Satz: das bindende Glied steht zu jedem der gebundenen in engerer Beziehung, als die gebundenen unter sich. Steht also das bindende Glied an erster oder an letzter Stelle, so tritt die größere Pause stets zwischen den beiden gebundenen Gliedern ein. So in attributiven Verhältnissen: *mendislo | manno cunneas* (Hel. 402) — *die Spuren | des schmerzlichen Übels — des Frühlings | lieblicher Hauch; die Belagerung Wiens | durch die Türken.* — Im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikates: *nezzo ih min bette: nahteliches* (Notker Ps. 6, 7.) — *des habent die wârheit | sîne lantliute* (Iw. 12), — *der da Trost | dem Dulder gab* (Messias von Händel, Nr. 94), *der hatte Wohlgefallen | an seinem Tode* (Mendelssohn, Paulus, Nr. 48).

2. Steht dagegen das bindende Glied in der Mitte zwischen den gebundenen, so tritt die größere Pause zwischen dem ersten gebundenen Glied und dem bindenden ein. Das gilt wenigstens im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikats: *mit dien zungon! farent sie trugelicho* (Notk. Ps. 5, 11), *mit sinen zeichenen machot er in versihtigen* (Notk. Ps. 9^b, 10) — *die Schmach | bricht ihm sein Herz* (Messias Nr. 94), *der Allerhöchste | wohnt nicht in Tempeln* (Paulus Nr. 6), *auch so das Glück | tappt unter die Menge.* Aber es findet sich auch die Pause zwischen dem mittleren Glied und dem zweiten Glied: *uuanda diu uuerchmahtigi erhauen ist. uber himela* (Notk. Ps. 8, 2), *dess Name heisst | Immanuel* (Mess. 28). Auch bei attributiven Verhältnissen scheint die stärkere Pause vor dem bindenden Gliede zu liegen; vgl. *den letzten | Saum seines Kleides, den brennenden | Durst meines Busens.* Endlich wo attributive Verbindung und prädikative Verbindung zusammentreffen, ist die erstere die

festere; *ich gnâdelôser man | gedâhte (war ich kêrte)* (Iw. 780), *dass erfüllt würden | die Schriften der Propheten* (Matthäuspass. Nr. 63).

3. Bei mehr als drei Satzgliedern gelten im allgemeinen die gleichen Regeln wie diejenigen, die eben aufgestellt worden; die Stellen der Pausen werden gefunden, indem man immer drei aufeinanderfolgende Glieder mit einander unter Anwendung unserer Regeln vergleicht. Es ergeben sich also z. B. folgende Gliederungen: *ze demo dinemo heiligen hus. peton ih hinnan dara. in dinero forhtun* (Notk. Ps. 5, 8), — *daz in sîn boese site | vil dicke hât entêret* (Iw. 234), — *aber am ersten Tage der süssen Brod' | traten die Jünger zu Jesu* (Matth. pass. Nr. 27), — *ich im Geist gebunden | fahre hin | gen Jerusalem* (Paulus Nr. 41), — *rasch | tritt der Tod | den Menschen | an.*

§ 88. Es sind aber nicht bloß die geistigen Beziehungen der Satzglieder für die Lage der Pausen maßgebend; ganz unabhängig davon macht sich ein mehr mechanisches Bestreben geltend, den Umfang, das Gewicht der Satzglieder zu einem möglichst gleichmäßigen zu gestalten: *uz iegelîchem orte schein | ein also gelpfer rubîn* (Iw. 624), — *Wind ist der Welle | lieblicher Buhler, — und es erhob sich ein Sturm | der Juden und der Heiden* (Paulus Nr. 37), — *und habe bezeugt den Glauben | an meinen Herrn Jesum Christum* (Paulus Nr. 41); aber es würde heißen: *ich habe bezeugt | den Glauben an Christum.*

VIII. DIE BETONUNG.

Vgl. Ed. Hofmann(-Krayer), *Stärke, Höhe, Länge.* Straßburg 1892; dazu Phonetische Studien VI, 115. — A. Benedix, *Der mündliche Vortrag*[4]. Leipzig 1888, Bd. II: Die richtige Betonung und die Rhythmik der deutschen Sprache. — Fel. Krueger, *Beziehungen der experimentellen Phonetik zur Psychologie.* Leipzig 1907. — Franz Saran, *Deutsche Verslehre.* München 1907. S. 5: Die Schallformen der prosaischen Rede.

A. Der musikalische Akzent.

§ 89. 1. Während man bei dem dynamischen Akzent Satzbetonung einerseits und Wortbetonung anderseits unterscheiden muß, hat bei dem musikalischen Akzent eine solche Trennung geringern Wert, denn die Tonhöhe innerhalb des einzelnen Wortes bestimmt sich vielfach nach seiner Stellung und Verwendung innerhalb des Satzes, und für die Satzmelodie ist es

gleichgültig, ob das Steigen oder Fallen der Töne auf mehrere einzelne Wörter verteilt ist, oder ob es innerhalb der Silben eines Wortes oder gar nur auf einer Silbe sich vollzieht.

2. Trotzdem ergeben sich für die Wortbetonung gewisse Durchschnittslagerungen. Für den größeren Teil des Gebiets, zu dem z. B. auch das Hochalemannische und das Bairische gehört, gilt der Satz, daß die Silben, die den dynamischen Hochton tragen, zugleich höher liegen, während die unter dem Nebenton stehenden oder unbetonten Silben tiefer gesprochen werden. Im Schwäbischen und mindestens Teilen des Niederalemannischen sind die Verhältnisse gerade die umgekehrten.

A. Bachmann, *Geographisches Lexikon der Schweiz.* S. 71. — Fr. Wilhelm, in den Analecta Germanica, S. 142.

§ 90. Für den musikalischen Satzakzent sind von Bedeutung:

A. Die absoluten Tonhöhen, insbesondere

I. Der Umfang der Stimme, d. h. der Zwischenraum zwischen dem höchsten und dem niedersten gesprochenen Ton.

II. Die mittlere Stimmlage, d. h. die Stimmlage, in der sich die Stimme gewöhnlich bewegt.

B. Die relativen Tonhöhen, d. h. die Art der Tonbewegung.

I. Man kann aufsteigenden, sinkenden, ebenen Ton unterscheiden.

II. Der Wechsel der Tonhöhe kann seltener oder häufiger eintreten; er kann sich in größeren oder kleineren Stufen bewegen.

III. Der Übergang von einer Tonstufe zur andern kann unvermittelt, springend geschehen, oder er kann allmählich erfolgen, indem der Ton durch Zwischenstufen hindurch gleitet.

IV. Der gleitende Tonwechsel kann langsamer oder schneller ausgeführt werden.

§ 91. 1. Nach § 75 kann der musikalische Akzent unmittelbar nur für die lebendige Rede der Gegenwart festgestellt werden.

2. Alle in § 90 genannten Faktoren können sich verschieden gestalten nach Mundarten und nach Einzelpersonen, und sie können auch bei derselben Person zu verschiedenen Zeiten verschieden sein.

§ 92. 1. Die Unterschiede in der absoluten Tonhöhe können zusammenhängen mit Inhalt und Zweck der Rede, mit der Stimmung, in der sich der Redende befindet, mit den Um-

ständen, unter denen sie gesprochen wird. Aber auch unter denselben inneren und äußeren Bedingungen können Gegenden und Personen sich in den Erscheinungen der absoluten Tonhöhe unterscheiden.

2. Die einfach berichtende oder darlegende Rede bewegt sich etwa in dem Umfang einer Terz bis zu einer Quint. Über den Umfang einer Oktave geht der einzelne Tonschritt selten hinaus.

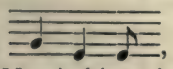
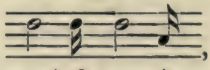
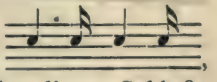
§ 93. Ob die mittlere Lage der Sprechstimme im allgemeinen in einem bestimmten Verhältnis zum Umfang der Stimme steht, ist nicht bekannt.

Die Erregung treibt die mittlere Stimmlage in die Höhe. Die gleiche Wirkung hat der Wunsch, auf weitere Entfernung verständlich zu werden.

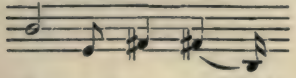
§ 94. 1. Die Unterschiede in der Art der Tonbewegung sind in der gleichen Weise bedingt, wie die der absoluten Tonhöhe.

2. Es kann zweifelhaft erscheinen, ob sich über die Anwendung des steigenden, sinkenden, ebenen Akzents einheitliche Regeln aufstellen lassen.

Zweifellos gibt es hier mundartliche Verschiedenheiten. Z. B. gehen Imst und Brienz gegenüber andern Mundarten, von denen wir Kenntnis haben, zusammen in der Behandlung der Doppelfrage: sie lassen auch den zweiten Teil der Frage ansteigen, während anderwärts die zweite Frage Sinken des Tons zeigt. Ebenso stimmen Imst und Brienz gegen andere Mundarten überein bei der parataktischen Aneinanderreihung eng verknüpfter Sätze: der erste Satz zeigt sinkenden Ausgang, an andern Orten steigenden. Der Satz: *(haben die aber) schön g(e)blasen* weist in Nürnberg, im Taubergrund, in Atzenhain folgende drei verschiedenen Schlüsse

auf:  ,  ,  ,

und Merzig bietet in *(was war) das eso (= so) schön* diesen Schluß:



das eso schön!

§ 95. Sievers hat die Meinung ausgesprochen, daß sich im Deutschen zwei entgegengesetzte Systeme der Tonführung gegenüberstünden, die er vorläufig als das norddeutsche und das süddeutsche bezeichnet: «wo die eine Gruppe die Ton-

höhe steigen läßt, läßt die andere sie sinken, und umgekehrt». In welchem Umfang diese Lehre von der «Umlegung der Melodien» allgemeine Gültigkeit besitzt, bedarf näherer Bestimmung. Was z. B. Bremer als norddeutsche Betonung bezeichnet (in dem Satz: «*was willst du eigentlich von mir?*»), stimmt genau zu meiner eigenen süddeutschen Betonung. Und in dem Absteigen des zweiten Teils der Doppelfrage stimmen die von mir befragten Norddeutschen mit meinen hessischen Zuhörern und mit meiner eigenen Weise überein.

§ 96. Es gibt gewisse allgemeine Tatsachen, die in den verschiedensten Gebieten wiederkehren.

1. Es bestehen Zusammenhänge zwischen dem musikalischen und dem dynamischen Akzent. In der einfachen ruhigen Aussage werden in weit verbreiteten Betonungstypen die stärker betonten Glieder zugleich höher gesprochen.

Für Pernegg in Kärnten ist bezeugt, daß im gewöhnlichen Aussagesatz zwei Verfahren nebeneinander stehen: auf der einen Seite alle starken Silben zugleich hochtonig, alle schwachen tieftonig, das gewöhnlichere Verfahren, das in der ruhigen affektlosen Mitteilung herrscht, wie beim Bericht interessanter Begebenheiten, in energischer selbstbewußter Rede, zum Ausdruck der starken Verwunderung; auf der andern Seite die starken Silben tief, die schwachen hoch, beim Ausdruck der Gleichgültigkeit, der Klage, milden Tadels und mäßigen Erstaunens. Wahrscheinlich bestehen diese beiden Typen auch anderwärts nebeneinander.

2. Ein besonderer Fall des allgemeinen Satzes, daß das Wichtigere, das stärker Betonte auch seine besondere musikalische Betonung erfährt, ist die Behandlung anaphorischer Wörter, der Wörter, die nichts Neues bringen (vgl. § 104, B II). Während der neue Begriff des Satzes seine eigene Tonstufe hat, bewegen sich die anaphorischen in ebener Lage. Und zwar: wenn es sich um einfache Aussagesätze mit absteigendem Schluß handelt, liegen die anaphorischen Begriffe in der Tiefe, der neue Begriff in der Höhe.

Hierher gehören in den Darstellungen der mundartlichen Satzmelodie jeweils die Beispiele für die Hervorhebung eines Satzteils: der Knecht hat die Frucht geschnitten, der Knecht hat die Frucht geschnitten, der Knecht hat die Frucht geschnitten, der Knecht hat die Frucht geschnitten.

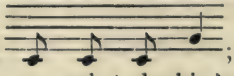
3. In der zweigliedrigen Gruppe herrscht die Neigung, das zweite Glied höher zu sprechen als das erste: *Leier und Schwert, mit Mann und Maus, Sein oder Nichtsein, vom Fels zum Meer, Gottes Geist, das Erbe des Bettlers, ein alter Freund, ein neues Kleid; ei éi, so só..*

Abgesehen von den Fällen des attributiven Adjektivs (vgl. unten § 104, 2, II) geht auch hier der dynamische und der musikalische Ton Hand in Hand.

4. Die sinkende Bewegung entspricht im allgemeinen dem Abschluß eines Gedankens; die steigende Betonung hat im ganzen den Charakter des Unabgeschlossenen, des Erregenden. Diesem Gegensatz entspricht ungefähr der Gegensatz von Aussagesatz auf der einen, Fragesatz und Aufforderungssatz auf der andern. So sinkt im allgemeinen der Aussagesatz gegen den Schluß, während Frage- und Aufforderungssatz gegen Ende ansteigen.

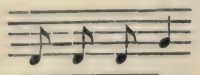
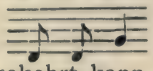
Wie stark beim einfachen kühlen Behauptungssatz das Bedürfnis des sinkenden Schlusses ist, zeigt eine bekannte Tatsache: wenn jemand beim Vorlesen übersehen hat, daß ein Satz zu Ende ist, und deshalb den Ton in der Höhe gelassen hat, so wiederholt er nach Erkenntnis des Sachverhalts das betonte Wort und verleiht ihm absteigende Betonung.

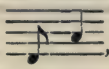
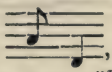
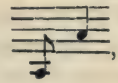
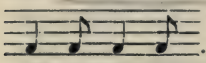
5. Der steigende Abschluß des Fragesatzes kann in dreifacher Weise gebildet werden: das Wort, das der Träger des fragenden Sinns ist, liegt als Ganzes in der Höhe, oder das Aufsteigen erfolgt innerhalb dieses Wortes, oder es erfolgt noch innerhalb des Wortes ein rasches Abklingen:



Wird die Frage durch ein einzelnes einsilbiges Wort gebildet, so wird fast immer innerhalb dieser Silbe ein Wechsel der Tonhöhe sich vollziehen.

6. Es gibt aber auch Aussagesätze mit steigendem Schluß, wenn sie eben nicht einen Abschluß gewähren, wenn sie entweder einen unausgesprochenen Gedanken des Sprechenden andeuten, oder den Sinn einer Aufforderung haben: «der Wein ist

gut»,  (den können wir weiter trinken); «es ist spät»,  (es ist Zeit zum Heimgehen, geht heim).

Umgekehrt kann der Fragesatz auch sinkenden Schluß haben, wenn der eigentlich fragende Sinn abgeschwächt wird. Das ist der Fall, wenn das zweite Glied der Doppelfrage absteigt, denn in den meisten Fällen würde schon der erste Teil der Frage genügen; nach Beantwortung dieser ergibt sich die Entscheidung über den zweiten Teil leicht von selbst. Aus der Erkundungsfrage: «wie gehts»,  , die wir etwa dem Kranken gegenüber aussprechen, wird die formelhafte, gemütlich-biedere Begrüßung:  , mit der wir etwa einem Begegnenden auf der Straße gegenübertreten. Ebenso steht neben einem energischen Befehl «gehst her»  , ein behagliches, freundliches . In gewissen schroffen, lauten Aufforderungen kann sogar der Ton völlig eben bleiben «da geblieben!» =  .

7. Das Ansteigen des Schlusses oder wenigstens das Verbleiben in der Höhe zeigt auch der Nebensatz, der seinem Hauptsatz vorausgeht. Auch innerhalb des einfachen, aber in Satztakte zerfallenden Satzes besteht die Neigung, am Schluß der Takte in die Höhe zu gehen.

§ 97. Die Größe der Intervalle hängt zum Teil ab von der Stimmung des Redenden. In der Erregung sind die Stufen größer als in der Ruhe; Niedergeschlagenheit, Verdrießlichkeit verkleinern die Stufen. Ist die gesamte Stimmlage in die Höhe getrieben, so ist die Möglichkeit größerer Tonschritte stark beschränkt.

Zu § 89—97 vgl. Louis Koehler, *Die Melodie der Sprache in ihrer Anwendung besonders auf das Lied und die Oper.* Leipzig 1853. — H. Helmholtz, *Tonempfindungen*[2], 344. — Carl Ludw. Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache (physiologische Laletik).* Leipzig 1866, S. 347. 412. — ders., *Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans (Anthropophonik).* Leipzig, 2. Aufl. 1863, S. 939. — O. Behaghel, *Die deutsche Sprache*[4], 317. — O. Bremer,

Deutsche Phonetik. Halle 1893, 193. — E. Paulsen, *Untersuchungen über die Tonhöhe der Sprache.* Pflügers Archiv f. d. gesamte Physiologie LXXIV (1899), 570. — Walther Reichel, *Sprachpsychologische Studien.* Halle 1897, S. 99: Übersicht der geltenden Betonung. — Wilh. Wundt, *Völkerpsychologie I*^{2}, 419. — F. Saran, *Deutsche Verslehre.* S. 36. 101.

Alemannisch: Peter Schild, *Brienzer Mundart.* I. Teil. Diss. von Göttingen, 1901, S. 15. — Jak. Vetsch, *Die Laute der Appenzeller Mundarten.* Frauenfeld 1910, S. 38. — F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart.* Straßburg 1890, S. 22.

Bayrisch-Österreichisch: August Gebhardt, *Grammatik der Nürnberger Mundart.* Leipzig 1907, S. 15. — Jos. Schatz, *Mundart von Imst.* Straßburg 1897, S. 31. — Primus Lessiak, *Mundart von Pernegg.* PBB. XXVIII, 52. — Jos. Schiepek, *Der Satzbau der Egerländer Mundart.* Prag 1899, S. 3. — Hans Tschinkel, *Grammatik der Mundart von Gottschee.* Halle 1908, S. 79.

Mitteldeutsch: Ernst Fuchs, *Der musikalische Akzent in der Merziger Mundart.* ZsfhdMaa. V (1904), 12. — L. J. Munzinger, *Wer singt beim Sprechen, der Vorderpfälzer oder der Westricher?* Pfälzisches Museum XXIV, 32. — O. Knausz, *Vergleichung des vokalischen Lautstandes in den Mundarten von Atzenhain und Grünberg.* Diss. von Gießen 1906, S. 11. — O. Heilig, *Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes.* Leipzig 1898, S. 7. — H. Breunig, *Die Laute der Mundart von Buchen und seiner Umgebung.* Progr. von Tauberbischofsheim 1891, S. 12. — C. Franke, *Die Mundarten Bayerns.* I, 23.

§ 98. Neben den allgemeinen Eigenschaften des musikalischen Akzents scheinen bei jedem Menschen noch besondere Eigentümlichkeiten zu bestehen in der Tonlage, der Tonführung, den gewählten Kadenzen, den Mitbewegungen bestimmter Rumpfmuskeln.

Das Sprachmaterial wird gewählt mit Rücksicht auf die dem Sprechenden vorschwebenden Tonbewegungen. So kann auch in den Sprachdenkmälern älterer Zeiten noch die melodische Besonderheit des Urhebers erkannt werden.

Vgl. Ed. Sievers, *Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung.* Rektoratsrede von 1901 (= Neue Jahrbücher f. klassisches Altertum V (1902), 57. — ders., *Zur Rhythmik und Melodie des nhd. Sprechverses.* Verhandlungen der 42. Philologenversammlung. Wien 1894, 370. — O. Behaghel, *Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen.* Gießen 1906, S. 15. 57. — Friedr. Wilhelm, *Analecta Germanica* 1906, S. 135. — F. Saran, *Deutsche Verslehre.* München 1907. — Ottmar Rutz, *Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme.* München 1908. — Felix Krueger, *Mitbewegungen beim Singen, Sprechen und Hören.* Zs. der internationalen Musikgesellschaft XI, 180 (1910). — Hugo Löbmann, *Ein Rutzabend in Leipzig.* Die Stimme IV, 179. — K. Luick, *Über Sprachmelodisches in englischer und deutscher Dichtung.* Germanisch-romanische Monatsschrift II, 14. — Ed. Sievers, *Zur älteren Judith.* Prager Deutsche Studien, VIII, 181 (1908). — G. Eberhardt, *Die Metrik*

des Annoliedes. PBB. XXXIV, 1 (1909). — F. Saran, *Melodie und Rhythmik der Zueignung Goethes.* Studien zur deutschen Philologie, Halle 1903. S. 169. — ders., *Der Rhythmus des französischen Verses.* Halle 1904. S. 295. — Paul Habermann, *Metrik der kleineren althochdeutschen Reimgedichte.* Halle 1909. — W. Streitberg, *Germanisch-romanische Monatsschrift* II, 588. — Fr. Wilhelm, *Sanct Servatius.* München 1910, S. XCIV.[1])

B. Der dynamische Akzent.

Vgl. Herm. Huss, *Lehre vom Akzent der deutschen Sprache.* Altenburg 1877. — Friedr. Blatz, *Neuhochdeutsche Grammatik*[3]. I, 142 (1898), II, 135 (1900). — George Hempl, *German orthography and phonology.* Straßburg 1897, S. 167. — O. Behaghel, *Die deutsche Sprache*[3]. S. 200 und 331. — George O. Curme, *A grammar of the german language.* New York 1905, S. 42. — L. Sütterlin, *Die expiratorische Betonung in der Heidelberger Volksmundart.* Festschrift des Heidelberger Gymn. 1896, S. 64. — H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart.* S. 73. — E. Gerbet, *Grammatik der Mundart des Vogtlandes.* S. 121.

I. Allgemeines.

§ 99. Die Betonung richtet sich nach zwei Hauptgesichtspunkten, die unter Umständen in Widerstreit miteinander geraten können:

I. Nach dem Inhalt der Glieder der Rede, nach ihrer Bedeutsamkeit: das Bedeutsamere wird stärker betont als das weniger Bedeutsame: logische Betonung.

Keine Anwendung findet diese Regel auf den Wortton der Fremdwörter, denn hier ist dem naiven Sprachgefühl die Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen gar nicht möglich. Doch passen sich die Fremdwörter vielfach äußerlich dem Tonfall an, der sich für die deutschen Wörter als Folge der allgemeinen Regel ergibt.

II. Nach der Sprechbarkeit: man verteilt das Tongewicht so, daß die Reihen der Glieder möglichst bequem sprechbar sind: mechanische Betonung.

§ 100. Neben diesen beiden Hauptfaktoren der Betonung steht die bis jetzt noch unerklärte Neigung, von zwei Größen im allgemeinen die zweite stärker zu betonen. Vielleicht ist das ein Ausfluß der Tatsache, daß im allgemeinen im Beginn des Satzes

[1]) W. Riehl, *Am Feierabend,* S. VII: Schon beim ersten Entwurf einer Novelle schwebt mir immer ein charakteristisches Tempo vor, wohl auch das Bild einer Tonart in Dur und Moll.

die anaphorischen Begriffe, später die neuen, also die wichtigern Begriffe stehen. Dann hätten wir es hier in letzter Linie mit einem Ausfluß der logischen Betonung zu tun.

§ 101. Unter besonderen Umständen werden die allgemeinen Gesetze außer Wirkung gesetzt: wenn Worte in der Erregung gesprochen werden, anderseits wenn sie zum Anruf auf größere Entfernung dienen sollen.

§ 102. Diese verschiedenen Gesichtspunkte, nach denen die Betonung sich regelt, kommen ebensowohl in der Betonung der Satzglieder, im Satzakzent, wie in der Betonung der verschiedenen Silben desselben Wortes, im Wortakzent, zur Geltung. Ihr Ergebnis sind bestimmte rhythmische Formen.

II. Gemeinsames für Wort- und Satzakzent.

§ 103. Der Grundsatz von der Betonung des Wichtigsten bestätigt sich, wenn es sich darum handelt, Gegensätze deutlich hervortreten zu lassen. Beliebige Wörter oder Silben können so den Hauptton erhalten, neben dem dann die andern im Ton zurücktreten: *mit dem Schìld, oder aúf dem Schìld; und wir brìngen die Frúcht herèin (wie das Heú schon herèin ist); So schützt die Natúr, so schützen die wàckern Deútschen; er ist eńtlobt, nicht vérlobt; die Kònigín, nicht der Kónig; kaufen oder vérkaùfen.* So erklärt sich auch die Betonung von *Südwést, Südóst* usw., die nicht nur zueinander, sondern auch zum einfachen Süd im Gegensatz stehn, und österreich. *Erzhérzog* ist Gegensatz zu *Erzbischof*. Ebenso wirkt der Gegensatz in Wörtern wie *Karfreítag, Karsámstag, Oberlándesgericht, Oberpóstdirektion.*

III. Der Satzakzent.

Vgl. Friedr. Blatz, *Neuhochdeutsche Grammatik*[3]. II (1900), S. 135.

§ 104. Für die logische Betonung läßt sich folgende allgemeine Regel aufstellen: Zwei Wörter werden gleich stark betont, wenn beide für den Hörenden von gleicher Bedeutung sind; sie werden gewöhnlich — es ist das keine unbedingte Notwendigkeit — verschieden betont, wenn dies nicht der Fall ist. Wenn man für ein Wort durch schwächere Betonung ein geringeres Maß von Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so tut man es deshalb, weil ein etwaiges Überhören oder Mißverstehen desselben einen verhältnismäßig geringen Schaden verursacht. Diese Unschädlichkeit

kann eintreten, wenn das eine von zwei Wörtern entbehrlich ist, oder wenn es sich unschwer ergänzen läßt.

1. Der eine oder der andere Fall (eine strenge Scheidung ist nicht möglich) liegt vor:

A) wenn eine Beziehung durch unmittelbare physische Hinweisung deutlich gemacht werden kann; daher sind die deiktischen Pronomina, zu denen auch die Pronomina personalia der 1. und 2. Person gehören, proklitisch oder enklitisch: *dieser Mensch; sie liebt mich, ruft dich.*

B) Wenn die vorliegende Nennung des Begriffs nicht die einzige ist:

I. wenn von zwei miteinander verknüpften Begriffen der eine den Vorstellungsgehalt des andern schon in sich schließt. Dies geschieht:[1])

a) Bei der Verbindung von Substantiv und Adjektiv oder von Verbum und Adverbium, wenn das Adjektiv, bzw. das Adverbium nichts wesentlich Neues beibringt. So heißt es: *lieber Freund; bestelle einen freundlichen Gruß; Gleichgültigkeit ist ein leerer Schall* (vgl. *Name ist Schall und Rauch*); dagegen würde man betonen: *ein langjähriger Freund, eine freundliche Wohnung, ein dumpfer Schall.* — Ferner heißt es: *sie redeten zusammen,* d. h. miteinander. *sie plauderten miteinander,* aber *sie redeten zusammen,* d. h. gleichzeitig.

b) Bei Verbindung von Substantiven mit partitiven oder possessiven Genitiven, wo das vom Teil oder vom Besitztum Ausgesagte gerade so gut vom Ganzen oder vom Besitzer ausgesagt werden könnte.

Es wird also betont: *er wird die Schwelle meines Hauses nicht betreten; die Gestalt Homers ist sagenhaft; die Dichtung der Ilias wird ewig leben*: denn es könnte gerade so gut heißen: *er wird mein Haus nicht betreten; Homer ist sagenhaft; die Ilias wird ewig leben.* Dagegen wird betont: *der Bau meines Hauses, die Gestalten Homers, die Abfassungszeit der Ilias.*

[1]) Ich bezeichne den stärkeren Ton mit 1, den schwächeren mit 2.

II. Wenn der Begriff schon einmal ausgesprochen ist oder unausgesprochen vor der Seele schwebt: anaphorische Wörter sind stets schwächer betont als nicht anaphorische. Und zwar ist es ganz gleichgültig, ob das zweitemal der Begriff mit demselben Wort gegeben wird wie das erstemal, oder ob ein Synonymon dafür eintritt, oder ob die Zurückweisung in noch freierer Weise erfolgt. Es heißt also: *(er säete Unkraut unter den Weizen); da nun das Kraut wuchs.* — *Er legte ihnen ein ander Gleichnis vor.* — *und zog vom Steine sich hebend auch vom Sitze den Sohn.* — *Die Gegeneinanderstellung des Rhapsoden und Mimen scheint nur ein Mittel, um der Verschiedenheit beider Dichtarten beizukommen.* — *(selbst die Kräuter und Wurzeln miß ich ungern), wenn auch der Wert der Ware nicht groß ist.*

So ist denn auch das anaphorische Pronomen und das Reflexiv proklitisch und enklitisch, wie es wohl auch schon im Indogermanischen der Fall war. Auch die gleichfalls indogermanische Tonschwäche des Verbums erklärt sich vielleicht aus unserem Satze, denn im Zusammenhang der Rede ist das Verbum, das ja in jedem Satze wiederkehrt, ein wenn auch variiertes Wiederaufnehmen einer vorausgegangenen Tätigkeit.

So erklärt sich ferner der von J. Franck beobachtete Unterschied zwischen «modalem» und «prädikativem» Adverb, PBB. XXX, 341, zwischen: *es wird schlécht gèhn* (= das wird einen schlimmen Ausgang nehmen) und: *es wird schlécht géhn* (= das wird sich schwer machen lassen). Im ersten Fall ist gehn kein neuer Begriff, sondern Aufnahme eines bereits ausgesprochenen oder unausgesprochen vorschwebenden (z. B. *wie sich das wohl gestalten wird? es wird schlecht gehn*).

Ferner gehören hierher die possessiven Verbindungen, bei denen der Eigentümer als bekannt vorausgesetzt wird: *Goethes Faust, Mozart's Zauberflöte, Raphaels sposalizio.* Sagen wir: *der Faust von Goethe*, so wollen wir über den Autor belehren. Auf diese Weise erklärt sich auch der Umstand, daß die Pronomina Possessiva schwächer betont sind als die Substantiva, bei denen sie stehen. Spreche ich von *meinem Hause*, so nehme ich an, der

Hörer wisse, daß ich ein Haus besitze, sonst würde zugefügt werden, «ich besitze nämlich ein solches».

C) Wenn die Zahl der möglichen Ergänzungen eine verhältnismäßig geringe ist.

Nehmen wir eine beliebige Verbindung von zwei Begriffen, z. B. *er liebt eine Spanierin*, so könnte mit *er liebt* eine große Zahl von andern Objekten verbunden werden, und *die Spanierin* zu vielen anderen Verben als Objekt gesetzt werden: beide Begriffe sind variabel. Diese Abänderungsfähigkeit ist nun bei verschiedenen Verbindungen eine sehr verschiedene. Natürlich ist der variablere Begriff weniger leicht zu ergänzen. Man kann also sagen: der variablere von zwei Begriffen ist der stärker betonte.

Ein solcher Unterschied der Variabilitat liegt z. B. vor:

I. Bei der Verbindung von Vorname und Zuname, von Titel und Name: der Vorname, der Titel ist das weniger Variable, also schwächer Betonte.

II. Beim Artikel, dem die Verbalformen begleitenden persönlichen Pronomen, den Präpositionen, den nachgestellten Präpositionaladverbien (*den Tag über, die Nacht durch*), den Konjunktionen.

III. Bei der Verbindung von Hilfszeitwörtern mit Vollwörtern:
ich ^{2}*habe* ^{1}*gesehen; ich* ^{2}*werde* ^{1}*gehen; ich* ^{2}*will* ^{1}*kommen; ich* ^{2}*wünsche* ^{1}*zu hören.*

IV. Bei der Verbindung eines Verbs mit prädikativem Nomen:
^{1}*Einigkeit* ^{2}*macht* ^{1}*stark.*

V. Bei der Verbindung von Verben mit Ortsbestimmungen:
^{2}*sie kamen* ^{1}*zusammen; er* ^{2}*reiste* ^{1}*nach Berlin;* dagegen bei modalen Bestimmungen ist die Variabilität ungefähr die gleiche: *sie kamen* ^{1}*eilig; er* ^{1}*reiste* ^{1}*in Ruhe.*

VI. Bei Bestimmungen von Maßbezeichnungen durch Zahlen und durch Stoffbezeichnungen: es heißt: *drèi Pfùnd Zúcker, dreí Flàschen Wein.*[1])

VII. Bei den zusammengesetzten Zahlen, die ja eigentlich kopulative Gruppen sind:

a) bei den Zahlen von *dreizehn* bis *neunzehn* kann statt *zehn*

[1]) Zur Betonung des Zahlworts in der zweigliedrigen Gruppe Zahlwort und Substantiv vgl. K. Zwierzina, ZsfdA. XLV, 266.

gar nichts anderes eingesetzt werden; dagegen ist die erste Ziffer wandelbar, daher Betonung des ersten Gliedes.

b) Bei den Zahlen von 100—1000 bewegt sich die Hundertzahl nur zwischen neun Möglichkeiten, die Zahl der Zehner mit Einern zwischen nahezu hundert; daher Betonung des zweiten Glieds: *hùndertdreißig*, *hùndertséchsunddreißig* oder *hùndertsechsunddreißig*.

c) Bei den Zahlen zwischen 21 und 99 bewegt sich die Zahl der Einer zwischen 1 und 9, die Zehner zwischen den Zahlen von 20—90, die Wandelbarkeit ist also fast die gleiche, daher steht Betonung des ersten Gliedes neben Betonung des zweiten Gliedes: *séchsunddreißig* — *sechsunddreißig*.

VIII. Bei attributiven Ortsbestimmungen: *der Kaiser von Japan, die Schlacht von Arbela.*

2. In anderen syntaktischen Verbindungen liegt bald gleiche, bald verschiedene Variabilität von zwei Begriffen vor. Z. B.:

I. Bei objektiver Verbindung: z. B. *er trinkt Wein;* bei der Nennung einer Getränke-Bezeichnung liegt das Verbum *trinken* unmittelbar nahe, mit *trinken* aber läßt sich eine stattliche Anzahl von Getränkebezeichnungen verbinden. Dagegen heißt es z. B. *die Liebe beweget das Leben;* von keinem der beiden Wörter kann gesagt werden, daß seine Ergänzung nach Nennung des anderen naheliege.

II. Bei attributivem Adjektiv: es heißt *altes Linnen; zum goldenen Löwen; der heiligen Schriften;* aber nicht minder häufig ist gleich starke Variabilität und Betonung: *der traurige Zug (der Vertriebenen); guter fliehender Menschen; (der Wind) mit lieblicher Kühlung.*

III. Bei attributivem Genitiv: es heißt: *(betrachtet seine Gestalt) mit dem Auge des Forschers. — er vergoß Tränen der Freude.* An und für sich sind in beiden Sätzen die beiden Glieder der genitivischen Verbindung gleich variabel; aber in dem vorliegenden Zusammenhang, in der Nachbarschaft der Verben *betrachten, vergießen* liegen die Ergänzungen von *Auge* und *Tränen* viel näher als die von *Forscher* und *Freude*. Dagegen wird betont: *(und gab ihr) den Schlafrock unsers Vaters dahin — (habe zusammengepackt) die Ketten meiner seligen Mutter.*

Vgl. W. Reichel, *Von der deutschen Betonung.* Leipziger Diss. 1888. — ders., *Sprachpsychologische Studien.* Halle 1896, S. 1 ff. — ders., *Entwurf einer deutschen Betonungslehre.* Leipzig 1899. — ders., *Anleitung zur Bezeichnung des Satztones.* ZsdAllgd. Sprachver., 1900, 313. — J. Minor, *Nhd. Metrik*[2]. Straßburg 1902, S. 85.

§ 105. Über den Satzakzent der älteren Sprache lassen sich Regeln ableiten aus der Verwendung der Alliteration, aus Otfrids Versakzenten, aus den Akzenten in den Handschriften Notkers.

Vgl. M. Rieger, *Die alt- und angelsächsische Verskunst.* ZsfdPh. VII, 1. — C. R. Horn, PBB. V, 164. — J. Ries, *Die Stellung von Subjekt und Prädikatsverbum im Heliand.* Straßburg 1880, Exkurse. — Naphth. Sobel, *Die Akzente in Otfrids Evangelienbuch.* Straßburg 1882. — P. Piper, *Otfrids Akzente.* PBB. VIII, 225. — O. Fleischer, *Das Akzentuationssystem Notkers in seinem Boethius.* ZsfdPh. XIV, 129. — Ed. Sievers, *Die Entstehung des deutschen Reimverses.* Beitr. XIII, 121. — W. Wilmanns, *Der altdeutsche Reimvers.* Bonn 1889. — Fr. Bodenstein, *Die Akzentuierung der mehrsilbigen Präpositionen bei Otfrid.* Freiburger Diss. 1896.

Bei Vergleichung dieser Regeln mit dem heutigen Zustand zeigen sich mancherlei Übereinstimmungen. Die Behandlung der Partikeln ist im ganzen die gleiche wie heutzutage; insbesondere sind Ortsadverbia stärker betont als andere Adverbia; bei Verbindung von Verbum finitum und Infinitiv ist das erstere schwächer betont als der letzere. Der Titel erhält bei Otfrid geringeren Ton als das dabei stehende Substantiv *(druhtin krîst);* dazu stimmt im Mhd. die Tatsache, daß *herre* und *vrouwe* vor Eigennamen zu *her, ver* geschwächt worden. Aber auch bedeutende Unterschiede scheinen zu bestehen.

Daß von zwei Ausdrücken derjenige der schwächer betonte sei, der einen früheren wieder aufnimmt, läßt sich nicht erkennen. Besonders auffallend ist, daß von zwei Nomina stets dem ersteren der überwiegende Ton zuzukommen scheint. Ist nun seit der altdeutschen Zeit eine wesentliche Veränderung des Tones eingetreten, oder ist unsere Kenntnis der alten Satzbetonung ungenügend? Man möchte doch glauben, daß die Gesetze unserer heutigen Betonung auch in älterer Zeit gegolten hätten, denn sie scheinen aus dem Wesen der Sprache hervorzugehen, während die erwähnte Regel über die Betonung zweier Substantive etwas außerordentlich Mechanisches hat. Zugleich scheinen Einzelheiten der Wortbetonung unser Gesetz als ein altes zu erweisen. So hat sich denn auch herausgestellt, daß Otfrids Akzente in erster Linie metrische, nicht sprachliche Geltung haben, und so wäre

es auch möglich, daß die Anwendung der Alliteration nicht lediglich mit der dynamischen Betonung, sondern mit metrischen und musikalischen Eigentümlichkeiten zusammenhinge. Weitere Forschung wird dieser Frage gewidmet werden müssen.

§ 106. Für die mechanische Betonung im Satz fehlt es in hohem Maß an Untersuchungen. Die Neigung zu bequemer Gewichtsverteilung zeigt sich besonders im Dienste der Beschleunigung der Rede. Neben *Sónne, Mónd und Stérne* steht die Betonung *Sónne, Mònd und Stérne:* das Sprechen mit drei Hochtönen kostet mehr Zeit als das mit zweien. Ebenso bei raschem Zählen nicht *eíns, zwéi, dréi,* sondern *eíns, zwèi, dréi.* Ebenso beim Aufzählen von Buchstaben nicht nur *á, b', ć, ď, é, f'* usw., sondern auch: *á, b̀, ć, ď, è, f'.* Wohl eher *eí, èi, eí, só sò só* als *eí, eí, eí, só só só!*

§ 107. In gewissen Wortgruppen herrscht die Regel, daß das zweite Glied stärker betont ist als das erste:

1. in den Wiederholungen: *ei-eí, so-só;*

2. in zweigliedrigen Formeln: *Leìer und Schwért, Mànn und Máus, Bùtter und Bród, mènschenmöglich* (aus *mensch- und möglich* für *menschlich und möglich*), *heùte oder mórgen, vom Fèls zum Méer;*

3. in Gruppen aus Substantiv und attributivem Genitiv: *Gòttes Géist — der Gèist Góttes;*

4. wohl auch bei dem Nebeneinander von Dativobjekt und Akkusativobjekt: *dem Pfèrd den Schwánz abschneiden, er hat seinen Gästen das Haús gezeigt.*

§ 108. Schwierigkeiten der Betonung entstehen, wenn Proklitika und Enklitika zur Gruppe zusammentreten, in der Verbindung von Präpositionen und Pronomina. In der Regel wird hier die Präposition betont: *das hat nichts aúf sich; ich bin aúßer mir; bleibe bei ihm.* Doch heißt es niederösterreichisch: *bei sích sein, bei sích tragen, zu sích kommen, auf sích sehn.* Die Verbindung von Präpositionen mit *es* wird wegen dieser Schwierigkeiten überhaupt gemieden: statt *an es, auf es, durch es* heißt es lieber *daran, darauf, dadurch.*

Vgl. D. Sanders, *Über die Betonung der Verhältniswörter neben persönlichen Fürwörtern.* In seiner Zeitschrift für die deutsche Sprache II, 151. — *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.* Niederösterreich S. 257. — O. Behaghel, *Auf es, für es.* ZsfdU. V, 480.

§ 109. In erregten, besonders nachdrücklichen Aussagen können sonst unbetonte Wörter den Ton erhalten: *dieser Schùft!*

sólches Lùmpenzeug! das ist zú dùmm, zu àrg; «der Jörg ist ein Saüfer, ein Wüterich» (mit Sperrdruck des unbestimmten Artikels, Paul Ilg, *Der Landstörtzer*, S. 61).

Vgl. Joh. Meyer, *Über die Betonung des verstärkenden zu.* Alem. XXVI, 257.

IV. Der Wortakzent.

Vgl. Primus Lessiak, *Die Mundart von Pernegg in Kärnten.* PBB. XXVIII, 45. — Jak. Vetsch, *Die Laute der Appenzeller Mundarten.* Frauenfeld 1910, S. 35.

a. Die höchst betonte Silbe.

§ 110. Zur Ermittelung des Hochtons dienen für die ältere Sprache die gleichen Mittel wie beim Satzakzent (s. S. 104); auch andere ahd. und altnd. Hss. enthalten vielfach Akzentbezeichnungen.

Vgl. Paul Sievers, *Die Akzente in ahd. und altsächsischen Handschriften.* Berlin 1909; dazu O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Ph.* 1910, Sp. 8.

§ 111. Nach den Gesetzen der logischen Betonung gilt der Satz, daß die wichtigsten Bestandteile den Ton erhalten. Das ist im einfachen Wort die Wurzelsilbe und im Kompositum in der Regel der erste Teil, so daß als äußerliche Regel der deutschen Betonung der Satz aufgestellt werden kann, daß die erste Silbe den Ton hat. Es heißt also *heíland, heílison, heílisunga; himilrihhi, ántwurti, bíspel, úrteil; lófsalig, mánagfald, úrmari; múotfagon, teílnehmen.*

§ 112. 1. Die allgemeine Regel bedarf für die Komposita einer Einschränkung. Nicht immer ist das erste Glied wirklich das wichtigere; es enthält nicht immer eine wesentliche Bestimmung des zweiten Teils, sondern gibt unter Umständen nur den Grad an oder wiederholt das, was im zweiten Teil schon gesagt ist. Hierher gehören die verstärkenden Zusammensetzungen des Nhd. (vgl. L. Tobler, *Wortzusammensetzung*, S. 104, O. Hauschild, *Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern.* ZsfdWf. IV, 315; V, 242; VI, 354). Bei ihnen sind beide Teile gleich stark betont, oder das zweite Glied überwiegt das erste: *blútárm* (= sehr arm; aber *blútàrm* = arm an Blut), *steinreich* (= sehr reich; aber *steínreìch* = reich an Steinen), *großmächtig, freundnáchbarlich, kleinwínzig, urplötzlich.* Ähnliches

begegnet auch ahd.: im Muspilli alliteriert *weroltrehtwison* auf *r*, nicht auf *w*, und auch bei Otfrid scheinen mit *werolt* zusammengesetzte Substantiva einen starken Ton auf dem zweiten Teil gehabt zu haben; wenigstens kommt von den seltenen Fällen, in welchen die Otfridhss. beide Glieder eines Kompositums mit Akzenten versehen, die größere Zahl der Fälle auf derartige Substantive.

2. Noch weniger Ton haben einige dem Maß nach bestimmende Präfixe. So *ga-*: *gabírgi,*[1]) *garínnan,* ferner *vol-* in Verbindung mit Verben: *fulgángan, vollziehen* (aber neben *vollkómmen* steht *vóllkommen* K. S., ZsdAllgd. Sprachv. 1908, 284). Schwanken herrscht beim Präfix *al-*: in der Substantivkomposition wird das Präfix betont; im Adjektiv betont das Altsächsische das Präfix; im Althochdeutschen ist das Präfix in der Regel unbetont. Auch bei *bora-* schwankt die Betonung: es erscheint bei Otfrid *boralángo, borathrátho,* aber auch *bóralang* und *bóraláng.*

3. Ferner sind unbetont eine Anzahl von Präfixen, die mit dem Verbum untrennbare Komposition eingehen: *er-, ent-, ob-, ver-, zer-.* Hier konnte ursprünglich das einfache Verbum dasselbe aussagen, wie das spätere Kompositum; das Präfix diente anfangs nur zur Verdeutlichung der Verbalbedeutung, in ähnlicher Weise wie bei *freundnachbarlich, kleinwinzig* und den Präpositionen neben ihrem Kasus. Vielleicht gehört auch hierher, daß die Verbalkomposita mit *misse-, miss-* meist den Ton auf das Verbum legen (vgl. G. Metzger, ZsdAllgd. Sprachv. 1906, 360); das Muster der bedeutungsverwandten Bildungen mit *ver-* und *zer-* könnte eingewirkt haben. Es spielt wohl aber auch unsere Regel von der Variabilität hier eine Rolle; das Präfix ist weit weniger variabel, als das damit verbundene Verbum.

Die — untrennbaren — Komposita von Verben mit *bi, duruh, ubar, untar* betonen in althochdeutscher Zeit wohl durchaus das Verbum, da in früherer Zeit das Verbum für sich allein den gleichen Sinn geben konnte, bzw. in der Verbindung von Verbum und Kasus der Kasus der Stütze des Präpositionaladverbs nicht bedurfte. Gegen Ende der althochdeutschen Zeit bildet *duruh* mit Verben auch solche Komposita, die trennbar sind und den Ton

[1]) Bei *Gebirge* ist eine andere Auffassung vielleicht zutreffender. **gabirgiom* ist wohl alte Zusammenbildung, Ableitung von der präpositionalen Gruppe **ga birg-*, «das mit dem Berge seiende». *ga* ist also unbetont, wie die Präpositionen unbetont sind (Korrekturbemerkung).

auf dem Präfix haben; im Mittelhochdeutschen treten dann auch gleichgeartete Komposita mit *bi, über, under* auf: *leitta sie dúre* Notker; *bí-ligen, únder-gan, über-loufen*; hier wird das Präfix betont nach der oben gegebenen Regel über das Stärkeverhältnis von Verbum und Lokaladverb.

Bei den Präfixen *hintar, umbi, widar* findet sich seit der althochdeutschen Zeit Betonung des Präfixes bei trennbarer Verbalkomposition neben Betonung des Verbs bei untrennbarer, und zwar ist — von wenigen Ausnahmen abgesehen — die Bedeutung so verteilt, daß Präfixbetonung bei intransitiven Verben, Betonung des Verbs bei transitiven Verben gilt: im letztern Fall also war das Präfix unwesentlich zu der Zeit, als die lokale Bedeutung der Kasus noch deutlicher hervortrat. Nach dem Muster dieses Nebeneinanders von präfixbetonten und stammbetonten Verbalkomposita ist im Neuniederdeutschen der gleiche Wechsel auch entstanden bei den Kompositen mit *af*, wo im Altdeutschen nur Betonung des Präfixes galt: *áfsên-afsén, áfsnaken-afsnáken* (vgl. W. Seelmann, *Niederdeutsche Betonungsanomalien,* Korrespondenzbl. d. Ver. f. nd. Sprachforschung, IV, 18; 39; 76).

4. Wenn die Präfixe, über deren Verbindung mit Verben wir gesprochen haben, mit Nomina verbunden sind, so tragen sie den Ton und weisen dementsprechend eine vollere ungeschwächte Form auf: *ántwurti, bíspel, frátat, úrteil, zúrgang* usw. Dieser Unterschied zwischen nominalen und verbalen Präfixkomposita erklärt sich wohl aus unserem Gesetz von der Variabilität. Im Nominalkompositum ist das erste Glied viel veränderlicher als im Verbalkompositum, da dort außer Adverbien die Nomina als erstes Glied in Betracht kommen.

Die Betonung des Präfixes gilt ursprünglich auch für die Verbindung dieser Präfixe mit Partizipien, wo schon im Indogermanischen das Präfix den Ton hatte: aber in geschichtlicher Zeit hatte sich bis auf vereinzelte Fälle das Partizip dem zugehörigen Verbum in seiner Betonung angeschlossen; ein Rest der alten Betonung ist as. *thurhfremid* (: *thionon,* Hel. 3283), nhd. *únterthan.*[1]) Umgekehrt hat sich wohl gelegentlich das Verbum nach dem Partizip gerichtet (bei Otfrid einigemale *úbarfuar*).

§ 113. Wenn sich in *antworten, urteilen* scheinbar auch beim

[1]) Ein ganz erstarrter Rest dieser Art liegt vor in *uralt,* einem alten Partizip zu **usalan.*

untrennbaren Verbum betontes Präfix findet, so liegt der Grund darin, daß wir es hier nicht mit Verbalkomposition zu tun haben, sondern mit Ableitung von den Nominalkomposita *Antwort*, *Urteil*. Umgekehrt besitzen die substantivischen Ableitungen von Verbalkompositen den Akzent dieser letzteren, z. B. *Verlúst*, *Vernúnft* (alte Ableitungen zu *verlieren*, *vernehmen*), *Betrübnis*, *Entspréchung*, *Erlaúbnis*, *Übersétzung*.

§ 114. In Zusammensetzungen, die durch bloße Zusammenrückung entstanden sind, ist bisweilen der Akzent festgehalten, der den Bestandteilen im Satzzusammenhang zukam: z. B. *Halbdútzend*, *Jahrzéhnt*, *Jahrhúndert*, *Schönmattenwág* (Ortsname im Odenwald, aus *ze dem schiumehten wâg* PBB. XV, 191), *Hanóver* (= *ze dem hôhen uover*). Teilweise können diese Fälle allerdings auch wie *Hollunder*, *Schlaraffen* beurteilt werden.

Zu § 111 bis § 114 vgl. K. Lachmann, *Über ahd. Betonung und Verskunst*. Kl. Schriften, Bd. I, 358. — F. Kluge, *Verbalpartikeln in der Zusammensetzung*. Zs. f. vergl. Sprachf. XXV, 68. — O. Fleischer, *Das Accentuationssystem Notkers in seinem Boethius*. ZsfdPh. XIV, 129.

Zur Geschichte der Lehre von der deutschen Betonung: M. H. Jellinek, *Die Lehre von Akzent und Quantität*. ZsfdA. XLVIII, 227.

§ 115. 1. Ihren eigenen Weg gehen die Fremdwörter. Sie bequemen sich entweder dem deutschen Akzent an oder behalten den fremden bei. Je älter die Entlehnungen, desto häufiger ist der erstere Fall: *monasterium*, *palatium*, *sacristanus* konnten nur dadurch zu *Münster*, *Pfalz*, *Sigrist* werden, daß der Deutsche die erste Silbe betonte. Seit der mittelhochdeutschen Zeit überwiegt die Beibehaltung des fremden Akzents; die alte und die neue Weise gelten bisweilen im selben Worte nebeneinander: das Mhd. sagt *pálas* und *palás*, *bánier* und *banier* (aus fr. *bannière*; nhd. = *Bánner* und *Panier*), und wir schwanken zwischen *Ádjectiv* und *Adjektív*, *Kávallerie* und *Kavallerie*.

2. Dieser fremde Akzent zeigt sich auch in deutschen Wörtern, wenn sie fremde Bildungssilben aufweisen: hierher gehören die Ableitungen auf *-ei* und *-ieren*.

Oder auch wenn sie solche aufzuweisen scheinen: häufig kann man bei Laien die Betonung *Heliánd* vernehmen; oder wenn sie durch Latinisierungen hindurch gegangen sind: *Burgúnd*, *Walthári*, *Alemánnen*, *Cherúsker*. Auch *Adelgúnde*, *Kunigúnde*, *Brunhílde*, *Sigelínde* werden hierher gehören. *Hermelín* ist schon mhd. vorhanden, ein deutsches Wort, Diminutiv zu *harm*. Norddeutsche

sprechen *Böcklín*, *Köstlín*, weil sie darin eine fremde Endung empfinden (vgl. *Berlín*, *Demmín*, *Schwerín*, *Stettín*).

3. Deutsche wie fremde Völkernamen, die undeutschen Akzent zeigen, werden verschieden behandelt nach der Art der Endung: die schwachen Bildungen sind stets auf der vorletzten Silbe betont, die Bildungen auf *-er* zeigen den lateinischen Akzent: *Allobrógen*, *Tectoságen*, *Teutónen—Allóbroger*, *Mediomátriker*.

Vgl. W. Neumann, *Über die Betonung der Fremdwörter im Deutschen.* Programm des Gymnasiums zu Groß-Strehlitz 1881. — K. Luick, *Zur deutschen Betonung.* Zs. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins 1889, 33. — W. Swoboda, *Die englische und deutsche Betonung der Composita.* Zs. f. d. Realschulwesen XX, 2 (1895). — R. Hildebrand, *Französischer Akzent auf deutschen Namen.* ZsfdU. VI, 585. — F. Kluge, *Über die Aussprache germanischer Namen namentlich in lateinischen Texten und Urkunden.* Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1901, 159. — O. Weise, ZsfdMaa. 1908, 181.

§ 116. Die mechanische Betonung, das Streben nach bequemerer Gewichtsverteilung, zeigt sich sehr deutlich im Neuhochdeutschen. Bei Adjektiven von der Lautform ×́×× oder ×××́× besteht die Neigung, den Ton vom Wortanfang wegzurücken und auf die schwerste der Nebensilben zu verlegen. Es heißt *eigentümlich* und *eigentümlich*, *leíbhaftig* und *leibháftig*, *nótwendig-notwéndig*, *úrsprünglich-ursprünglich*, *wáhrscheinlich-wahrscheínlich*, *absónderlich*, *barmhérzig*, *dreifáltig*, *lebeńdig* (aus mhd. *lébendic*), *willkómmen*.

Fast lauter solche Wörter gehören hierher, die Komposita sind oder den Eindruck von Komposita machen, bei denen aber dem Sprachbewußtsein das Gefühl abgeht, daß ein erster Teil einen zweiten modifiziere: wir besitzen kein *haftig*, *wendig*, *scheinlich*. Das zeigt sich besonders deutlich bei den Komposita mit *un-*, wo der Ton auf der Vorsilbe steht, wenn der zweite Teil auch als selbständiges Adjektiv sich findet, sonst aber auch auf dem zweiten Teile liegen kann: *únfreundlich*, *únfruchtbar*, aber *únermeßlich* und *unermé̊ßlich*, *únsäglich* neben *unságlich*; aber auch *únmöglich* und *unmö̊glich*, *únglaublich* und *unglaúblich*, *únsterblich* und *unstérblich*, obwohl daneben *glaublich*, *möglich* und *sterblich* bestehen; hier haben wohl Verbindungen wie *ganz unmöglich* eingewirkt, s. unten § 117.

Beispiele für das Verbum liegen vor in *frohlócken*, *liebkósen*, *lobpreísen*, *lobsíngen*, *offenbáren*, *schmarótzen* (falls dieses ein

deutsches Wort ist, s. AzfdA. IX, 228), *überhándnehmen* (eig. die obere Hand nehmen), *willfáhren*. Auch das Substantiv zeigt die Erscheinung: mhd. *hólunder* = *Hollúnder*, mhd. *forhele* = *Forélle*, *Maßhólder* neben *Máßholder*, *Sauerkleésalz*, *Schlafíttchen* (von *Schlag-fittich*), *Schlaráffenland* (mhd. *slûraffe*), *Schneewittchen*; *Wachhólder*. Neben *Nibelungen* hört man *Nibelúngen*.

Der Norden Deutschlands ist zu solcher Verschiebung stärker geneigt, als der Süden. Bei Doppelformen eignet diejenige ohne Verschiebung wesentlich dem Süden. So hört man denn auch in Norddeutschland (aber auch im Taubergrund) vielfach *Bürgermeíster*, ferner in Leipzig bisweilen *Weihnáchten* (K. Albrecht, *Die Leipziger Mundart*, S. 29), in Norddeutschland *Hornísse*, in Mecklenburg *Lebensmíttel*, in Bremen *Ratskéller*.

2. Diese Tonverschiebungen der Schriftsprache schließen sich zweifellos an die gleiche schon in den Mundarten vorhandene Neigung an. Sie zeigt sich namentlich in den norddeutschen Mundarten, ist aber auch dem Süden nicht fremd. Mundartliche Beispiele: Pernegg in Kärnten: *pokschíre* naseweis (neben *pókschire*, = mhd. **bâgesgirec (?)* streitsüchtig, Beitr. XXVIII, 53), *endónkst* ohne Überlegung (= mhd. *undankes*; ebenda); in der Zips: *judénne* Jüdin (PBB. XXXII, 351); im Vorarlberg *murménten* Murmeltier (F. Kluge, Litbl. 1908, 396); in Basel *absúnderlig*; im Elsaß *abschûtzlich* (Els. Idiot. II, 448, nach H. Lienharts freundlicher Mitteilung); südrheinfr. *stachéze* (reizen, = mhd. **stochezen ?*); in Schwenningen in der Baar: *Hagebútse* Hagebutte (vgl. C. Haag, *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes*. Reutlingen 1898, S. 13)[1]; kurhess. *Faltergarten* Obstgarten zu *apfalter* Apfelbaum (Kluge, Litbl. 1908, 396); siegerländisch: *gleréndich* (neben *glénich*) glühend, *hailéndich* heilsam, *schiréndsich* unvermischt, rein (Mitteilungen von Oberlehrer P. Reusch in Kiel), *bassgei* Baßgeige, *gelegíerš* Goldammer (Reuter, *Zur Lautlehre der Siegerländer Mundart*. Freiburger Diss. 1903, S. 14); westfälisch *Sinógge* Sinau (F. Kluge, Litbl. f. germ. u. roman. Phil. 1908, 396); Horneburg (Hannover): *elénich* elend, *bannich* tüchtig (aus *unbándich*, vgl. H. Zahrenhusen, *Vokalismus der Mundar. von Horneburg*. Diss. von Jena 1909, S. 6); emsländisch: *Bomside* Baumseide, *Kneibúge* Kniekehle, *elénich* (elend), *freipóstich* frech, *forsíchtig*, *goutkóp* wohlfeil, *leiftédich* zärtlich (= **lieb-*

[1]) *Hambútte* als nhd. angeführt bei Aug. Engelien, *Grammatik der nhd. Sprache*[4]. Berlin 1892, S. 23.

taetec), sachsáelich sanftmütig (H. Schönhoff, *Emsländische Grammatik*, S. 38); mecklenburgisch: *Oljohrsábend* Neujahrsabend, *Fastelábend* Fastnacht (Zs. des Allg. Deutschen Sprachv. 1905, 249); Danzig: *anmúten, Ostenwínd* (v. d. Hagens German. IX, 169).

3. Einzelne mundartliche Beispiele mögen aus der Schriftsprache die Tonverschiebung überkommen haben, wie *freln* Forelle in Pernegg, *frel* Forelle im Siegerländischen. Auch *lebéndig*, das in verschiedenen Mundarten auftritt, ist wohl da und dort so zu beurteilen; der Hauptgrund, den man für die Annahme der Entlehnung geltend macht, das Vorkommen von stammbetonten Formen *(lémtig)*, wird hinfällig durch den Hinweis auf das Nebeneinander von *glenéndich* und *glénich* im Siegerländischen. Sehr wohl kann also auch *lebéndig* in einzelnen Mundarten bodenständig sein: *springlubeni* springlebendig, das wegen der Schwächung der zweiten Silbe den Ton nur auf der dritten Silbe haben kann (in Glückstadt, Nd. Jahrb. XX, 23), macht einen durchaus echten Eindruck.

4. Besonders häufig ist die Verschiebung bei Ortsnamen, wo das logische Verhältnis meist nicht mehr empfunden wird: *Blankenbérge, Westfálen, Rheinfélden, Schaffhaúsen, Wernigeróde, Greifswálde, Marienwérder.* In Niederösterreich *Leopóldstadt* (die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Niederösterreich S. 257). Die Akzentverlegung findet hier auch dann statt, wenn nach der schweren Nebensilbe keine weitere Silbe mehr folgt: *Schönbrúnn, Petersplátz* (in Basel), *Kaiserswórth, Appenzéll, Haedál* (Flurname bei Münsingen in Schwaben, C. Bopp, *Mundart von Münsingen*, 22). Hier mag teilweise die Analogie der vorhin genannten gewirkt haben; teilweise haben ältere Namensformen noch eine weitere Silbe am Schluß des Wortes besessen; teilweise endlich hat der Gegensatz gegen andere mit dem gleichen ersten Gliede gebildete Namen die Betonung beeinflußt.

5. Ganz regelmäßig erscheint die Akzentverschiebung in den Streckformen (§ 245), z. B. *kladátschen, strabánzen, tralátschen*, denn hier kann nirgends von einer logischen Beziehung eines ersten Teils zu einem zweiten die Rede sein.

§ 117. Manche Verschiebungen sind Folge der mechanischen Betonung des Satzes (vgl. das oben S. 110 über *unmöglich* Gesagte. Hierher gehört es vielleicht auch, wenn auf niederdeutschem Boden die Verbalkomposita mit *af-* (*afsetten* u. dgl.) den Hauptton auf dem Verbum zeigen. Dem entspricht die gelegentliche

Betonung *Líght anzünden* (auch für Pernegg bezeugt, PBB. XXVIII, 53). Nicht selten wird auch z. B. betont: *Géneral Blücher*, um im Satz das Aufeinanderstoßen zweier Hochtöne zu vermeiden.

§ 118. 1. Bei den Komposita mit *un-* zeigen sich Anfänge dieser Tonverschiebung schon im Heliand; es findet sich *unhólde* neben *únholde*, *unswót* neben *únswoti*, *unléstid*, *unquéthandes*, *unbithárbi* (die Betonung des Substantivs *unspúod* 3454 wird wohl nur metrischem Bedürfnis ihr Dasein verdanken); ebenso im Althochdeutschen: bei Otfrid treffen wir *ungiloúbige*, *ungiséwanlicho*, *unrédihafte*. Auch einige andere Abweichungen der Otfridhss. von der alten Akzentregel gehören wohl hierher, so wenn in den Komposita mit *drut* mehrfach der zweite Teil akzentuiert erscheint, wenn *boralángo* neben *bóralang* und *bóraláng* steht (s. S. 107) (mhd. *bederbe* für älteres *biderbi* stammt aus der Negation: *únbidèrbi*, vgl. W. Grimm, *Abh. d. Berlin. Akad.* 1844, 412).

2. In Versen des Mittelhochdeutschen und des älteren Neuhochdeutschen fehlt es nicht an Belegen dieser Tonverschiebung, vgl. A. Wallner, PBB. XXXIII, 15, F. Kluge, *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* XXVII, 398, H. Beran, *Wort- und Versakzent bei Martin Opitz.* Progr. d. Staatsrealschule im XV. Bez. v. Wien 1906. Dazu die Rez. von G. Baeseke, AzfdA. LI, 240, Fr. Wilhelm, *Analecta Germanica*, 129 (in der St.-Afralegende regelmäßig *abgóter*). Aber es ist unsicher, inwieweit damit Betonungen der lebendigen Rede wiedergegeben werden.

§ 119. Seitenstücke zu dieser Tonverschiebung finden sich im Englischen (s. G. Hempl, *The stress of german and english compound geographical names.* Modern Language Notes IV, 96, Wilh. Horn, *Litbl. f. germ. u. roman. Phil.* 1909, 272, Engl. Gramm. I, 313).

Zu § 116 bis § 119 vgl. E. Hoffmann-Krayer, *Zum Akzent und Sprachrhythmus.* ZsfdU. VIII, 11 (1894). — Ernst A. Meyer, AzfdA. XXV, 133 (1899). — Aug. Gebhardt, *Behaghels deutsches Akzentgesetz.* ZsfhMaa. 1907, 155. — ders., *Grammatik der Nürnberger Mundart.* Leipzig 1907, 322. — H. Schroeder, *Zur Betonung von nhd. Holunder, Wachholder.* PBB. XXXII, 120 (1907). — Ed. Hofmann-Krayer, AzfdA. XXXII, 2 (1908). — Zur Betonung von *lebendig:* ZsfddU. VI, 91, 495, 632, 641, 844; VII, 91, 495, 632, 646; VIII, 411. — J. Minor, *Nhd. Metrik*[2], 520. — Korrespondenzbl. des Vereins f. nd. Sprachforschung 1903, S. 5. — Otto Heilig, *Badische Ortsnamen in mundartlicher Gestalt.* II. On. mit nebenbetonter Anfangssilbe. ZsfhdMaa. V, 21; ferner ebda. 190, 197, 198, 204, 206, 207.

§ 120. Wie die seit dem 15. Jahrh. begegnenden Formen

jetzúnd, jetzúnder zu beurteilen sind, ist schon deshalb schwierig zu sagen, weil ihre Entstehung überhaupt unklar ist. Ich möchte glauben, daß *jetzund* eine falsche Verhochdeutschung ist, indem das *e* von *ieze* wie das mundartliche *e* für *und* beurteilt wurde (*einezwanzig, zweiezwanzig, Käsebrot* = Käs und Brot). Der Schulmeister, der darauf drang, daß *e* durch das angeblich richtige *und* ersetzt wurde, wird dann auch für die deutliche Betonung der Silbe gesorgt haben.

Die Weiterbildung *jetzunder* steht dann unter dem Einfluß von Adverbien wie *hernacher, hereinher*, oder seines Gegenstücks *immer*.

§ 121. Zweisilbige enklitische Pronominalformen werfen ihren Ton auf die Endsilbe: *inán* (*imó, iró*) vgl. Th. Benfey, *Göttingische Gelehrte Nachrichten*, 1878, 170. So entstehen die namentlich in Otfrid häufigen Kürzungen: *nan, mo, ro*.

Belege für *unsích* sind zweifelhaft (MSD² II, 203).

§ 122. Wörter, die aus einfachen Wiederholungen bestehen, zeigen im allgemeinen den Hochton auf dem zweiten Teil: *ahá, ohó, nanú*; *gugúck*; in den Substantiva der Kindersprache: *das Pipí, die Huhú, der Wauwaú*; daneben auch mit Durchführung der gewöhnlichen Betonungsregel: der *Waùwau*, und regelmäßig der *Kúckuck*.

Aber auch sonst zeigt sich die Neigung, den zweiten Teil zu betonen, in Zusammensetzungen wie *kaiserlich-königlich, Erckmann-Chátrian, Österreich-Úngarn, Sachsen-Altenburg* (vgl. K. S., ZsdAllgd. Sprachv. 1902, 239).

§ 123. Wenn Worte in einer gewissen Erregung, mit einem besonderen Nachdruck ausgesprochen werden, so können neben oder statt der Haupttonsilbe auch Nebensilben den Hauptton erhalten. Die Erscheinung ist von mir im Südrheinfränkischen, im Hessischen, bei Sachsen beobachtet und ist aus Solingen, aus niederdeutschem Sprachgebiet bezeugt; sie wird für Nürnberg, Pernegg, Gottschee nicht erwähnt. Z. B. *éléndiglich! glánzénd! scheúßlich! Dónnerschlág! Dónnerwétter! wénigsténs! hóchsténs! wir sind noch fùrchtbár zurück! dat synt jårén her; únterstèh dích! ein ábgefèimter Schurke! eine aúsgespróchene Schönheit.*

Vgl. Hans Hoffmann, *Emphatischer Akzent im Deutschen*. ZsfdU. XX, 133 (1906). — J. Bernhardt, *Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachforschung*. XX, 33. — O. Hauschild, *Johr-Johrén-Johrendén*. Korrespondenzbl. d. Ver. f. nd. Sprachforschung XXVIII, 84. — C. Schumann, F. Neumannn, F. Sandvoss, ebda. XXIX (1908), 9. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Philol.* 1910, 8.

§ 124. In Karlsruhe wird in Personennamen bei Rufen die Schlußsilbe neben oder statt der sonst hochtonigen Silbe mit dem Hochton versehen: *Óttó — Òttó! Ánná — Ànná!* ebenso in Heidelberg: *Gretelé, Karlsché,* und gewiß auch anderswo. So erklärt sich auch die Vogtländische Betonung *Godfrid, Godlib, Joséf* und die Abkürzungen dieser Mundart: *Frid, Lib, Fid* (= David), *Man* (= Hermann).

Man wird annehmen dürfen, daß diese Art der Verschiebung uralt ist und daß sich so die altdeutschen Koseformen erklären, die durch Abwerfung des ersten Teils eines zweigliedrigen Namens entstanden sind.

Vgl. Ludw. Sütterlin, *Die expiratorische Betonung in der Heidelberger Volksmundart.* Festschrift des Gymnasiums in Heidelberg 1896, S. 65. — E. Gerbet, *Grammatik der Mundart des Vogtlandes.* S. 119.

In diesen Vokativ-Betonungen liegt wohl auch der Grund für die Dehnung der ursprünglich kurzen Vokale in mhd. Namen wie *Gunthêr, Ortwîn, Sîfrît,* sowie in den Feminina auf *-în* neben *-in, -inne.*

Vgl. J. Janko, IgF. XXVII, Anzeiger S. 26.

B. Die Nebenakzente.

§ 125. 1. In der Zusammensetzung steht nach den Gesetzen der logischen Betonung der höchste Nebenton auf dem Gliede, das nicht den Hochton enthält, und zwar auf derjenigen Silbe, welche den Hochton tragen würde, wenn das Wort selbständig wäre. Also z. B. *Móndscheìbe, Frühlingsfeìer, hélldùnkel.*

Dem wirken aber mechanische Betonungsneigungen entgegen. Bei zusammengesetzten Wörtern von der Lautgestalt ˝x́x́x bzw. ˝x́xx kann im Neuhochdeutschen statt auf die zweite Silbe der höchste Nebenton auf die dritte Silbe gelegt werden; es kann gesprochen werden: *Féldmarschàll, Lándbriefträger, Vórurteìl, Vóranzeìge, únbrauchbàr, únstatthàft, únvorsìchtig, Anmerkùngen*; in Gottschee *Taùbachàr* (= Tagwerker, Arbeiter). Es macht sich hierin das Bestreben geltend, den Rhythmus der Rede so zu gliedern, daß ein regelmäßiger Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben eintritt.

2. Diese Art der Betonung begegnet schon im Ahd. Das zweite Namenglied *-braht* ist aus *-beraht* durch solche Verschiebung entstanden: *Gúndbèrahtes* wird zu *Gundberàhtes*, und dann wird das *e* der ursprünglichen Stammsilbe unterdrückt (vgl. G. Ehrismann,

ZsfdPh. XXXVI, 515). Derartige Namenformen sind seit dem Beginn der ahd. Zeit bezeugt. Beispiele der Tonverschiebung scheinen auch bei Notker vorzuliegen. Im Mhd. wird etwa *herzogin* so im Versschluß verwendet, daß *zo-* in der Senkung, *-gin* in der Hebung steht, ebenso *ábgötìn*, St. Afralegende 29, 482 (Analecta Germanica, S. 47 ff.). Die Beispiele, die Benecke zu Iwein 1391 anführt, sind zweifelhaft; es könnte Verschiebung dem Metrum zuliebe im Widerspruch mit der sprachlichen Betonung vorliegen.

3. Auch in Ortsnamen findet sich diese Verschiebung des Nebentons. Unweit von Karlsruhe liegt ein Dorf *Stupferich: (ze dem) stuotpferche* > *stúotpfèriche* > *stúotpferìche*. Die nassauischen Orte *Bremberg, Camberg, Schellenberg, Stromberg* heißen in der Mundart *Bremerig, Camerig, Schellmerig, Stromerig : Bremberg* > *Brémbèrig* > *Brémberìg*.

§ 126. In der untrennbaren Komposition von zweisilbigen Präfixen mit Verben liegt der höchste Tiefton auf der Stammsilbe des Präfixes, also z. B. *wìderráten*. Ist das Präfix einsilbig und tritt ihm noch ein weiteres Präfix vor, was selten genug vorkommt, so trägt das letztere den höchsten Tiefton: *vèrbescheíden*.

§ 127. Im nicht zusammengesetzten Worte hängt die Betonung ab von der Gestalt der dem Hochton nachfolgenden Silben, teilweise auch von der Gestalt der hochtonigen Silbe selber. Gewisse schwere Suffixe haben regelmäßig den höchsten Nebenton, so ahd. *-âri, -inne, -nissi, -unga;* daher mhd. *schepfàere, spehàere; wirtînne, gotînne, gevancnìsse, barmùnge, manùnge*.

Im übrigen herrscht das Bestreben, die dritte Silbe des Wortes mit dem höchsten Nebenton zu versehen. Dies ist stets der Fall, wenn die hochtonige Silbe kurz ist; also ahd. *thánanà, frémidèr*, mhd. *dégenè;* ferner, wenn bei langer Stammsilbe die zweite kurz, die dritte lang (⌒ ⏑ –): *gruobilòn, kindilìn, heilisòn, ruomisàl, wîzagòn*. Sind dagegen bei langer Stammsilbe die zwei nachfolgenden Silben beide kurz oder beide lang, so scheint doppelte Betonung möglich gewesen zu sein und zwar wahrscheinlich in der Weise, daß vor nachfolgendem Hochton die erste der zwei Nebensilben den stärkeren Ton hatte; folgte dagegen eine unbetonte Silbe, so lag der stärkere Ton auf der zweiten Nebensilbe: *sâlìda mín*, aber *sâlidà gimeíni*.

Inwieweit diese Regel noch heute gilt, ob wirklich allgemeiner

mútìger Hírt, aber *mútigès Gemût* gesprochen wird, bleibt zu untersuchen.

Die absteigende Betonung ist für das Ahd. mehrfach durch Akzentbezeichnungen bezeugt, z. B. *fúlítha, mîldâri, minnira*, und sie liegt mhd. Reimen zugrunde wie obd. Serv. 15 *hœiligen : überstigen*, Lanzelet 4569 *saelige : sige*, Gregor 2579 *dürftigen : verzigen*.

Neben diesem mechanischen Prinzip der Tonverteilung zeigen sich Spuren eines vermutlich älteren logischen, nach welchem der stärkste Nebenton auf die Endsilbe gelegt wird, die als Trägerin der Flexion die wichtigste der Nebensilben ist.

§ 128. Bei Fremdwörtern und den nach fremdem Muster gebildeten Wörtern liegt häufig der Hochton am Ende des Wortes. Geht der hochtonigen Silbe mehr als eine Silbe voraus, so findet insofern Anpassung an den deutschen Tonfall statt, als der höchste Nebenton auf die erste Silbe des Wortes zu stehen kommt: *Àbdicatión, àccomodieren, Àktivität, Màgnetiseur, Rèquisition*. Daneben zeigt sich das Streben, Wechsel zwischen Hebung und Senkung durchzuführen: es heißt *àccompagnieren* und *accòmpagnieren, àmalgamieren* und *amàlgamíren*. In sehr vielen Fällen natürlich, in allen Wörtern, wo der Hochton auf der dritten oder fünften Silbe liegt, entspricht die Stellung des höchsten Nebentons auf der ersten Silbe auch diesen rhythmischen Bestrebungen: *rèservíren, àcclimatisieren*. Es hat demnach auch gar nichts Auffallendes, wenn bei den Verben auf *-ieren* im Mhd. das Präfix *ge-* mit einem stärksten Nebenton versehen erscheint: *gèfloitieret* Tristan 10924, *gèrotieret* ebda. 3205.

Zu § 125 bis § 128 vgl. K. Lachmann, a. a. O. (s. § 114). — Rich. Hügel, *Über Otfrids Versbetonung*. Leipzig 1869. — Ed. Sievers, *Zur Accent- und Lautlehre der germ. Sprachen*. PBB. IV, 522. — M. Trautmann, *Lachmanns Betonungsgesetze*. Halle 1877 (dazu Behaghel, Germ. XXIII, 365). — O. Behaghel, *Eneide*. Heilbronn 1882, Einl. S. 88; dazu K. Kinzel, ZsfdPh. XIV, 107; F. Lichtenstein, AzfdA. IX, 13. — H. Paul, *Untersuchungen zum germ. Vocalismus*. Beitr. VI, 130. — O. Fleischer, a. a. O. (s. § 114). — W. Wilmanns, *Über Otfrids Vers- und Wortbetonung*. ZsfdA. XXVII, 105. — R. Heinzel, AzfdA. IX, 194. — W. Wilmanns, *Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur*. H. 4, S. 17. — F. Pfeiffer, Germ. XI, 445. — R. Hildebrand, *Rhythmische Bewegung in der Prosa*. ZsfddU. VII, 641.

Über Silbenakzent vgl. K. Nörrenberg, *Ein niederrheinisches Akzentgesetz*. PBB. IX, 402. — Aug. Diederichs, *Unsere Selbst- und Schmelzlaute in neuem Lichte, oder Dehnung und Brechung als solche und letztere als Verräter alltäglicher, vorzeitlicher und vorgeschichtlicher Wortwandlungen*. Straßburg 1886, dazu die Rec. von C. Nörrenberg. AfdA.

XIV, 376. — E. Maurmann, *Grammatik der Mundart von Mühlheim an der Ruhr.* Leipzig 1898. — Josef Müller, *Untersuchungen zur Lautlehre von Aegidienberg.* Diss. von Bonn 1900, S. 3. — Ferd. Münch, *Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundarten.* Bonn 1904, S. 16. — A. Scheiner, *Siebenbürgischer Tonfall.* Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, XXXIV, 381. — Erich Leihener, *Cronenberger Wörterbuch.* Marburg 1908, S. XXVII. — René Engelmann, *Ein mittelfränkisches Akzentgesetz.* PBB. XXXVI, 382.

3. Die rhythmischen Formen.

§ 129. 1. Durch die dargelegten Betonungsgestze ergibt sich eine unbegrenzte Zahl von rhythmischen Formen, von möglichen Anordnungen stärker und schwächer betonter Glieder innerhalb des Satzes wie innerhalb der Satztakte. Doch lassen sich einige allgemeine Wahrnehmungen machen.

Im ganzen kommt der deutschen Sprache namentlich der jüngeren Zeit aufsteigender Rhythmus zu, eine Folge des Umstandes, daß dem Substantiv in der Regel der Artikel, den Kasusformen vielfach die Präposition, dem Verbum das Pronomen vorausgeht, daß der Nebensatz zumeist von einer Konjunktion eröffnet wird. Aus diesem aufsteigenden Rhythmus der Prosa erklärt es sich, daß schon in der altdeutschen Dichtung die Verse mit Auftakt stark überwiegen, und daß schließlich der jambische Vers der herrschende deutsche Vers geworden ist.

2. Sodann zeigt sich eine weitgehende Neigung, zwischen gutem und schlechtem Taktteil abzuwechseln, eine Abneigung gegen den absteigenden Tonfall ´ ` ˝. Dies bekundet sich schon mhd. in der Ausbildung des Gesetzes, das das *e* nach Tiefton ausfallen läßt (s. § 191).

§ 130. 1. Sehr stark wird der Rhythmus bedingt durch den durchschnittlichen Abstand der hochbetonten Silben, die Zahl der dazwischen liegenden unbetonten Silben. Es lassen sich hier deutliche Unterschiede zwischen erregter und nicht erregter Rede wahrnehmen. In der erregten Rede sind die Abstände im ganzen enger als in der nicht erregten. Man hat bei Goethe beobachtet, daß in der Erregung das unmittelbare Aufeinanderstoßen hochtoniger Silben doppelt so häufig ist, als in der nicht erregten Rede, und daß in der erregten Rede der häufigste Zwischenraum der einer einzigen unbetonten Silbe ist, während in der nicht erregten Rede zwei Silben das häufigste Maß des unbetonten Zwischenraums bilden. In den Fällen, wo eine größere

Zahl von unbetonten Silben zwischen den Hochtönen auftritt, erreicht die nicht erregte Rede höhere Silbenzahlen für den unbetonten Zwischenraum als die erregte.

2. Diese Tatsache läßt sich auf die weitere zurückführen, daß in der erregten Rede die einsilbigen Wörter häufiger sind als die mehrsilbigen. Und dies wird wiederum damit zusammenhängen, daß die unerregte Rede abstrakter ist als die erregte. Die abstrakte Rede aber arbeitet in höherem Maß mit Zusammensetzungen und Ableitungen, die ja mehr Silben haben als die einfachen Wörter, und sie bedient sich in stärkerem Umfang unbetonter Formwörter als die erregte Rede.

Vgl. K. Marbe, *Über den Rhythmus der Prosa.* Gießen 1904. — Hugo Unser, *Über den Rhythmus der deutschen Prosa.* Diss. von Freiburg von 1906. — Paul Kullmann, *Statistische Untersuchungen zur Sprachpsychologie,* Zs. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, LIV, 290.

§ 131. Über den Tonfall der Satzschlüsse fehlt es für das Deutsche noch fast ganz an Untersuchungen. In älterer Zeit schon, z. B. in der mhd. Klarissenregel macht sich das Streben geltend, den lateinischen Kursus nachzuahmen, noch mehr dann in der späteren Sprache der Kanzlei. Es ist insbesondere der Ausgang ×́ × × | ×́ ×, der dadurch bevorzugt wird. Aber auch unabhängig vom lateinischen Vorbild läßt sich das Gefallen an diesem Ausgang beobachten, wie ich es für mich selber bezeugen kann, wenn ich mich in gehobener Rede zu bewegen habe. Und zwar ist es die erweiterte Form ×́ × | ×́ × × | ×́ ×, die sich mir besonders gern nahelegt.

Vgl. K. Burdach, *Über den Satzrhythmus der deutschen Prosa.* Sitzungsber. d. Preuß. Akad. 1909, 520. — A. Schönbach, *Sitzungsberichte der Wiener Akademie,* CLX, S. 51.

Über die Tatsache, daß bei Satzgliedern, die durch *und, oder* verknüpft werden, das umfangreichere gern an zweiter Stelle steht, vgl. O. Behaghel, IgmF. 1909, S. 110.

IX. LAUTE.

Vgl. F. Wrede, *Berichte über G. Wenkers Sprachatlas des deutschen Reichs.* ZsfdA. XXXVI u. ff. — F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart.* Straßburg 1891. — H. Fischer, *Geographie der schwäbischen Mundart.* Tübingen 1895. — K. Luick, *Deutsche Lautlehre.* Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. Leipzig u. Wien 1904.

A. Die Vokale.

Vgl. W. Grimm, *Einleitung zu Athis und Prophilias* (Abh. der Berliner Akad. 1846). — J. Grimm, *Über den sog. md. Vocalismus.* ZsfdA. VIII, 544. — Franz Pfeiffer, *Einl. zu Nicolaus v. Jeroschim.* Stuttgart 1854. — Ders., *Mitteldeutsch.* Germ. VII, 226. — E. Wülcker, *Beobachtungen auf dem Gebiete der Vocalschwächung im Mittelbinnendeutschen.* Frankfurt a./M. 1868. — Konr. Zwierzina, *Mittelhochdeutsche Studien.* ZsfdA. XLIV, 1. 249; XLV, 19. — K. von Bahder, *Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems.* Straßburg 1890. — E. A. Meyer, *Zur Vokaldauer im Deutschen.* Nordiska studier tillegnade Adolf Noreen. Upsala 1904, S. 347 (Experimentelle Messungen).

1. Die Vokale der hochbetonten Silben.

a) Allgemeines.

§ 132. Das Urdeutsche — d. h. die Sprache, die den Ausgangspunkt für die deutschen Mundarten der geschichtlichen Zeit bildet — besitzt folgende Vokale:

a) kurze: *a* (aus idg. *a* und *o*), *e* (offenes, aus idg. *e* und *i* vor *a* der Endung[1]), *i* (aus idg. *e* vor *i* und wohl auch vor *u* der Endung sowie vor gedecktem Nasal und aus idg. *i*, das nicht vor *a* stand), *o* (aus idg. und gm. *u* vor *a* der Endung), *u* (aus idg. *u* und aus silbenbildenden Sonorlauten);

b) lange: *â* (aus *an* vor *h*), *ê*[1] (offen; aus idg. *ê*), *ê*[2] (aus verschiedenen Quellen: so aus idg. *êi*, aus lat. *e*, *ae*), *î* (aus idg. *ei* und *î*), *ô* (aus idg. *â* und *ô*), *û* aus idg. *û*). *ê*[2] und *ô* werden von den einen als offene Laute aufgefaßt, von den anderen als geschlossene.

Vgl. F. Kluge, *Grundriß*[2] I, 412 u. 414. — W. Braune, PBB. XIII, 583. — J. Franck, ZsfdA. XL, 51 und die Literatur zu § 174.

c) Diphthonge: *ai* (aus idg. *ai* und *oi*), *au* (aus idg. *au* und *ou*), *eo* (unter bestimmten Bedingungen aus ig. *eu* vor *a* der Endung), *eu* (aus idg. *eu* und aus urdeutsch *ew* in der Verbindung *eww*).

Über die Quantität der Vokale in älterer Zeit sind wir unterrichtet durch unmittelbare Bezeichnung, sei es durch Doppelschreibung, sei es durch Akzente, namentlich bei Notker, durch ihr Auftreten im Vers, durch ihre Schicksale in der Geschichte der Sprache.

---

[1]) Zu *e* aus *i* vor *a* der Endung vgl. H. Paul, PBB. VI, 82, as. *wehsal, lebod* Cott. 774, *lebdin*, 2822 Mon., *leccodun* 3345 Cott. und F. Kluge, *Grundriß* [2]I, 410.

Vgl. W. Braune, *Über die Quantität der ahd. Endsilben.* PBB. II 125. — Osk. Fleischer, *Das Akzentuationssystem Notkers in seinem Boethius.* ZsfdPh. XIV, 129.

§ 133. Betreffs der Quantität der langen Vokale und der Diphthonge ist zu bemerken, daß im einsilbigen Wort der zweite Teil derselben vielfach stärkeres Gewicht hatte, als im mehrsilbigen (vgl. Behaghel, Litbl. 1880, 439; *Eneide,* Einl. S. LIX.). Dieser Unterschied wirkt teilweise bis in die Gegenwart fort, freilich nicht überall; so werden baslerisch *rôt* und *rôte* mit gleich langem Vokal gesprochen.

§ 134. Die hochtonigen Vokale sind entweder solche, die stets den Hochton gehabt haben, oder solche, die früher unbetont waren. Treten solche neuerdings unter den Hochton, so können sie Dehnung erfahren. So erscheint german. *bī* als ahd. *bî*; ahd. *in* (adv.) mhd. als *în*; das mhd. Adv. *gar* hat die Nebenform *gâr*. Im Odenwald haben Mundarten, die sonst *i* nicht zu *e* senken, mhd. *im* und *in* (ei, eum) in *ēm, ēn* gewandelt, aus *əm, ən*.

Vgl. F. Kluge, *Sekundäre Hebungsformen.* ZsfdWf. II, 45.

§ 135. Kurze oder lange Vokale können Brechung, d. h. Zerdehnung zu diphthongischen Lauten erfahren. Es sind hauptsächlich die Laute *ĕ, ŏ, ê, ô,* die davon betroffen worden.

1. *ĕ* und *ŏ* wandeln sich zu *eə, ea, iə, iä* — *oa, ua,* zumal in offener Silbe, und zwar in Teilen des Schwäbischen, besonders zwischen dem obern Neckar, obern Lech, Fils und Bodensee (wobei jedoch *o* weniger beteiligt erscheint — Fischer Karte 3), in Gebieten der Rhön, in Westfalen und den nördlich und östlich angrenzenden Gebieten von Hannover. Im Oberhessischen erfahren *e* und *i* die Zerdehnung, und zwar fallen, nach den Feststellungen von Herrn Kreisschulinspektor Professor Dr. K. Alles, die Kreise Gießen, Friedberg, Büdingen und Schotten ganz, der Kreis Alsfeld zum Teil in das Brechungsgebiet.

Eine besondere Behandlung erfahren Vokale vor *l* und *r*.

In weiten Gebieten von Baiern ist *ihm, ihnen* zu *eəm — eam, eənen — eanen gebrochen.*

2. *ê, oe, ô* wurden zu *ea, oa* gebrochen im größten Teil von Tirol, in Pernegg, in Gottschee, im nördlichen Schwaben (Fischer Karte 10, 11) und den angrenzenden Teilen des nordöstlichen Baiern, in nördlichen Gebieten des Ostfränkischen.

b) Die einfachen Vokale.

1. Quantitative Veränderungen.

a) Die kurzen Vokale.

§ 136. Für die deutschen Mundarten mit Ausnahme des Hochalemannischen sowie für die neuhochdeutsche Schriftsprache gilt das Gesetz, daß kurzer Vokal in offener Silbe Dehnung erfährt: mhd. *săge, lĕbe, lĭge, bŏte, stŭbe* = nhd. *sāge, lēbe, liege, Bōte, Stūbe.* Das Hochalemannische hat den kurzen Vokal der offenen Silbe lautgesetzlich bewahrt. Die Mundarten, die in offener Silbe dehnen, haben im einsilbigen Wort vor einfacher Konsonanz die Kürze lautgesetzlich bewahrt, das Hochalemannische hat Dehnung eintreten lassen. So bestehen also in den beiden Gebieten die einander entgegengesetzten Wechsel: hochalem.: *grâb — grĕber*, sonst (das lautgesetzliche vor allem nd.): *grăb — grêber.*

Dieser Wechsel ist freilich vielfach durch Analogiebildungen beseitigt worden: Das Nd. allerdings hat den Wechsel zwischen kurzer und langer Silbe im selben Paradigma großenteils bewahrt; sonst ist die Länge meist auch in die geschlossene Silbe eingedrungen: *Glās — Glāses, Wĕg — Wēges* statt *Glăs — Glāses, Wĕg — Wēges* (das Lautgesetzliche in *weg!*). Auch die umgekehrte Ausgleichung kommt vor, ist aber seltener: *Gott — Gottes, fromm — frommes.*

§ 137. Die Regel über die Dehnung kurzer Vokale in offener Silbe bedarf noch einer näheren Bestimmung: vor einem Konsonanten, auf den *-em, -en, -er, -el* folgt, erscheint die Kürze bald erhalten, bald gedehnt: *gesotten,* aber *geboten, Gevatter*, aber *Vater, Himmel,* aber *Schämel* (mhd. *gesoten, geboten, gevatere, vater, himel, schemel*). Dieses Schwanken, sowie zahlreiche mundartliche Abweichungen erklären sich durch die Annahme, daß ursprünglich bei jedem Worte Doppelformen bestanden haben, die eine mit kurzem, die andere mit langem Vokal. Und zwar blieb der kurze Vokal vielleicht dann erhalten, wenn der nachfolgende Sonorlaut (das *e* ist ja lediglich graphischer Natur) konsonantische Geltung hatte, und er wurde gedehnt, wenn der Sonorlaut sonantisch war. Dieser Wechsel zwischen Sonant und Konsonant stünde im Zusammenhang mit der Beschaffenheit der Endung bzw. des folgenden Wortlautes.

Oder aber es bestand, wie es K. Luick für das Englische wahrscheinlich gemacht hat *(Die Quantitätsveränderungen im Laufe*

der englischen Sprachentwicklung, Anglia N. F. VIII, 335), das Bestreben, die dreisilbigen Wörter in ihrer Dauer dem Normalmaß des zweisilbigen Wortes, d. h. dem Maße — ×, anzugleichen, so daß also ein Wechsel zwischen unflektierter und flektierter Form bestanden hätte.: *văter — văteres*.

Aber auch hier ist durch Ausgleichung in den meisten Fällen die eine der beiden Lautgestalten beseitigt worden.

§ 138. Die lautgesetzliche Dehnung des kurzen Vokals ist von Norden nach Süden vorgeschritten. Die frühesten Belege dafür, daß die Dehnung begonnen hat, finden sich bei Heinrich von Veldeke. Im Mnd. ist sie vollzogen. Auch im Mitteldeutschen reichen die Anfänge der Bewegung in die mittlere Periode zurück, wie es scheint, auch auf oberdeutschem Gebiete.

§ 139. Die Regel von der Erhaltung des kurzen Vokals in geschlossener Silbe erleidet eine Ausnahme, wenn der dem Vokal folgende Konsonant ein *r* ist. Vor *r* im Wortauslaut tritt nhd. stets Dehnung ein: *gewahr, wer, ihr, empor*. Für das Bairische läßt sich diese Dehnung schon als mhd. erweisen.

§ 140. Die durch diese Dehnung entstandenen Längen sind keineswegs überall mit den bereits vorhandenen Längen zusammengefallen: altes *ă* und *â*, *ĭ* und *î* sind in der Mehrzahl der heutigen Mundarten deutlich geschieden; ebenso ist niederdeutsch *ē* aus *ĕ* meist weder mit *ê* = *æ*, noch mit *ê* = *ai*, oder *ê* = *ie* zusammengefallen. Auch bei denjenigen, die die Schriftsprache mündlich wiedergeben, ist der Zusammenfall nicht allgemein. Namentlich wird in Norddeutschland im allgemeinen der lange Vokal geschlossener, der kurze offener ausgesprochen.

§ 141. Im mittelhochdeutsch einsilbigen durch beliebige Doppelkonsonanz geschlossenen Wort hat das ostschwäbische, das bairisch-östreichische, das ostfränkische und daran grenzende Teile von Südwestthüringen (Ruhla, Salzungen), sowie das Schlesische Dehnung eintreten lassen, die im mittelhochdeutsch mehrsilbigen Wort unter den gleichen Umständen unterblieb. Hier erscheint also etwa der Wechsel zwischen Sgl. *fisch*, Pl. *fisch(e)*, Sgl. *köpf*, Pl. *köpf(e)*.

§ 142. Einzelne Konsonantenverbindungen nehmen eine besondere Stellung ein. So hat *l* + Dental namentlich vorhergehendes *a* in weiten Gebieten gedehnt; ebenso haben *ht* und *hs* dehnend gewirkt.

Schwanken zwischen alter Kürze und neuer Länge, namentlich

von *a*, findet sich nhd. in bis jetzt nicht befriedigend erklärter Weise vor der Verbindung von *r* + Dental: *Fărt* neben *Fārt; Ărzt* neben *Ārzt; Schwĕrt* neben *Schwērt; zārt*, aber *hărt; Hērde*, aber *fĕrtig*.

§ 143. In Composita von der Form ẋ ẋ × tritt im Nhd. in der ersten Silbe Dehnung ein: mhd. *antlitze* = *Āntlitz, ellende* = *Elend*.

§ 144. Einer eigentümlichen Art von Betonung verdankt die Form *îch* (ego) ihre Entstehung, die in der Ostschweiz und in Bern begegnet (an diesen beiden Punkten auch *mîch, dîch*), ferner im Elsaß in der Gegend von Straßburg, Zabern, Wörth, in Schlesien nördlich vom Erzgebirge (auch *mîch, dîch*), sowie in der diphthongierten Form *eich* an der Mosel, in Hessen, in Nassau, in Schlesien (hier auch *meich, deich*). Die Form *iich* ist schon im altfränkischen Gesprächsbüchlein zweimal belegt (ZsfdA. XXXIX, 11).

Wenn in der Ostschweiz, in Bern auch *sîch*, in Schlesien *sîch* und *seich* vorkommt, so ist hier bei dem wohl durchweg unbetontem Reflexiv nicht lautlicher Wandel eingetreten, sondern nach dem Nebeneinander von *mĭch — mîch (— meich), dĭch — dîch (— deich)* ist das von *sĭch — sîch (— seich)* geschaffen worden.

Wahrscheinlich ist die Dehnung dann eingetreten, wenn das Pronomen für sich allein einen Satz, z. B. einen Fragesatz bildete, also der Vokal eine ganze Satzmelodie tragen mußte. Vielleicht sind auch die mehrfach verbreiteten Dehnungen in *gwīs, wās* so zu erklären.

§ 145. Auffallend sind die mhd. Dehnungen in den zweiten Gliedern der Namensformen auf - *frid* -, - *her* -, - *win* -, sowie die Endung der movierten Feminina auf - *în*, (z. B. *künigîn*), die aus - *ĭn* entstanden sein muß; von einer sekundären Hebung (vgl. § 134) kann hier keine Rede sein. (S. K. *Zwierzina*, ZsfdA. XXXXIV, 262, Anm.) Die Dehnung ist wohl in der Verwendung beim Ruf erfolgt (s. S. 115).

§ 146. Daß die Dehnung von Stammsilbenvokalen eine Folge sei vom Abfall der Endungsvokale, daß eine Ausgleichung des Silbengewichts stattfinde, ist abzulehnen.[1])

Zu § 136 bis § 146 vgl. H. Paul, *Vokaldehnung und Vokalverkürzung im Nhd.* PBB. IX, 101. — A. Heusler, *Der alemannische Consonantis-*

[1]) Noch viel mehr ist der allgemeine Gedanke abzulehnen, daß in der Sprache kein lautlicher Verlust eintrete, ohne daß dafür ein Ersatz stattfinde. Man vgl. bloß etwa frz. *l'âge* mit **illum aetaticum*.

mus in der Mundart von Baselstadt. Straßburg 1888, S. 38. — ders., AzfdA. XVII, 285. — E. Martin, ebda. XIV, 287. — O. Brenner, *Znr Ausgleichung des Silbengewichtes.* IgF. V, 345. — J. W. Nagl, *Zum Wechsel zwischen oe und oi in der nordgauischen Mundart.* PBB. XIX, 338. — K. Bohnenberger, *Zur Frage nach der Ausgleichung des Silbengewichts.* ZsfdPh. XXVIII, 515. — G. Burghauser, *Die nhd. Dehnung des mhd. kurzen Stammvocals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkte.* Jahresber. der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal 1891. — A. Ritzert, *Die Dehnung der mhd. kurzen Stammsilbenvocale in den Volksmundarten des hd. Sprachgebiets auf Grund der vorhandenen Dialektliteratur.* PBB. XXIII, 131.

β. Die langen Vokale.

§ 147. 1. In den Mundarten des nieder- und mitteldeutschen Gebietes ist im allgemeinen vor Doppelkonsonanz Kürzung des langen Vokals eingetreten. Eine besonders grosse Rolle spielt diese Erscheinung in der Flexion des Verbs. Es entsteht dadurch ein Quantitätsunterschied zwischen der 1. Pers. Sgl. des Präs. Ind. einerseits und der 2. und 3. Pers. anderseits, soweit nicht durch Ausgleichung das lautgesetzliche Verhältnis getrübt worden: z. B. *lâte — lětst — lět, lîde — lïtst — lïtt, reit* (reite) — *retst — rett, hüüt — hŭtst — hŭt.* Ferner tritt der gleiche Unterschied auf zwischen Präsens und Präteritum des schwachen Verbs: *kêpe — kŏfte, sêke — sŏchte, brêde — brĕdde.* Weiter beim Adjektiv zwischen Positiv und Superlativ: *grêt — grĕtste, klên — klĕnste;* beim Substantiv zwischen dem Substantiv und seinem Diminutiv: *pîpe — pĭpke, schôp — schŏpke.* Vor *st, ng* scheint die Kürzung lautgesetzlich nicht eingetreten zu sein.

2. Auf alemannischem Boden hat die Kürzung geringeren Umfang, aber z. B. in *Find* 'Feind', *Fründ* 'Freund' ist sie fast allgemein. In Teilen des Alemannischen, wie dem Elsässischen, dem nördlichen Alemannischen in Baden, in Basel, findet Kürzung von *î, û, iu* statt vor allen Fortes mit Ausnahme von *ch,* also z. B. basl. *gitig* = mhd. *gîtec, wiss* = mhd. *wîz, huffe,* = mhd. *hûfe, lit* = mhd. *liute.* Das östl. Hessen, Gebiete der Rhön, des Thüringischen und Obersächsischen kennen Kürzung vor ursprünglicher Fortis *t.*

3. Die nhd. Bühnensprache hat eine ganze Anzahl der mundartlichen Kürzungen aufgenommen: *Acht* (mhd. *âhte*), *brachte — gebracht* (mhd. *brâhte*), *dicht* (mhd. *dîhte*), *Docht* (mhd. *dâht*), *wuchs* (mhd. *wuohs*), *Pfründe* (mhd. *pfrüende*), *stund* (mhd. *stuont*).

Daneben aber stehen *Beichte* (mhd. *bîhte*), *leicht (lihte)*, *Deichsel (dîhsel)*, *Feind*, *Freund*.

4. Doppelkonsonanz kann auch dadurch entstehen, daß der Endkonsonant eines Wortes vor ein mit Konsonant anlautendes Wort tritt, so namentlich in der Zusammensetzung: z. B. *Brombeere* zu mhd. *brâme*, *Hoffahrt* und *Hochzeit* zu *hoch*, *Konrad* mhd. *Kuonrât*, *Nachbar* mhd. *nâchgebûre*; aber auch sonst: so erklärt sich *genŭg* neben *genūg*, nordalem. *Schwŏp* = mhd. *Swâp*. Wie die Endungen *-el*, *-em*, *-en*, *-er* teilweise die Kürze der Stammsilbe erhalten haben, haben sie auch teilweise Verkürzung der langen Stammsilbe hervorgerufen; es besteht nebeneinander *Blatter* (mhd. *blâter*), *Jammer* (mhd. *jâmer*) und *Ātem*, *Āder*, *Būsen*. Der Grund der Doppelung ist der gleiche wie dort (vgl. § 137). So erklären sich auch die Doppelformen *dŭster* — *dūster*, *hŭsten* — *hūsten*, *Ŏsten* — *Ōsten*; *Klăfter* — *Klafter*; *fing*, *ging*, *hing* — *fieng*, *gieng*, *hieng* (lautgesetzlich *fieng* — *fingen* und *fiengen*).

5. Die Kürzung vor *ht* läßt sich bereits in mittelhochdeutscher Zeit nachweisen; daß auch die übrigen Kürzungen soweit hinaufreichen, wird wahrscheinlich u. a. durch mhd. *stunt* aus *stuont* und mhd. *sĭder*, den Komparativ von *sît*. Sie sind aber jünger als die Trübung von *â* zu *ô*, vgl. dial. *lŏsse* = mhd. *lâzen*.

Vgl. H. Paul, *Vokaldehnung und Vokalverkürzung im Nhd.* PBB. IX, 101. — J. Winteler, *Jenaer Literaturzeitung*. 1879, 528. — A. Heusler, *Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt*, S. 43. — A. Scheiner, *Die siebenbürgische Vokalkürzung*. Philologische Studien (Festgabe für Ed. Sievers), Halle 1896, S. 336. — Aug. Elsässer, *Die Kürzung der mhd. langen Stammsilbenvokale in den hochdeutschen Mundarten*. Heidelberger Diss. 1909. — K. Zwierzina, *hêrre herre*. ZsfdA. XLV, 19. — K. Bohnenberger, *hêrre und plân*. ZsfdWf. III, 106.

γ. Die Diphthonge.

§ 148. Vereinzelt begegnet die Erscheinung, daß vor Fortis und Doppelkonsonanz Langdiphthonge zu Kurzdiphthongen werden. In der heanzischen Mundart von Neckenmarkt erscheint im allgemeinen mhd. *î* als *āi*, *û* als *āu*, *iu* als *āi*, *ei* als *ôa*, *ou* als *āu*, aber vor den genannten Lauten steht *ăi*, *ău*, *ăi*, *ŏa*, *ău*; vgl. E. A. Biró, *Lautlehre der heanzischen Mundart von Neckenmarkt*. Leipzig 1910.

2. Qualitative Veränderungen.

a. Erscheinungen, die den kurzen und langen Vokalen und den Diphthongen gemeinsam sind.

Der Umlaut.

W. F. Gombault, *De umlaut in Oudsaksiese en Oudnederfrankiese geschriften.* Diss. von Utrecht von 1897; dazu Litbl. 1899, 57. — O. Weise, *Der Umlaut im Ostthüringischen.* ZsfhdMaa. I, 353.

§ 149. Der Umlaut eines Vokals besteht darin, daß er durch einen nachfolgenden palatalen Laut der palatalen Artikulation näher gebracht wird.

§ 150. Vom Umlaut werden die kurzen Vokale *a, ë, i, o, u,* die Längen *â, ô* (bzw. das daraus hervorgegangene *uo*), *û,* die Diphthonge *ai, au, iu* (bzw. deren Fortsetzungen) betroffen.

1. Es werden:

a, o, u zu *e, ö, ü,*
â, ô, û zu *ê, ô̂, û̂,*
uo, ou zu *üe, öu, iu* zu *i͡u̇,*

beziehungsweise zu deren weiteren zeitlichen und mundartlichen Gestaltungen. In den westlichen Gebieten des Mitteldeutschen hat der durch Umlaut von *â* entstandene *ê*-Laut schon in mittelhochdeutscher Zeit geschlossene Aussprache angenommen und wird mit *ê* aus *ai* gebunden. Im Bairischen dagegen ist der Umlaut von *â* ein äußerst offener Laut gewesen, denn die heutigen Mundarten weisen ein reines helles *â* auf (aber in Lusern gilt *ä̂*).

2. *ë* wurde zu geschlossenem *e,* nämlich dann, wenn es (infolge von Übertragung, denn lautgesetzlich mußte ja *ë* vor *i* zu *i* übergehen) vor *i* der Endung zu stehen kam. So erklärt sich z. B. das geschlossene *e* der oberdeutschen Mundarten in *fels* (ahd. *felis*), in *welch* (ahd. *welich*), auch in dem Fremdwort *Pelz.* In den Mundarten besteht *sëhs* und *sẹhs* (aus *sehsi*) nebeneinander. In der Mundart von Rehbach im Odenwald wird mhd. *wërmüete* durch *wirmede* vertreten, wo *i* aus geschlossenem *e* entstanden sein muß; vgl. die Literatur zu § 165.

3. Eine Art von Umlaut des *i* zeigt sich darin, daß *i* vor altem *a, e, o* in manchen Mundarten anders behandelt wird als vor *i (j).* In Aegidienberg wird *i* vor *m, n, l* und vor stimmlosen Konsonanten im allgemeinen zu *ö,* aber vor altem *i* zu *ẹ;* es heißt also z. B. *ech sönge* singe, aber *du sengs, he seng(t), ech fönne* finde, aber *du fents, he fent.*

In der Wetterau, im Siegerland wird *i* im allgemeinen zu *iə, eə* gebrochen, dagegen zu *ę* gewandelt, wenn ein *i (j)* in den folgenden Silben stand. Es heißt also z. B. ich *liəd* litt (aus dem Plur. ahd. *litun*), Cj. ich *ląd* (aus *liti*); das Adverb ahd. *dicko* heißt *diək (« oft »)*, das Adjektiv ahd. *dicki* lautet *deck*. In appenzellischen Mundarten wandelt sich *i* im allgemeinen zu *ę*, bleibt aber vor *i;* es heißt also im Adverb *neder* (ahd. *nidar*), im Adjektiv *nider* (ahd. *nidari*).

Vgl. Bernh. Schmidt, *Vokalismus der Siegerländer Mundart.* Diss. von Berlin 1894, S. 35. — Herm. Reuter, *Beiträge zur Lautlehre der Siegerländer Mundart.* Diss. von Freiburg 1903, S. 30. — Josef Müller, *Die Senkung der kurzen i in den ripuarischen und mittelfränkischen Mundarten.* ZsfhdMaa. V, 353. — W. Horn, *Die Senkung des i vor i, j im Hessischen,* ebda. VI, 103. — Ludwig Schäfer, *Die Mundart von Schlierbach.* Diss. von Halle 1907, S. 24. — Jak. Vetsch, *Die Laute der Appenzeller Mundarten.* Frauenfeld 1910, S. 63. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Phil.* 1910, S. 231.

4. Umlaut des *ai* (oder des daraus schon in alter Zeit hervorgegangenen *ê*) läßt sich vor allem im Nd. beobachten: im Sauerländischen, in Soest, vielleicht auch im Ravensbergischen, ferner in der Priegnitz, Prenden (Kr. Niederbarnim), in Mecklenburg, in der Uckermark, Mittelpommern, im Samländischen, nicht in der Neumark (s. ZsfdMaa. 1907, 130) ist noch heute *ê*, das ursprünglich vor *i* stand, von dem *ê* verschieden, dem kein *i* nachfolgte, und zwar ist der Umlaut zusammengefallen mit dem Laute, der aus and. *io* hervorgegangen ist. In Pernegg steht neben *a* (aus *ei* ohne Umlaut) der Umlautsvokal *ęa*, z. B. *wāch* weich, *węachn* die Weichheit. Und in Appenzell scheint *i* nach *ai* dessen Monophthongierung (s. § 182, 7) gehindert zu haben: z. B. *bräd* — Kompar. *breider* (s. Behaghel, Litbl. 1910, 231).

Wenn im Hessischen zu *Klād*, 'Kleid' das Diminutiv *Klēdi* erscheint oder zu *hāsse* 'heißen' die 3. Ps. Sg. Präs. *hæsst* lautet, so ist hier der Umlaut schwerlich ursprünglich, sondern durch moderne Analogiebildung erzeugt.

Für das hochdeutsche Gebiet hat man auch sonst noch Umlaut des *ai* behauptet und Formen wie *bêde, wênag* dadurch erklären wollen.

Vgl. O. Brenner, PBB. XIX, 482. — P. Lessiak, PBB. XXVIII, 79.

Die Unrichtigkeit dieser Auffassung wird jedoch ohne weiteres durch Wörter wie *heida* (got. *haipjo*) und *gimeini* dargetan, bei denen sich in allen Formen der Umlaut zeigen müßte.

5. *iu* wurde durch den Umlaut über *iü* zu *îû*, das mit dem Umlaut von *û* zusammenfiel. Vor *r* und *w* ist der Umlaut unterblieben; jedoch nicht in Visperterminen. In der 2. und 3. Ps. Sgl. Praes. Indic. der Verba der *iu*-Reihe wurde der Umlaut durch die Angleichung an die 1. Ps. beseitigt.

Vgl. O. Behaghel, Germ. XXXIV, 251 und 370. — O. Brenner, PBB. XX, 80. — E. Sievers, ebda. XX, 330. — H. Fischer, Germ. XXXVI, 417. — ders., *Geographie der schwäbischen Mundart.* S. 41. — W. Nagl, *J. Schatz, Die Mundart von Imst und der angebliche Umlaut von ahd. mhd. iu.* Deutsche Mundarten I, 218. — F. Veit, *Ostdorfer Studien.* Tübingen 1901, H. 2, S. 12. — O. Brenner, PBB. XXI (1896), 569. — Konr. Schiffmann, *Zur Erklärung des nhd. eu.* ZföG. LIII (1902), 193. — A. Lau, *Vokalismus des Westallgäuer Dialektes.* Progr. des Gymn. zu Kempten 1903, S. 48. — J. Schatz, *Die Tiroler Mundart*, S. 46.

§ 151. 1. Am frühesten, seit der Mitte des 8. Jahrhs., findet der Umlaut des *a* schriftliche Bezeichnung;[1]) etwas später, aber noch in althochdeutscher Zeit, der des *u;* der des *o* scheint in jener ältesten Periode keine Wiedergabe erfahren zu haben. Es läßt sich nicht sicher entscheiden, ob dies auf ein späteres Eintreten des Umlauts von *o* und *u* zurückgeht; wahrscheinlich ist es, daß die Bezeichnung bloß deshalb längere Zeit unterblieb, weil das Lateinische kein Zeichenmaterial darbot. Daß aber die physiologische Möglichkeit für eine andere Entwicklung von *u* + *i* als von *a* + *i* zugestanden werden muß, ergibt sich aus den Wahrnehmungen über die Hemmungen des Umlauts (s. unten S. 135).

2. In mittelhochdeutscher Zeit sind jedenfalls alle drei Umlaute auf dem ganzen Gebiete gleichmäßig durchgedrungen, wenn auch *ö* und *ü* im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen meist ohne deutliche Bezeichnung bleiben. Daß dem so sei, zeigt sich an dem im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen in der Schrift nicht seltenen Wechsel von *e* und *o*, *i* und *u;* dieser ist nur durch die Annahme erklärlich, daß *o* und *u* auch für *ö* und *ü* galten. So erscheint altnd. *selbo* mnd. als *self, silf, solf, sulf, sulver* (argentum) neben *silver, wol* = *wel* wer; *od* = mhd. *ez* Nd. Theophilus H 23, 26; das Präfix *be-* wird gelegentlich als *bo-* geschrieben: Mnd. Margaretenpassion (Nd. Jahrb. XIX, 131) 378 *boreyt* = 398,

[1]) Ein anscheinend früherer Beleg des Umlauts, *Heriman* bei Johannes von Gerunda von 575, ist zweifelhaft, vgl. E. Schröder, ZsfdA. XXXV, 172; R. Hennig, ebda., XXXVII, 313.

379 *boscheyden*, 444 *boschermen*. Ebenda 400 *sustu* = *sûstu*, mhd. *sihestu*. Dazu stimmt, daß niederdeutsche Lehnwörter in ältern dänischen Quellen durchaus den Umlaut zeigen.

Vgl. oben S. 83.

Vgl. F. Crull, *Die Buchstaben e und u (durchstrichenes u!) in Wismarschen Stadtbüchern usw. des 14. Jahrhs.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. III, 1. — H. Collitz, *Waldeckisches Wörterbuch*, S. 33*. — Ekelund, *Zur Umlautfrage im Mnd. und Md.* Wiss. Korresp.-Blatt der Philologicae Novitates, 1906, Okt., S. 6. — Clara Holst, *Mnt. omlydsforhold.* Arkiv för nordisk filologi XVIII, 210.

3. In den ältesten Denkmälern erscheint unter sonst völlig gleichen Bedingungen bald das Umlautszeichen *e*, bald das Zeichen *a*; je weniger alt das Denkmal, desto häufiger wird *e*, bis *a* ganz verschwindet, d. h. der Laut hat sich in seiner Entwicklung immer deutlicher dem *e* genähert (s. oben S. 84).

4. Die ersten Beispiele, in welchen der Umlaut von *â* Bezeichnung gefunden hat, begegnen im Niederfränkischen des 9. Jahrhs., in denselben niederfränkischen Psalmen, welche noch einzelne Reste der Schreibung *ê* für germ. *ê* (offen) aufweisen; die von P. J. Cosijn (*Oudnederlandsche Psalmen*, Vorrede) erhobenen Zweifel an der Tatsache des Umlauts sind unbegründet. Auch im Monacensis des Heliand hat sich bereits die Wirkung eines suffixalen *i (j)* auf das *â* der Stammsilbe geltend gemacht. Es finden sich hier zwischen v. 1600 und 4100 12 Beispiele, wo das Zeichen *e* einem alten westgermanischen *ê* entspricht, davon 5, ohne daß *i* nachfolgt, 7 bei nachfolgendem *i*. In der gleichen Partie der Handschrift wird westg. *ê* etwa 240 mal durch *a* vertreten, wo kein *i* nachfolgt, 140 mal, wo *i* nachfolgt; es ist also vor *i* die Schreibung *e* doppelt so häufig, als wenn kein *i* nachfolgt.

Vgl. die nachträgliche Entdeckung von R. Kögel, IdgF. III, 285.

Auf ahd. Gebiet hat der Umlaut von *â* zuerst in der ahd. Übersetzung der Cantica Bezeichnung erfahren (*gesprêchi* Beitr. XXVII, 508, 3, 8), dann erst im 11. oder 12. Jahrh. Die Zögerung rührt wohl daher, daß es an völlig geeignetem Zeichenmaterial fehlte.

5. Der Umlaut von *û* findet sich im Altniederdeutschen noch nicht angedeutet, wohl aber in den späteren Zeiten des Althochdeutschen. Im Mittelhochdeutschen ist er jedenfalls auf dem ganzen Gebiete durchgedrungen. Seine Bezeichnung ist meistens *iu* oder *ú*, teilweise auch *u;* so regelmäßig in mitteldeutschen

Hss.; daß im Mitteldeutschen der Klang wirklich *ū* gewesen sei, ist nicht anzunehmen.

6. Seit dem Ende des 10. Jahrhs. lassen sich Bezeichnungen des Umlants *üe* nachweisen. Für den Umlaut von urdeutsch *au* bzw. dessen spätere Entsprechungen finden sich vor der mhd. Zeit keine Belege.

§ 152. Es gibt im 13. u. 14. Jahrh. im Hochdeutschen Reime, in denen — die *a*-Vokale und ihre Umlaute ausgenommen — der heutige umgelautete Vokal mit umlautlosem gebunden wird, namentlich *ô* mit *œ*; es ist daraus jedoch nicht ein späteres Eintreten des Umlauts auf jenen Gebieten zu erschließen, sondern es liegt ein Reim fürs Auge vor, bei dem ältere Schriftbilder nachwirken. Beispiele gleicher Art bietet auch Thomasin von Zirclaere, für den als Romanen das Deutsche eine fremde Sprache war. Vgl. Fr. Wilhelm, *St. Servatius*, S. XC.

§ 153. Die Vorgänge des Umlauts sind bis in die mhd. Zeit herein lebendig gewesen. Dafür spricht sein Auftreten einmal in verhältnismäßig späten Bildungen auf-*îe* (s. unten § 155), sodann in fremden Namen, die nicht vor dieser Zeit volkstümlich geworden sein können: *Antonius* > *Tönnies* — *Dönges*, *Apollonius* > *Plönnies*, *Daniel* > *Dännel* (Elsaß), *Georgius* > *Jörg*, *Gregorius* > *Görres*, *Hilaria* > *Hilerge* (*Hylerg*: *herberg* St. Afra 27), *Liborius* > *Börries* (*Sebastianus* = dem Familiennamen *Best*?), *Valentinus* > *Velten*.[1])

Grenze, aus slavisch *granica*, kann sein *e* nur durch den deutschen Umlaut erhalten haben und ist erst im 13. Jahrh. ins Deutsche aufgenommen worden.

§ 154. Der Umlaut wird bewirkt:

1. Durch *i* bzw. *j*: z. B. *krafti* > *krefti*; mhd. *sente* = lat. *sancti*.

2. Durch *iu*: z. B. ahd. *elliu* zu *al*, *endriu* zu *ander*. Daher dann Verallgemeinerungen des umgelauteten Vokals in *el* für *al*, das in der größern Nordhälfte des Schwäbischen auftritt, in alemann. und niederfr. *meneg* = mhd. *manec*, in bair. u. alem. *iunser*, *inser* usw. Ein anderes umlautendes *-iu* in lusernisch *êna* ohne, aus **âniu*.

3. Durch *ei*: vgl. mhd. *erbeit* neben *arbeit*, *erweiz* neben *arweiz*, *gänster* = ahd. *ganaistra*, *Emse* neben *Ameise*, *oeheim* neben

[1]) In *St. Pölten* (dem *monasterium St. Ypoliti*, das 976 zuerst genannt wird), könnte der Umlaut älter sein, weil es sich hier nicht um einen erst später volkstümlich werdenden Personennamen, sondern um einen Ortsnamen handelt.

ōheim, Schörnstein neben *Schornstein* (s. das DW). Daß der Umlaut bald steht, bald fehlt, hängt wohl mit verschiedener Betonung der Nebensilbe zusammen.

Vgl. O. Behaghel und E. Sievers, PBB. XX, 341. — Ed. Schroeder, AzfdA. XXIV, 29.

4. Durch *ü, üe:* neben *antwürte* steht mehrfach *entwürte* (s. Lexer s. v.; G. Ehrismann PBB. XXII, 259; *verentwurten* Schürebrand, Studien zur deutschen Philol. 10, 1; 10, 2), mhd. mehrfach *ermuote, ermute, ermet* (s. Lexer) aus *armüete;* vielleicht so auch *eventure, Ebenteuer* neben *aventiure.*

5. Durch ein dem Vokal nachfolgendes *sk (sch),* wenigstens für einen Teil des Gebiets: im Alemannischen, auf bairischem, mittelfränkischem und westfälischem Boden (so Siegerland, Ronsdorf, Remscheid), dagegen nicht z. B. im Südfränkischen, im Sauerländischen; in jenen Gegenden erscheinen also die Formen *Äsche, Däsche* (= Tasche), *Fläsche.* Daneben erscheinen *Masche, Tasche* und teilweise auch *Flasche* mit *a* als Lehnwörter aus der Schriftsprache.[1])

In den Gegenden, in denen *i* einen Umlaut erfährt (§ 150, 3), erstreckt sich die umlautende Wirkung des *sk (sch)* auch auf vorausgehendes *i,* vgl. W. Horn, ZsfhdMaa. VI, 107.

Vgl. W. Horn, *Beiträge zur deutschen Lautlehre.* Diss. von Gießen, 1898, S. 5; Hessische Blätter für Volkskunde II, 235. — K. Bohnenberger, ZsfdWf. II, 4.

§ 155. Der umgelautete Vokal kann sein:

1. Hochtonig.

2. Tieftonig.

a) Der Tiefton steht nach dem Hochton: ahd. *-âri* = mhd. *-êre,* ahd. *-ôti* = *-üete.*

b) Der Tiefton geht dem Hochton voraus: mhd. *eppetîge, ebedîe* Abtei neben *abbetîe,* mhd. *kemerîe* Kammerfrau, neben *kamerîe, paebstîe* neben *babestîe,* mhd. *Pröbstei* (s. DW. unter *Probstei*).

Wenn in mhd. *umbe,* nhd. *um* (ahd. *umbi*) der Umlaut fehlt, so hängt das mit der Verwendung des Wortes in der Proklise zusammen, wo der Stammvokal also nicht einmal mehr tieftonig ist. Daneben die stärker betonte Form in der Gestalt *üm,* der gewöhnlichen md. und nd. Form; sie begegnet auch ostfränkisch (Bonnland, Taubergrund), in Harsdörfers Trichter, z. B. *üm meine*

[1]) Einen andern konsonantischen Umlaut zeigt der Osten des Siegerlandes, wo jedes *a* vor *t* zu *e* geworden ist: *glat* > *glet.* In manchen Rhönmundarten hat *-g-* einen Umlaut bewirkt.

Kron, üm seinen Geist II, 67, *ümständig* II, 69, *ümsonst* II, 87 (im heutigen Nürnbergischen *um*).

§ 156. Die Silbe, die den umlautwirkenden Vokal enthält, kann sein:

1. Hochtonig (in den Fällen des § 155, 2b).

2. Tieftonig:

α) Zweites Kompositionsglied: hierher namentlich ahd. Namensformen wie *Eltricus, Beldrich, Lempfrit, Lentini* (= *Lantwini*), *Lentrich, Mehtilda, Mehtsuint, Rentwic, Rentwin* (in der Virginal), *Weldrih* (gegenüber E. Schroeder, AzfdA. XXIV, 19). — Vgl. ferner mhd. *ünslit*, hess. *inschlich* neben *unslit*).

β) Schweres Ableitungssuffix: *gevänenisse.*

3. Leichte Ableitungssilbe oder Flexionssilbe: *kuning* > *künec, krafti* > *krefte.*

§ 157. Der Umlaut wirkende Vokal kann stehn:

1. Im selben Wort mit dem umgelauteten Vokal:

a) In den unmitttelbar nachfolgenden Silben. Besonders hervorgehoben seien Belege für den Umlaut vor dem *-in* im Genitiv und Dativ der *n*-Stämme: z. B. ahd. *henin, nemin, scedin,* mhd. *mæntac*, im heutigen Alem. *maentig* = *mânintag;* nd. *sündag* = *sunnin däg?* alem. *aecke* 'der Nacken' aus *nacco-nackin;* mhd. *torwerte* (Lexer II, 1469, Iwein 6165 Ba) aus *-warto, -wartin.* In Ortsnamen[1]): das elsässische Dorf *Lembach* erscheint in den ältesten Urkunden als *Lonenbach* (vgl. A. Socin, Ahd. Sprache im Elsaß S. 249); bad. *Gengenbach* Bach des *Gango, Illental* Tal des *Ulo, Rüdental* Tal des *Hruodo, Sentenhart* Hart des *Santo* (vgl. O. Behaghel, Litbl. 1910, 149), kärntisch *Grevendorf, Phaephendorf* (Pr. Lessiak, Prager Deutsche Studien VIII, 250); auch beim Adjektiv: tirol. *Hechenberg* (= Hohenburg), *Längenfeld, Roetenburg, Swertzenbach,* im Sarntal eine Alp *Taifental* aus *ze demo tiufin tale,* während die umlautlose Form *ui* oder *oi* aufweisen müßte (J. Schatz, Mitteilungen des D. u. Öst. Alpenvereins 1903, 7, Tiroler Mundart, S. 47), *Lengenbach, Scherpfinberch* in Kärnten (Prager Studien VIII, 250); *Tettenagger* bei Ingolstadt (Sammelblatt des histor. Vereins f. Ingolstadt XXIX, 5); Salzburgisch *Henndorf, Hennhart* aus *Hohindorf, Hohinhart.*[2])

[1]) Aber nicht *Brünn* = *ze demo brunnin.*

[2]) In mhd. *teller* aus ital. *tagliere,* nhd. *Lärm* aus frz. *alarme* und *Schärpe* aus frz. *écharpe* liegt kein Umlaut vor, sondern Substitution des hellen romanischen *a*-Lautes durch *e*, oder die romanische Grundlage hat selber schon *e* gehabt, vgl. W. Horn, *Beiträge zur deutschen Lautlehre,* S. 19.

Die alemannische Form *üns, ünser* uns, unser, die auch bair.-österr. und hess. verbreitet ist, hat ihren Umlaut aus der Akkusativform ahd. *unsih.* Die umgelauteten Formen von *Honig* (s. DW. IV 2, 1786) gehen wohl auf ahd. **huning* neben *honang* zurück.

b) In der zweitfolgenden Silbe vgl. z. B. alts. *gestseli* Hel. 3338, *Günther* < *Gunthari, Hedwig* < *Haduwîg, Köln* aus *Colonja;* mhd. *müeterlin;* Österreich = *ostarrihhi.*

2. In einem nachfolgenden Wort, das mit dem vorhergehenden zu einer Einheit sich zusammenschließt: z. B. ahd. *gifregin ih* (Wessobrunner Gebet), *drenk ih* (= trank ich), *meg ih, meg iz* (namentlich bei Otfrid Belege), mhd. *sem mir.* Ferner gehören hierher die im Bairischen und Alemannischen teilweise seit der mittelhochdeutschen Zeit auftretenden Umlaute in den Präsensformen der Verba *gân, hân, lân, stân, tuon;* sie stammen aus den Verwendungen mit nachgestelltem *ich, mir, ir.* Fränk. *ich derf* entstammt aus *darf ich*; in hessischen Mundarten und im Vogtland *ich sell* ich soll, *ich heb* ich habe. Schwäb. fränk. *des* für *das* aus *das ist*; elsäss. *ęb* aus *ëb ich* oder *ob ich*, vgl. W. Horn, Litbl. 1902, 64.

Den nachgestellten Pronomina verdankt auch der Umlaut in mhd. wir *dürfen, günnen, künnen, mögen, müezen, sülen* sein Dasein; von alem. *cho* «kommen» lautet der Plur. Indic. des Praes. vielfach *chömme,* von *gô, lô, stô gömmer, lömmer, stömmer;* bair. *gengemer, stendemer* = gehen wir, stehen wir. Ebendaher stammt der Umlaut im starken Präteritum des Mnd. und Nnd.: *wi lêsen — nêmen — wêren;* auch auf hd. Boden erscheinen vereinzelt solche umgelauteten Indikative des Präteritums, so im Parzival, z. B. 17, 3: *sie taeten sinen boten kunt.*

Im Neund. ist dieser Umlaut des Plurals westfälisch auch auf das schwache Verbum übertragen: *brant — bränden, druchte — drüchten, kant — känden, koffte — köfften,* und schließlich ist beim starken wie beim schwachen Verbum der Pluralumlaut auch in den Singular übertragen worden, doch so, daß vielfältig Formen mit und ohne Umlaut nebeneinander stehn.

Vgl. O. Brenner, PBB. XX, 84. — O. Behaghel, *Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen.* Paderborn 1899, S. 184. — Aug. Kaiser, *Studien zur Bildung des Praeteritums in den heutigen deutschen Mundarten.* Gießener Diss. von 1909, S. 64ff.

Nd. *süs* ist wohl aus *sus ist* hervorgegangen (andere Erklärungen von Holthausen, PBB. XIII, 367, Franck, ZsfdA. XXXV,

386). Die Form kommt auch alemannisch und bairisch vor (*süscht* in Goldbach, ZsfhdMaa. IV, 315; *umb sinst* Prinz von Arkadien, Bayerns Mundarten I, 132; *sinsten* ebda. I, 226, 114). Nd. *sön* Sohn geht etwa auf *sun mîn* zurück (oder stammt der Umlaut aus dem Plural? Alagna besitzt den Sgl. *techter* Tochter), und nd. *dör* durch (auch bernisch ZsfhdMaa. V, 62) stammt aus *durh in, durh mi.*

§ 158. 1. Das Eintreten des Umlauts wird beeinflußt durch die Beschaffenheit der Konsonanten, welche den Stammvokal und das *i* der Endung trennen. Vor *hh, ht, hs* findet ursprünglich auf dem ganzen Gebiet kein Umlaut statt, ebenso vor Konsonant + *w: lachen* (= germ. *hlahjan), mahtig, wahsit, garwen* (aus *garwjan*). Ferner unterbleibt allgemein der Umlaut von *u* vor *ld: dulden* (aus *duldjan*), *huld* (aus *huldî*).

Auf oberdeutschen und auf mitteldeutschen Gebieten, so südfränk. und schles., unterbleibt der Umlaut von *u* vor *ck: drucken, Lucke, Mucke, Stuck, z'ruck* (zurück); *Glück* scheint im Oberdeutschen Fremdwort zu sein. Teilweise allerdings erscheint auch alemann. hier der Umlaut: so hat das Bernische *Rick* (Rücken), *dricke* (drücken), daneben *Mucke* (Mücke). Auch vor *pf* scheint *u* südrheinfränk. und oberdeutsch in gewissem Umfang nicht umgelautet zu sein (aber alem. *lupfe* und *lüpfe*).

Nur oberdeutsch unterblieb der Umlaut von *a* vor *l* + Konsonant und *r* + Konsonant: ahd. *haltit, warmen* (aus *warmjen*). Vor *w* + *i (j)* herrscht anscheinend auf dem ganzen Gebiete Schwanken zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten Formen: d. h. vor *i* wurde *aw* zu *ew;* dagegen vor *j* war *w* verschärft worden, und *aww* hatte sich zu *auw, ouw* gewandelt, wo sich der Vokal dem Umlaut entzog. So steht *Gau* neben *Gaü*, und in heutigen Mundarten begegnen nebeneinander *heu* und *hau* (ahd. *hawi* — *houwi*). Bemerkenswert ist das Nebeneinander von *Au* und *Aüe;* das letztere alemannisch (Schweiz. Id. I, 5), sowie in baierischen und schweizerischen Ortsnamen: z. B. *Oy* bei Kempten, das *Oytal* bei Oberstdorf, *Feutersoy* im Saanental, *Oey* im Simmental, *in der Eyen* im Saastal, *in der Oeyen* bei Visperterminen, mehrere Vertreter dieses Namens bei Visp, vgl. L. E. Iselin, Ejen, Anz. f. schweiz. Geschichte X, 512. Vor *w* ist, wie gesagt, *ou* überhaupt nicht umgelautet worden: *Frau* entspricht altem **frauwja.*

Im Bereiche des Bairischen und Alemannischen scheint la-

bialer Geräuschlaut den Umlaut von *ou* verhindert zu haben, freilich nicht überall, denn z. B. das Schwäbische weist *doefe* (= Taufe, taufen) auf. Mitteldeutsche Mundarten zeigen hier den Umlaut. Die nhd. Schriftsprache besitzt *streifen* (abstreifen) = mhd. *stroüfen*, aber *erlauben, glauben, Haupt, kaufen, raufen, Taufe, taufen; betaubt, glaubig* beim jungen Schiller (PBB. XXVIII, 297). Daneben zeigen ältere Quellen des Neuhochdeutschen auch die umgelauteten Formen.

2. Aber auch vor den *h*-Verbindungen, bei *a* vor *l* und *r* + Konsonant wird schließlich das von diesen Lauten gebotene Hemmnis überwunden und tritt später doch der Umlaut ein; wir müssen somit zwei Schichten des Umlauts, eine ältere und eine jüngere, unterscheiden. Noch heute liegen bei dem Umlaut von *a* dieselben vielerorts deutlich nebeneinander, so im Alemannischen, im Schwäbischen, in Soest, in Olvenstedt, im Mecklenburgischen. Auch der Umlaut in *Hedwig*, in *müeterlin* gehört wohl dieser zweiten Schicht an. Dieser zweite Umlaut erscheint im Mittelhochdeutschen bereits vollzogen.

3. Der e-Umlaut der ersten Periode ist ein geschlossenes *e*. Der Umlaut der zweiten Periode ist ein ursprünglich sehr offenes *ä*, das bei österreichischen Dichtern der mhd. Zeit mit dem aus *ou* entstandenen *ā* reimt (s. K. Zwierzina, ZsfdA. XXXXIV, 308). Noch in den heutigen bairisch-österreichischen Mundarten und den meisten alemannischen Mundarten ist dieses ganz offene *ä* nicht mit dem Brechungs-*ë* zusammengefallen, wohl aber im Mitteldeutschen.

4. Noch eine dritte Umlautschicht hat W. Horn angenommen; seine Auffassung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man das lange Fortwirken des Umlauts erwägt (§ 153).

Vgl. W. Braune, *Zur ahd. Lautlehre.* PBB. IV, 540. — F. Kauffmann, *Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb.* Marburger Habilitationsschrift 1887. — A. Heusler, *Zur Lautform des Alemannischen.* Germ. XXXIV, 112. — K. Bohnenberger, *Schwäbisch ę als Vertreter von a,* ebda. 194. — O. Brenner, *Ein Kapitel aus der Grammatik der deutschen Urkunden.* Festschrift für Konrad Hofmann, Erlangen 1890, 183. — K. v. Bahder, Anz. f. idg. Sprach- und Altertumskunde II, 58. — R. Kögel, Idg. Forsch. III, 278. — W. van Helten, ebda. V, 184. — W. Horn, *Beiträge zur deutschen Lautlehre.* Diss. von Gießen 1898, S. 9. — Jak. Vetsch, *Die Laute der Appenzeller Mundarten.* Frauenfeld 1910, S. 62. — W. Nagl, *Zu den zwei Stufen des Umlautes von ahd. mhd. a.* Deutsche Mundarten I, 210.

§ 159. Zahlreiche scheinbare Ausnahmen der Umlautgesetze

erklären sich durch Angleichung an Formen, die lautgesetzlich den Umlaut entbehren: so heißt es ahd. gewöhnlich des *namin*, dem *namin*, des *schadin*, dem *schadin*, weil die meisten Formen des schwachen Paradigmas keinen Umlaut haben. Bei den Wörtern auf *-aere* stehen vielfach Formen mit und ohne Umlaut nebeneinander, wofür zum Teil die Familiennamen Zeugnisse gewähren: *Pachter—Pächter*, mhd. *pfarraere—pferraere*, *Gartner—Gaertner*, *Wagner—Wägner*.

§ 160. Der Umlaut ist zum Teil zustandegekommen durch Vermittelung des oder der Konsonanten, die zwischen dem umgelauteten und dem Umlaut wirkenden Vokal standen; es wurde zunächst der zwischentretende Konsonant palatalisiert und von diesem der vorhergehende Vokal beeinflußt. Für diese Auffassung spricht die Tatsache der umlauthindernden Konsonanten. Aber sie ist nur gültig, wenn es sich um Wirkung einer Silbe auf die unmittelbar vorgehende handelt. Steht noch eine Silbe dazwischen, so ist das geschilderte Verfahren nur möglich, wenn die Zwischensilbe zunächst Assimilation erfahren hat: *magatîn* > *magitîn* > *megitîn*.

In Fällen wie *mugen wir* > *mügen wir* und wohl auch in andern ist das ausgeschlossen, und so entsteht hier der Umlaut lediglich durch eine rein psychologische Vorausnahme der *i*-Artikulation.

Vgl. W. Scherer, *Zur Geschichte der deutschen Sprache*[2], 72. — Rud. Hildebrand, *Zum Umlaut*. ZsfdU. VII, 750; *Zu dem Aufsatze über den Umlaut*, ebda. VIII, 220. — Pr. Lessiak, AnzfdA. XXXII, 123. — Rud. Meringer und K. Mayer, *Verlesen und Versprechen*. Stuttgart 1895, S. 174.

§ 161. Rückumlaut ist eine von Jakob Grimm geprägte Bezeichnung für Erscheinungen, in denen ein ursprünglich vorhandener Umlaut wieder geschwunden scheint: mhd. *hoere* — Praet. *hôrte*, Adj. *veste* — Adv. *vaste*. Tatsächlich ist in solchen Fällen niemals Umlaut vorhanden gewesen; der falsche Schein kommt daher, daß unsere grammatische Schulung gewöhnt ist, von bestimmten Formen als von Normalformen auszugehen, das Praeteritum als Ableitung vom Praesens, das Adverb als Ableitung vom Adjektiv aufzufassen.

Entrundung und Labialisierung.

§ 162. Die labialisierten Laute *ö, ü, eu, üe* sind in einem großen Teile der heutigen Mundarten entrundet worden, = *e, i, ei, ie*.

Dieser Wandel läßt sich bis ins 12. Jahrh. hinauf verfolgen (für Ulrich von Liechtenstein vgl. J. Meier, PBB. XV, 333). Es sind hauptsächlich die schweizerischen und einige mitteldeutschen Mundarten (das Ostfränkische, Südthüringische), die sich dieser Veränderung entzogen haben.

Hier sind umgekehrt, auch schon seit der mittelhochdeutschen Zeit, hauptsächlich unter dem Einfluß von Labialen, vor *l*, vor *sch*, vor Affrikaten, *e, ei, i* vielfach zu *ö, eu, ü* gewandelt worden; so ist z. B. *öpfl* oberdeutsch allgemein verbreitet. In badischen Ortsnamen wie *Möggenweiler*, alt *Megenwiler* hat anlautendes *m* auf den nachfolgenden Vokal gewirkt. In alem. *ötte-öppe* etwa, *ötter-öpper* = mhd. *etewer* hat das *w* seine Wirkung über den zwischenstehenden Konsonanten hinweg ausgeübt.

Manche Wörter der Schriftsprache verdanken diesem Wandel ihre Form, vgl. z. B. *ergötzen* mhd. *ergetzen*, *erlöschen* mhd. *erleschen*, *Hölle* mhd. *helle*, *Löffel* mhd. *leffel*, *schwören* mhd. *swern*, *schöpfen* mhd. *schepfen*, *stöhnen* mhd. *stenen*; *würde* mhd. *wirde*, *Würze* mhd. *wirze*.

Vgl. Ed. Schroeder, AzfdA. XXIV, 31. — O. Heilig, *Aus badischen Ortsnamen. I. mhd. e > ö.* ZsfhdMaa. III, 181.

Nasalierung.

§ 163. Vokale, die nach Nasal stehen, können nasaliert werden oder geradezu einen Nasal nach sich erhalten. So namentlich *u* nach *n*: *genung* = *genug*, *nun* = mhd. *nu*, *nünt* alemannisch = nichts.[1]) Weit verbreitet in den heutigen Mundarten ist *mẽster* = *meister*; dialektisch *mẽndr* = mehr (dazu als Analogiebildung *ẽndr* = ehe); in Hessen, in Handschuhsheim *Emens* = *Ameise*; in Mainz *Schmãsmik* = Schmeißmücke.

In älteren alemannischen Texten, z. B. dem St. Georger Prediger ist *chünsch*, *chünschi* häufig für mhd. *kiusche*; das stammt wohl aus der Negation *unkiusche*.[2]) So stammt wohl auch *sonst* für *sus* aus der Verbindung *umbe sus*, ebenso wie in Wackernheim (Rheinhessen) man sagt: *des is e schẽn côsche* (das ist eine schöne Geschichte: *côsche* = frz. *cause*, mit Nasalierung durch das vorhergehende Adjektiv).

[1]) F. Veit will das entsprechende schwäbische *nonds* auf *nio ni wihtes* zurückführen, Ostdorfer Studien, H. 2, S. 8.

[2]) Nach A. Heusler, AzfdA. XX, 29 läge umgekehrte Schreibung vor, entstanden in Gebieten, in denen *n* vor Spirans unterging (s. § 266, 4).

Nicht selten erscheint *g* vor silbenbildendem *n* nasaliert: *loinkete* = *loügnete*, A. Schönbach, Altdeutsche Predigten I, 12, 12; 113, 23; *seingente* ebenda I, 113, 20; *entgenget* = *entgegenet*, *gesengte* = *gesegente* bei Andreas von Regensburg (s. Fr. Wilhelm, PBB. XXXV, 380). So entstehen mhd. *lebending*, *roubending*, *übring*, *wening* (vgl. F. Bech, German. XXIX, 3) aus den flektierten Formen auf *-igen*. Ebenso bei Hans Suchs: *mit den heffting worten*, *allen Gottselingen*, *zum ewing leben*, *desselbing*. (Vgl. Jos. Kehrein, *Grammatik der deutschen Sprache des 15.-17. Jahrhs.* II, 80); im heutigen Nürnbergischen *aing* eigen, *schwaing* schweigen, *moring* morgen (vgl. Aug. Gebhardt, *Grammatik der Nürnberger Mundart*, S. 90). Eine andere Erklärung des *-ing* bei Ed. Schrœder, AsfdA. XXXIV, 22.

Aber auch ohne Nachbarschaft eines Nasals scheint Nasalierung von Vokalen einzutreten, z. B. schwäbisch *leîs* = leise; mhd. *îs* ist zu *ings* geworden nordöstl. vom Bodensee zwischen Ravensburg und Tettnang.

Vgl. K. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundarten*, § 76 und 134. — P. Pfaff, PBB. XV, 188.

β. Einzelne kurze Vokale.

§ 164. And. *a* vor *ld*, *lt* ist im Mnd. zu *o* geworden (Belege schon altnd.): *holden*, 'halten', *solt* 'Salz'.

Vgl. R. Kögel, IgF. III, 277. — W. van Helten, ebda. V, 182.

§ 165. Das westgermanische *e* (*ë*) war offen. Daher ist es noch heute in großen Teilen des Sprachgebiets von dem lautgesetzlichen Vertreter des älteren *a*-Umlauts in der Aussprache deutlich unterschieden: so wohl im ganzen Oberdeutschen, im Mittelfränkischen, Ostfränkischen, so in den hessischen, in thüringischen, sächsischen, schlesischen Mundarten; hier teilweise nur bei den in offener Silbe eingetretenen Dehnungen, nicht in geschlossener Silbe. In der Beschränkung auf die offene Silbe sind die beiden Laute auch in einem großen Teile von Niederdeutschland geschieden.

Vor einfacher Muta (nicht vor *cht*) ist *ë* zum geschlossenen *e* geworden in den österreichischen Mundarten, in der Oberpfalz, in Ost- und Südostbaiern; für die westlichen und nordwestlichen Mundarten Baierns fehlt es an brauchbarem Material. Diese Entwicklung war bereits in der mhd. Zeit vollzogen. Nürnberg hat den geschlossenen Laut nur in dem gedehnten Vokal.

Vgl. J. Franck, *Der Klang der beiden kurzen e im Mhd.* ZfdA. XXV, 218. — K. Luick, *Die Qualität der mhd. e nach den lebenden Dialekten.* PBB. XI, 492. — ders., *Geschlossenes e für ë vor st.* PBB. XIII, 588. — H. Paul, PBB. XII, 584. — E. Heilborn, *Die e-Reime bei Opitz.* PBB. XIII, 567. — F. Kauffmann, PBB. XIII, 393. — F. Holthausen, PBB. XIII, 370. — W. Braune, *Zu den deutschen e-Lauten.* PBB. XII, 573. — F. Holthausen, PBB. XV, 569. — W. Nagl, *Zur Aussprache des ahd. mhd. ë in den oberdeutschen Mundarten.* PBB. XVIII, 262. — E. Sievers, *Das Pronomen jener.* PBB. XVIII, 407. — O. Brenner, *Die Aussprache des ë.* PBB. XX, 85. — G. Maurer, *Die mhd. e, iu und ô der Stammsilben in der jetzigen Mundart an der Ilz.* Diss. von Würzburg 1898. — O. Heilig, *Die Aussprache der e-Laute im Großherzogtum Baden.* Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten I, 9. — F. Holthausen, *Die Aussprache der beiden mhd. kurzen e.* ZsfdPh. XXX, 564. — T. E. Karsten, *Zur Scheidung der kurzen e-Laute im Mhd.* PBB. XXVIII, 254. — E. Sievers, *Mhd. schemen.* ebda. 260. — Hedw. Haldimann, ZsfhdMaa. IV, 303.

Scheinbar ist *ë* zu *a* geworden in *har* (huc); es liegt jedoch Angleichung an *dar* vor. Die Form *har* ist hauptsächlich alemannisch und hier seit Notker belegt (mhd. Beispiele bei G. Dinges, *Untersuchungen zum Donaueschinger Passionsspiel.* Marburger Diss. 1910, S. 43); sie ist unsicherer Herkunft Rother 1265, aber auch unzweifelhaft md.: vgl. ZsfdA. XXXII, 122, 11; Bernouilli, *Beschreibung der Burgunderkriege durch den Basler Stadtschreiber Niclaus Rüsch,* Basler Diss. von 1866, S. 13, R. Nebert, *Zur Gesch. der Speyerer Kanzleispr.,* S. 43, K. Zwierzina, ZsfdA. XLV, 24. Die umgekehrte Analogiebildung, ein *der* für *dar,* begegnet in älteren elsässischen Denkmälern, vgl. K. Zwierzina, ZsfdA. XLIV, 292.

§ 166. Im Mittelniederdeutschen wurde *i* in offener Silbe zu *e* gewandelt, ebenso in einem Teile des Mitteldeutschen.[1]) Auch in geschlossener Silbe neigt sich auf diesen Gebieten, aber auch im Schwäbischen das *i* dem *e* zu, wenn gleich nicht so entschieden, wie in offener Silbe. In offener wie geschlossener Silbe haben Appenzeller Mundarten *e* eintreten lassen. Die Stellung vor *i (j)* hat die Bewegung gehemmt.

Vgl. S. 127.

i ist vor *h* in Notkers Psalmen zu *ie* gebrochen: *fieho, geskiehet, sieho.*

§ 167. *o* besitzt vor *r* teilweise einen sehr offenen Laut. Im as. erscheint dafür vereinzelt die Schreibung *a (gibaranero, fa-*

[1]) Aber nicht in md. und nd. *brengen,* das Umlaut *-e* hat (as. *brengian*).

rahte, bifara). In bair.-österr. Denkmälern der mittelhochdeutschen Zeit erscheinen Reimbindungen von *o* + *r* auf *a* + *r*; dem entspricht es, daß in heutigen bairischen Mundarten *o* vor *r* zu *a* geworden: *bargn* (= hd. *borgen*), *Darf* (= *Dorf*, *wärn* (= *worden*).

u und *ü* sind in offener Silbe im Mnd. in *o* und *ö* übergegangen, teilweise auch auf mitteldeutschem Gebiet. Auch in geschlossener Silbe findet sich auf diesen Gebieten die Neigung des *u* gegen *o*. Besonders verbreitet ist dies vor Nasalen, vereinzelt sogar alemannisch. Aber im allgemeinen sind hier die Tatsachen nicht genügend bekannt und die Regeln schwer zu erkennen. Die neuhochdeutsche Schriftsprache weist mehrfach *o*, *ö* auf, wo der ältern Sprache *u*, *ü* zukam: *Nonne*, *Sohn* (das aber auch anders beurteilt werden kann, vgl. § 359), *Sommer*, *sondern* (aber *Wunder*), *Sonne*, *Wonne*; *König*, *Mönch* (das alte *ü* in *München*, *Schwab-München*, *Wald-München*).

γ. Einzelne lange Vokale.

§ 169. Urdeutsch *â* (aus *an* vor *h*) ist auf niederfränkischem Gebiet seit den frühesten Zeiten zu *o* geworden: *bringen* — *brochte* — *gebrocht*, *denken* — *dochte* — *gedocht*; daneben finden sich auch Formen mit *a*; vielleicht hängt das Nebeneinander der beiden Vokale mit dem Wechsel von ein- und zweisilbigen Formen zusammen. *brohte*, *gebroht* begegnen auch in mittelniederdeutschen Quellen, nicht im Altsächsischen.

§ 170. Urdeutsch *ê* ist im Deutschen zu *â* geworden. Und zwar ist dieser Übergang am frühesten im Oberdeutschen durchgeführt, schon im 4. Jahrh.; im Fränkischen vollzieht sich im ganzen der Übergang während des 6. Jahrhs., und zwar dringt, wie es den Anschein hat, das *â* von Süden nach Norden vor. Im Fränkischen des Elsaß verschwindet die Schreibung *e* mit dem Ende des 7. Jahrhs., im Ost- und Mittelfränkischen mit der Mitte des 8. Jahrhs.; im Niederfränkischen reichen ganz vereinzelte Ausläufer bis ins 9. Jahrh. hinein. Ebenso vereinzelt sind im 9. Jahrh. diese Spuren im westlichen Gebiet des Altsächsischen, häufiger im östlichen Teile desselben. In den Traditiones Corbeienses reicht *ê* bis über das Jahr 1000 hinaus (vgl. E. Schroeder, *Mitt. des österr. Instituts f. Geschichtsforschung* XVIII, 50).

Vgl. Th. Jacobi, *Beiträge zur deutschen Grammatik*. Berlin 1843, 7. 110. — O. Bremer, *Germanisches ê*. PBB. XI, 17.

Bei den Gebieten, welche am spätesten von dieser Bewegung ergriffen worden sind, ist es zweifelhaft, ob dieselbe überall völlig durchgedrungen; es wäre leicht möglich, daß vor nachfolgendem *i* die Bewegung gehemmt worden wäre.

§ 171. *â* der ältern Sprache (aus urdeutsch *â* wie *ê*) erscheint heute im weitaus größten Teil des Gebiets getrübt.

1. Ungetrübtes *â* zeigt auf bairischem Sprachgebiet die Sprachinsel Lusern, das Cimbrische, in dem alemannischen Gebiet im allgemeinen der südliche Teil der Schweiz, so die obersten Rheintäler, das Wallis, der südliche Teil des Kantons Bern (einschließlich Sigriswyl), Thalheim und Bötzen im Kanton Aargau, die Urkantone Glarus, Teile des Kantons Zürich, Kerenzen.

Für die Züricher Gebiete läßt sich freilich der Nachweis führen, daß *â* erst aus *ô* hervorgegangen ist, denn es stehen daneben als Umlautsformen solche mit *ö*, die nur aus Anlehnung an Formen mit *ô* erklärt werden können (die lautgesetzliche Form des Umlauts in *gēb*, *nēm* = gaebe, naeme).

2. In den übrigen Gebieten ist *â* namentlich zu *ô* geworden, teils zu offenem, teils zu geschlossenem, das letztere z. B. im Elsaß. In verschiedenen Gegenden der Rhön stehen *o̤* und *o̤* einander gegenüber.

3. Vereinzelt ist es weitergegangen zu *û*, so im elsässischen mittleren Zorntal, östlich von Chemnitz, in Gottschee.

4. Ziemliche Verbreitung besitzt die Vertretung durch Diphthong *(ao, au, ou)*: in Teilen des Bregenzer Walds, des Hegaus und der Baar, zwischen Lech und Iller, in der Gegend von Ulm, von Tuttlingen, Radolfzell, im Nordbairischen (so auch in Nürnberg), in Schlesien von Breslau bis Grünberg.

5. Besonders stark ist die Trübung nach *w* und vor Nasalen, z. B. hat Sigriswil im Kanton Bern im Allg. *â (hâke, jâr)*, aber *gô, lô, stô;* in Südtirol steht dem *o̤* vor Nasalen *ou* gegenüber; ähnliches auch im Hessischen.

6. In einzelnen Wörtern ist der getrübte Vokal auch in die Schriftsprache eingedrungen: nach *w: wo, Woge*, vor Nasal: *Ohm* (mhd. *âme*) — mit Verkürzung: *Brombere* (ahd. *brâmberi*), *Mohn* (mhd. *mâhen*), *Mond, Monat, ohne;* zwischen *w* und *n: Argwohn;* in andern Fällen: *Brodem, Dohle, Kot* (aus *Kât* < *quât*, eig. schlecht), *Schlot, Thon* (mhd. *dâhe*), *Zofe* (mhd. *zâfe*); mit Verkürzung: *Docht* (mhd. *tâht*), *Troddel* (aus älterem **trâdel*).

7. Die Trübung ist seit dem 13. Jahrh. zu beobachten. Die

einfache Länge ist im Südosten des alemannischen Gebiets aus *au* entstanden, das also früher ein größeres Gebiet besaß; auf dem linken Rheinufer von Basel hat sich *ô* unmittelbar aus *â* ohne die Zwischenstufe des Diphthongs entwickelt.

Die Diphthonge des md. Gebiets sind erst aus dem *ô* entfaltet.

Vgl. K. Bohnenberger, *Mhd. â im Schwäbisch-Alemannischen.* PBB. XX, 535 (1895). — J. W. Nagl, *Zur Geschichte des qualitativen Lautwortes von germ. ē (ahd. mhd. â) in der deutschen Sprache.* Deutsche Mundarten I, 269 (1901). — P. Schild, *Igm. Anzeiger* XXII (1908), 53.

§ 172. *æ*, der Umlaut des *â*, ist im Oberdeutschen im allgemeinen nicht mit *ê* (aus *ai* vor *r, h, w*) zusammengefallen. Doch zeigt sich der Zusammenfall im oberdeutschen Fränkisch in Baden; ferner in Nürnberg. Auch auf md. Gebiet sind die beiden Laute im allgemeinen getrennt geblieben, doch sind sie zusammengefallen z. B. in Handschuhsheim, Hersfeld, Ruhla, Sonneberg, Stiege, im nördlichen Obersächsischen. Die mitteldeutschen Dichter, die beide Laute im Reim verbinden, sind nicht durchaus Zeugen für den Zusammenfall; es kann auch ungenauer Reim vorliegen.

Das Nd. hat zum Teil Zusammenfall eintreten lassen, z. B. in Mülheim a. d. Ruhr, Prenden (Niederbarnim), im Neumärkischen; zum Teil nicht, z. B. in Ronsdorf, Remscheid, Soest.

Vgl. K. von Bahder, *Grundlagen des nhd. Lautsystems*, S. 107. — G. Ehrismann, PBB. XXII, 290. — K. Helm, PBB. XXIV, 150.

Im Bairisch-Österreichischen, abgesehen vom Nordbairischen, ist *æ* in weiten Gebieten heute ganz offen, teilweise geradezu *â* geworden: Belege für diesen Übergang zeigen schon Reime in der Krone Heinrichs von dem Türlin (vgl. ZsfdPh. XLII, 165, 166, 168, 180, von Graber durchaus falsch beurteilt).

§ 173. 1. Das geschlossene (?) *ê* des Urdeutschen, dessen Vertreter noch durch Lehnwörter aus dem Lateinischen Zuwachs erhalten haben (*brêf, prêster* usw.), und das urdeutsche *ô* sind im Hauptgebiet des Altniederdeutschen als einfache Längen bewahrt; der Monac. des Heliand zeigt nur einzelne Belege von *ie* und *ou*. Dagegen in westlichen Grenzgebieten des Altniederdeutschen, hauptsächlich vertreten durch den Cott. des Heliand, und wohl auch im ganzen Altniederfränkischen ist Diphthongierung eingetreten zu *ie* und *uo* (ein dem *uo* wenigstens nahestehender Laut liegt wohl auch dem *oe* des Mndl. zugrunde). Heute ist *ê* des Alt-

niederdeutschen im weitaus größten Teile des Gebiets zu *ei (äi)* geworden; gewahrt ist die alte Länge insbesondere in den Mundarten der Nordseeküste. Auch altes *ô* blieb hier erhalten, ferner in den sächsischen Niederlanden, im westlichen Westfalen. Anderwärts ist *ô* zu *au* gewandelt, wie im östlichen Westfalen, in den Gebieten zwischen Elbe und Weser. Auch in den Kolonien auf ursprünglich slavischem Boden erscheinen beide Gestaltungen.

2. Im Hd. hat sich urdeutsches *ê* und *ô* im Laufe des Ahd. zu *ie* und *uo* entwickelt. Teilweise lassen sich Mittelstufen zwischen den alten Längen und den genannten Diphthongen nachweisen.

Im Oberdeutschen und im Rheinfränkischen entwickelt sich *ê* im 8. Jahrh. zu *ea*, das dann im 9. Jahrh. sich zu *ia* wandelt; *ia* schwächt sich weiter zu *ie* und zwar zuerst im mehrsilbigen Wort.

Die Diphthongierung des *ô* beginnt etwa um die Mitte des 8. Jahrhs.; es wird im Alemannischen zunächst zu *oa;* daraus wird *ua*, das im 9. Jahrh. die herrschende Form ist; nach 900 herrscht *uo*. Im Bairschen wird der Diphthong nicht so rasch deutlich ausgeprägt wie im Alemannischen, findet aber um die gleiche Zeit seine Entwicklung zu *uo;* eine Mittelstufe *ua* ist hier kaum vorhanden. Dem Fränkischen ist *oa* fremd; *ua* herrscht im Südrheinfränkischen, dagegen fehlt es — bis auf ganz vereinzelte Belege — im übrigen Rheinfränkischen und im Ostfränkischen; es besteht also kein völliger Parallelismus zwischen der Entwicklung von *ê* und *ô*.

Sieht man somit vom Südrheinfränkischen und mit Bezug auf *ê* vom Rheinfränkischen ab, so fehlen für den größten Teil des fränkischen Gebiets, auch für das Niederfränkische, und für die nichtfränkischen Gebiete des Mitteldeutschen die Übergänge zwischen *ê* und *ie, ô* und *uo*.

Man hat daher auch die Meinung vertreten, daß germ. *ê* und *ô* im Thüringischen unmittelbar zu *î* und *û* geworden seien, vgl. O. Marschall, *Darstellung des Vocalismus in thür. und hessischen Urkunden bis zum Jahre 1200.* Diss. von Göttingen 1896. Man vergißt aber bei solchen Annahmen immer die Entwicklung von ahd. *io,* die doch zweifellos über *ie* zu *î* geführt haben muß. Das Fehlen der Übergänge erklärt sich einfach aus der Tatsache, daß in diesem Gebiete die Sprachquellen ziemlich spät auftreten.

3. Das aus *ê* hervorgegangene *ie* ist im größten Teile der Gebiete mit dem aus *io* entstandenem Laut zusammengefallen; jedoch nicht immer; in Arnsberg heißt es einerseits *blies, fiel, lies,*

anderseits *reip* rief, *leip* lief. Im ganzen aber gilt das, was nachher von der weiteren Entwicklung des *ê* aus *ie* zu sagen ist, zugleich auch von *ie* aus *io*.

§ 174. 1. Was die weiteren Schicksale der drei Diphthonge *ie, ou, üe* betrifft, so sind sie im Bairischen, im ganzen im Alemannischen, in einem großen Teile des Ostfränkischen bewahrt, abgesehen davon, daß mancherlei Veränderungen in ihren Bestandteilen sich vollzogen haben. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß im Bairischen der zweite Bestandteil größeres Gewicht hat als im Alemannischen.

2. In den nördlichen Grenzgebieten des Elsässischen, im Rheinfränkischen, in Teilen des Ostfränkischen, den nördlichsten Teilen des Mittelfränkischen, im Niederfränkischen, im Thüringischen, Obersächsischen, Schlesischen, in der nhd. Schriftsprache erscheint für älteres *ie, uo, üe* heutzutage *î, û, iu*.

Wann hier auf den verschiedenen Gebieten die Monophthongierung eingetreten ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wenn auf md. Boden Reime von *î* auf *ie, û : uo, iu : üe* angetroffen werden, so beweist das noch nicht notwendig für die Monophthongierung, und umgekehrt: wo solche Bindungen fehlen, liegt nicht notwendig ein Beweis gegen die Monophthongierung vor. Denn im weitaus größten Teil des deutschen Sprachgebiets sind die alten Längen und die alten Diphthonge noch heute deutlich unterschieden; in diesen Gegenden enthalten also jene Bindungen jedenfalls nicht völlig genaue Reime. Anderseits kann das Fehlen solcher Bindungen auch darauf beruhen, daß die alten Längen sich bereits der Diphthongierung zugewandt haben. Nur in Thüringen und im Niederfränkischen sind die beiden Reihen heute zusammengefallen: hier ist also das Nichtauftreten jener Bindungen beweiskräftig.

Im Thüringischen nun zeigen die Reime der Dichter, daß bis ins 15. Jahrh. hinein Zusammenfall nicht eingetreten war. Im Schlesischen scheint, nach orthographischen Erscheinungen zu schließen, die Monophthongierung schon im 14. Jahrh. eingetreten zu sein.

Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob im einsilbigen Wort die Monophthongierung später erfolgt sei als im mehrsilbigen. Hängt es damit zusammen, wenn Opitz für *zu zue* schreibt?

3. Auf einem dritten Gebiet, dem größten Teile des Westmitteldeutschen, in Teilen des Ostfränkischen, im Nordbairischen

entspricht dem *ie* der älteren Sprache heutzutage *ê* oder *eï*, und zwar geht dieser Wandel bereits in mittelhochdeutsche Zeit zurück. Die gleiche Entwickelung hat in diesen Gebieten altes *uo* und *üe* durchgemacht: es wurde zu *ô*, *ou* — *ô̈*, *oü*.

Zu § 173—174 vgl. K. von Bahder, *Über ein vokalisches Problem des Mitteldeutschen*. Leipziger Habilitationsschrift 1880. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Philol.* 1880, 437. — W. Seelmann, *Die mnd. langen o*. Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. XVIII, 141. — W. H. van Helten, *Zum germanischen ê²*. PBB. XXI, 438. — J. Franck, *Der Diphthong ea—ie im Ahd.* ZsfdA. XL, 1. — E. Mackel, *Die Aussprache der altgerm. langen e- und o-Laute*. ebda. 254. — K. Luick, *Unechte und steigende Diphthonge*. PBB. XVI, 336; 561. — W. Seelmann, AzfdA. XXXII, 57. — Artur Korlén, *Zu den mnd. ê-Lauten bei Statwech*. ebda. 326.

§ 175. In der mittleren Periode erscheinen für älteres *â*, *ô*, *û* häufig die Schreibungen *ae* oder *ai*, *oe* oder *oi*, *ue* oder *ui*, überwiegend in geschlossener Silbe, und zwar hauptsächlich auf dem Gebiete des Niederfränkischen und im westlichen Teile des Niedersächsischen. Reste dieser Schreibung zeigen sich in nhd. Eigennamen wie *Soest*. Aber eine besondere Lautentwickelung scheint diesem in der Schrift erscheinenden Vokalnachschlag in den heutigen Mundarten nicht zu entsprechen; es liegen in jenen Schreibungen lediglich Längenbezeichnungen vor (vgl. oben § 26, 2).

Vgl. K. Nörrenberg, PBB. IX, 410.

§ 176. Bezüglich der Entwickelung von altem *î*, *û*, *ü̂* (dem Umlaut von *û*) sind heutzutage mehrere Gebiete zu unterscheiden.

1. Unerhebliche Ausnahmen abgerechnet, sind auf dem Boden des Niederdeutschen, ferner im südlichen Teil der alemannischen Mundarten die alten, einfachen Längen unverändert geblieben.

2. Ein zweites Gebiet umfaßt das Nfr., das Ripuarische, das Thüringische mit dem nördlichen Teil des Hessischen, einen Teil der alemannischen Mundarten. Die Grenze zwischen dem Alemannischen des ersten Gebietes und den hierher gehörigen Mundarten ist etwa folgende (nach den Feststellungen von Herrn Dr. P. Schild in Basel): sie geht von der Sense in südöstlicher Richtung nach der Stockhornkette, läuft dem Thuner- und Brienzersee nach gegen das Rothorn, über die Kantonsgrenze von Luzern und Unterwalden, westlich von Wäggis nach dem Zugersee, zwischen Baar und Zug nach dem Etzel, dann westlich von Lachen an den Zürichsee. Hierauf streicht sie zwischen Utznach und Kaltbrunnen hin an die Speerkette, zieht sich dem Walen-

see nach und läuft östlich von Mühlehorn dem Gebirgszug entlang nach der Sardona (in Graubünden haben das Rheinwaldtal und Davos die alten Längen festgehalten).

In diesem Gebiet ist im allgemeinen die Länge bewahrt; aber im Inlaut vor Vokal ist Diphthongierung eingetreten; also z. B. alem. *schreie, baue, reue.* Ferner ist die Diphthongierung geschehen im Wortauslaut, hier freilich nicht ausnahmslos. In Schaffhausen z. B. heißt es zwar *frei, sei, Weih, neu, Spreu, treu,* aber *debi* (dabei), *nübache* (neugebacken), *Sû, drü* (= mhd. *driu*). Offenbar war das lautgesetzliche Verhältnis das, daß überhaupt vor Vokal Diphthongierung stattfand. Für den Wortauslaut mußten sich danach Doppelformen ergeben: Diphthong, wenn das folgende Wort mit einem Vokal begann, Beibehaltung der alten Länge vor konsonantischem Anlaut des nächsten Wortes. In der nördlichen Rhön ist die Diphthongierung auch vor *-er* eingetreten, das aus mhd. *-r(e)* entstand: *Feuer, Leier, Bauer, Mauer.*

3. In einem dritten Gebiet endlich ist allgemein Diphthongierung eingetreten: im Moselfränkischen, im Rheinfränkischen, im Ost- und Südfränkischen, im Obersächsischen und Schlesischen, im Bairisch-Österreichischen, im Schwäbischen, ganz vereinzelt im Alemannischen: in Engelberg, im Schanfiggthal (östlich von Chur, vgl. L. Tobler, *Jahrbuch für schweiz. Geschichte,* XII, 188). Diesem Gebiet hat sich naturgemäß die nhd. Schriftsprache angeschlossen.

4. Die Diphthongierung ist, in der Schriftsprache wenigstens, zuerst im Bairisch-Österreichischen aufgetreten, wo sie sich etwa bis 1100 hinauf verfolgen läßt (vgl. P. Lessiak, *Prager Studien,* VIII, 252). Frühere Belege gelten einem bestimmten Einzelfall, der Wiedergabe der lateinisch-romanischen Fremdwörter auf *-îa: tegneia* (decania) ist schon 977 bezeugt (vgl. Ed. Schroeder, ZsfdA. XXIV, 30).

Wann sich die Diphthonge in den übrigen Mundarten festgesetzt haben, ist schwer zu entscheiden, da das Auftreten der diphthongischen Zeichen auch mit dem Vordringen der kaiserlichen Kanzleisprache, mit den Eroberungen der Schriftsprache im Zusammenhang stehen kann. Umgekehrt kann aber auch die mhd. Schriftsprache das Auftreten der neuen Laute verhüllt haben (Belege des neuen *ei* aus der Wetterau und dem Moselfränkischen aus dem 14. Jahrh. s. E. Wolter, *Untersuchungen zum St. Galler Spiel vom Leben Jesu.* Diss. von Marburg, S. 64, aus den schle-

sischen Trebnitzer Psalmen des 14. Jahrhs. in Pietschs Ausgabe S. LI).

Daß bei *û* die Diphthongierung früher erfolgt sei, als bei *î*, ist wohl nur Schein. Vermutlich war zwischen dem neuen *au* und dem *au* aus altem *ou* der Unterschied geringer als zwischen den beiden *ei*, und so konnten sie leichter Reime bilden, leichter das Zeichen für den einen Laut auf den andern Laut angewandt werden.

§ 177. Dagegen, daß die Diphthongierung durch Kulturübertragung aus dem Osten nach dem Westen gekommen sei, spricht der Umstand, daß im Rheingebiet die Diphthongierungsgrenze mit einer Lautverschiebungsgrenze, der zwischen Ripuarisch und Moselfränkisch, zusammenfällt.

§ 178. Das Verhältnis, wie es in dem zweiten Gebiet besteht, ist gewiß auch die Vorstufe der allgemeinen Diphthongierung im dritten Gebiet gewesen.

Nach Wrede stünde die Diphthongierung im Zusammenhang mit Synkope und Apokope der Ableitungs- und Flexions *-e* und einer durch diese Vorgänge erzeugten oder sie erzeugenden circumflectierenden Betonung der Stammsilbe. Dagegen spricht nicht die Diphthongierung von mhd. *sît*, denn daneben bestand die Form *sînt*, die aus *sident* hervorgegangen ist (J. Franck, ZsfdA. XLVI, 171). Wohl aber die Tatsache, daß auch die Adjektivendung *iu* auf bair.-österreichischem Gebiet mhd. als *-eu* erscheint (K. Weinhold, *Bair. Gramm.*, S. 383), und dem entspricht die heutige Mundart von Gottschee (*guotiu* = *guetai*). Weiter steht mit Wredes Theorie die Tatsache nicht im Einklang, daß in dem Teil von Appenzell, der zu unserm zweiten Gebiet gehört, die Länge unter Umständen trotz eines unterdrückten *e*-Lautes bewahrt ist (vgl. Jak. Vetsch, *Die Laute der Appenzeller Mundarten*, S. 86). Und woher soll der Diphthong kommen in nhd. Wörtern wie *Eisen, eitel*?

Vgl. K. Weinhold, *Mhd. Gr.*² § 105ff. — F. Kräuter, *Die schweizerisch-elsässischen ei, öy, ou für alte ī, ȳ, ū.* ZsfdA. XXI, 258. — E. Martin, AfdA. III, 117. — Schilling, *Diphthongisierung der Vokale û, iu und î.* Programm der Realschule zu Werdau 1878. — J. Wolff, *Die Vertreter der alten stammhaften û und î.* Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1879, 1ff. — F. Wrede, *Die Entstehung der nhd. Diphthonge.* ZsfdA. XXXIX, 257. — ders., AzfdA. XXIV, 259. — J. Franck, AzfdA. XXIII, 7. — K. Bohnenberger, *Die Südgrenze der Diphthongierung von mhd. ī und ū westlich der Vogesen.* ZsfhdMaa. VI, 299. — Fr. Wilhelm, PBB. XXXV, 375. — J. Franck, *Tijdschrift voor nederlandsche taal- en*

letterkunde. XXIX, 19. — G. Rosenhagen, *Deutsche Texte des Ma.*, hrsg. von der Pr. Akad. der Wissenschaften, Bd. XVII, S. XXIV.

§ 179. Merkwürdigerweise gibt es im Schwarzwald Gebiete, wo auch ein später entstandenes *î* diphthongiert worden ist: *bin, hin* > *bî, hî* > *bei, hei* und zwar in Orten längs der Diphthongierungsgrenze, in der Gegend von Haiterbach, Sulz, Schiltach, und in der Gegend von Stockach (frdl. Mitteilung von F. Wrede). Man wird annehmen dürfen, daß derartige Formen entstanden sind im Munde von solchen Personen, die ursprünglich nicht diphthongierten und die Mundart der diphthongierenden Nachbarn gebrauchen wollten, dabei aber naturgemäß unsicher waren in der Auswahl der zu diphthongierenden Längen.

§ 180. Der weitverbreitete Ausruf *mein!* (DW. VI, 1919, aus *mein Gott*, das vielfach auch als *mein Gott* betont wird) zeigt den Diphthong gelegentlich auch da, wo sonst der Monophthong bleibt, so in Schlitz, entstanden unter dem Einfluß der Emphase (« in der Emphase zuweilen mit Diphth.: *mein Gott* », Schweiz. Idiotikon IV, 314). Die Ableitung aus ahd. *mein* (in *Meineid*) oder gar dem Otfriedischen Flickwort *io meino* ist ausgeschlossen; denn auch in den Mundarten, die ahd. *ei* zu *ê* oder *â* wandeln, lautet das Wort m. W. stets diphthongisch.

Vgl. Ph. Lenz, *Der Handschuhsheimer Dialekt.* I, 29. — Th. von Grienberger, *Deutsche Mundarten.* I, 17. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1897, 219. — W. Horn, *Beiträge zur deutschen Lautlehre.* Leipzig 1898, S. 33. — J. Schiepek, *Der Satzbau der Egerländer Mundart*, S. 114, 584. — Othm. Meisinger, *Mein.* ZsfdMaa. 1910, 224.

Hierher gehört es vielleicht auch, wenn auf alemannischem Boden *tausend* und *Teufel* mit Diphthong erscheint; wahrscheinlicher ist Einfluß der Schriftsprache.

c. Die Diphthonge.

§ 181. Unter denselben Bedingungen, wie die Verkürzung langer Vokale, tritt Wandel von Diphthongen zu Monophthongen ein und Übergang derselben in kurze Vokale und zwar schon in mittelhochdeutscher Zeit; freilich ist im einzelnen die Strenge des Lautgesetzes schwer zu erkennen. Es steht mhd. *elf* neben *eilf, sense* neben *seinse* (aus *segense*), *zwenzic* neben *zweinzic; enpfetten* gehört zu *pfeit;* die Kürze stammt aus dem Präteritum, wo *tt* dem Stammvokal folgte; *dirne* steht neben *dierne, imer* neben

iemer. Ferner gehören hierher nhd. *Elster* (< *eilster*, < *agelster*), *Nelke* (< *negelke*), *itzt* (= *ieze*). In heutigen Mundarten begegnen uns zahlreiche weitere Beispiele, vgl. z. B. alem. *Helge* (Bild) aus *heilig*, *heilg*.

§ 182. Der urdeutsche Diphthong *ai* ist in bestimmten Fällen im ganzen deutschen Gebiet und zwar schon während des 7. Jahrhs. monophthongiert worden zu *ê*, nämlich 1) wenn der Diphthong vor den *a*-farbigen Konsonanten *r* und *h* stand, welche das vorhergehende *i* dem *e* annäherten: got. *sair* = as. ahd. *sêr*, got. *flaihan* = ahd. *flêhôn*; 2) vor *w*: got. *saiws* = as. ahd. *sêo*, Gen. *sêwes*; 3) wenn der Diphthong im Wortauslaut stand: got. *sai* = ahd. *sê*, got. *wai*, as. ahd. *wê*. In *Ei*, *Baiern*, *bei(de)*, ahd. *thei*, *zwei* liegen Formen mit *-jj* zugrunde.

Vgl. R. Much, ZsfdA. XXXIX, 31. — J. Franck, ZsfdA. XL, 10.

Dieses *ê* ist ursprünglich offen, später geschlossen. Im Nhd. ist es im einsilbigen Wort lautgesetzlich zu *êe* gewandelt worden: mhd. *diu ê* = *Ehe*; *ê*, *êr* = *ehe*, *eher*.

2. Im Nd. geht die Monophthongierung des alten *ai* noch weiter: das And. zeigt für diesen Laut in jeder Stellung die Schreibung *e*. Wenn im Cott. des Hel. gelegentlich dafür das Zeichen *a* erscheint, so ist das wohl Einfluß angelsächsischer Zeichengebung. Im Mnd. ist der vorliegende Laut noch deutlich von dem *ê* aus *ai* unterschieden, das gemeindeutsch sich in den vorhingenannten Fällen entwickelt hat, anderseits auch von mnd. *ê* aus and. *io*; teilweise auch noch in den heutigen Mundarten. Und zwar war *ê* < *ai* im Mnd. ein geschlossener, dem *ei* nahestehender Laut. Die mnd. Orthographie schwankt zwischen der Schreibung *e* und *ei*: die letztere steht besonders vor Dentalen.[1])

Im heutigen Niederdeutschen zeigen zwei große Gebiete das *ê* zu *ei* diphthongiert. Das eine im Stammland, ein Gebiet, das ungefähr zwischen folgenden Grenzen liegt: im W. die Linie Gelsenkirchen—Olpe, im Norden Gelsenkirchen—Lüneburg, im Osten Salzwedel—Magdeburg, also insbesondere Westfalen. Das zweite im Kolonialland: Mecklenburg; Pommern nördl. der Linie Gollnow, Dramburg, Tempelburg, pommmersche Grenze bis Rummelsburg; dann Preußen nördl. der Linie Rummelsburg—Berent, Schöneck, Neustadt.

Im Nfr. erscheint zum Teil *ie*, sonst hat das übrige nd. Gebiet *ê*.

[1]) Hierzu darf vielleicht daran erinnert werden, daß *t* unter Umständen Umlaut wirkt, s. die Anm. zu § 154, 5.

3. Auf hochdeutschem Gebiet bleibt im Altdeutschen der Diphthong erhalten; es findet jedoch im Laufe des Althochdeutschen Assimilation des ersten Teiles an den zweiten statt, so daß der Diphthong seit dem Ausgang des 8. Jahrhs. als *ei* erscheint, gesprochen mit *e* als erstem Gliede, nicht *a*, wie die nhd. Aussprache es meist tut. Im 13. Jahrh. wandelt sich dieses *ei* im Bairischen wieder zu *ai* und dann auch in anderen Mundarten.

4. Heute erstreckt sich im Mitteldeutschen zunächst im Norden ein Gürtel, der im Westen und Osten *ai* zu *ê* monophthongiert hat und in der Mitte *ei* aufweist.

Der westliche Abschnitt erstreckt sich nördlich und westlich der ungefähren Linie St. Wendel, Rastatt, Germersheim, Frankental, Rüdesheim, Braubach, Ems, Hachenburg, umfaßt also im ganzen die Rheinpfalz und die linksrheinische Rheinprovinz. Der östliche Abschnitt ist die Gegend östlich und nördlich der Linie Aschersleben, Weimar, Meiningen, Lohr, von da den Main aufwärts bis Dertingen, von da nach Grünfeld, Uffenheim, Scheinfeld, Koburg, Kronach, Lichtenberg, also insbesondere Ostthüringen, Sachsen, Schlesien. Das *ei*-Gebiet dazwischen, das dem westfälischen Diphthongierungsgebiet zunächst liegt, ist umgrenzt durch die Linie Aschersleben, Weimar, Meiningen, Schlüchtern, Wildungen. Es ist zweifelhaft, ob hier altes *ei* vorliegt, oder eine Entwickelung aus *ê*.

5. Um dieses *ê-ei-ê*-Gebiet legt sich im Süden ein Gürtel, der *ai* zu *â* monophthongiert hat, mit etwa folgender Südgrenze: Hachenburg, Ems, Braubach, Rüdesheim, Frankental, Germersheim, Wiesloch, Amorbach, Heilbronn, Wassertrüdingen, Hersbruck, Wunsiedel, also die Rheinprovinz rechts des Rheins, der Norden von Baden, von Württemberg und Baiern, der größte Teil von Hessen. Städte wie Bingen, Mainz, Worms sind innerhalb des *â*-Gebiets Inseln mit *ê* (aber das Städtchen Grünberg in der Wetterau hat *â* gegenüber *ä* des benachbarten Dorfes Atzenhain).

6. Weiter südlich ist dann altes diphthongisches Gebiet: das oberdeutsche Fränkische in Baden, das bairische und alemannische Gebiet. Das Alemannische hat *ëi* und *ai*, das oberdeutsche Fränkische in Baden *ai*, und zwar ist hier der erste Bestandteil lang *(āi)*, wohl auch in anderen Gebieten mit *ai*. Ostschwäbisch ist *oi*, westschwäbisch und bairisch-österreichisch *oa* (aber in den österr. Städten meist *â*). Vereinzelt findet sich *oa* auch alem.

(im Dorfe Aa im untern St. Gallischen Rheintal), ferner auf md. Gebiet, so östlich von Nidda, um Bischofsheim (Rhön).

Teilweise hängt die Gestaltung des Diphthongs mit dem Wechsel von ein- und zweisilbigen Formen zusammen: im bairischen Wald heißt es *gues* (Geisse), Pl. *gaise*.

7. Monophthong findet sich aber auch auf alemannischem Gebiet: am Lauterufer südl. von Weißenburg *(â)*. Im Appenzell hat der Kurzenberg *â*, der übrige größere Teil *ǎ* (mehrfache Reime von altem *ai* auf *ǎ* bei Heinrich Wittenweiler, z. B. *chäm : gemäin* Ring 3a, 8, *gsät* [= nhd. *gesät*]: *arbäyt* 13c, 13). Ferner erscheint *â* in Teilen des Thurgaus, in Teilen von Schaffhausen.[1]) In der Gegend von Bludenz gilt *â*; ferner in Steiermark und Kärnten. Ein solches *â* ist noch zu *ǫ̂* weitergegangen im Innerwald (Vorarlberg).

8. Eine Monophthongierung zu *î* (*gîs, brît* = Geiss, breit) zeigt sich in der Westschweiz: im Freiburger Sensebezirk, im Berner Simmental, teilweise im Emmental. *î* (oder seine Kürzung *i*) oder *ie* erscheint auch auf einzelnen niederdeutschen Gebieten, wie der Gegend westlich von Braunschweig bei Goslar und Remscheid (ältere Belege aus dem Halleschen Schöffenbuch, ZsfdA. XL, 81).

9. Einzelne Wörter wie *Geist, heilig, Kaiser* erscheinen in den Mundarten zumeist als Lehnwörter aus der Schriftsprache und zeigen nicht die mundartliche Entwicklung des *ei*.

10. Wohl nirgends sind die heutigen Vertreter von urdeutschem *ai* in der Mundart mit dem aus *î* hervorgegangenem Laut zusammengefallen.[2])

In der Bühnensprache und meist in der Aussprache der Gebildeten ist Zusammenfall eingetreten. Dieser einheitliche Laut wird aber von den Gebildeten in verschiedenen Gegenden verschieden gesprochen: als *ae* im Altbairischen, im größten Teil von Mitteldeutschland, in Berlin, in Holstein und Mecklenburg, als *ei* (*ęi* oder *ęi*) im Alemannischen, in Köln und Bonn, in Ostpreußen.

Vgl. O. Brenner, *Ein Fall von Ausgleichung des Silbengewichts in bayrischen Mundarten.* IgF. III (1894), 297. — W. Nagl, *Zum Wechsel von oe und oi (= ahd. ei) in der nordgauischen Mundart.* PBB. XIX,

[1]) Mitteilung von Ed. Hoffmann-Krayer.

[2]) Im Südfr. erscheint in *Keim, Reim* der dem alten *ai* entsprechende Laut (nicht aber in *Leim*). Ebenso bilden dort *kaum, Raum, Schaum* völlig genaue Reime zu *Baum, Traum*. Auch im Bairischen ergeben sich — nach Brenner — vor Nasal Berührungen von *ai* und *î*.

338 (1894). — O. Brenner, *Zur Geschichte des Diphthonges ai.* PBB. XIX, 472; ders., *Zur Ausgleichung des Silbengewichts.* IgF. V, 345 (1895). — W. Nagl, *Deutsche Mundarten.* I, 75. — O. Brenner, *Zum deutschen Vokalismus.* PBB. XXI, 570.

Mor. Trautmann, *Die Sprachlaute.* Leipzig 1884—86, S. 267. — W. Vietor, *Beiträge zur Statistik des Schriftdeutschen.* Phonetische Studien I, 95. 209. II, 243. III, 11, 121.

§ 183. 1. Westgerm. *au* wird im Altniederdeutschen zu *ô* monophthongiert und zwar zunächst zu offenem *ô;* es erscheint im Alts. mehrfach dafür die Schreibung *a.* Im heutigen Nd. zeigt das Ostniederdeutsche *ô;* das Westfälische hat das alte *ô* zu *au* diphthongiert; das Niederfränkische hat wieder *ô.*

2. Auf althochdeutschem Gebiet hat Monophthongierung von *au* zu *ô* nur stattgefunden, wo es vor *h* oder vor dentalen Konsonanten steht: got. *hauhs* > ahd. *hôh,* got. *baud* > *bôt,* got. *laun* > *lôn, raus* > *rôr.* Die Mittelstufe zwischen *au* und *ô* war *ao;* sie ist in den Quellen ziemlich spärlich belegt. Der Vorgang der Verschmelzung fällt ins 8. Jahrh., und zwar ist, wie es scheint, die Veränderung im Bairischen etwas später vor sich gegangen als im Alemannischen und Fränkischen.

3. Wenn man diesen Wandel von *au* > *ao* der germanischen Brechung von *iu* > *io* vor Dentalen zur Seite gestellt hat (E. Schrœder, AzfdA. XXVII, 24), so ist die Parallele jedenfalls eine sehr unvollkommene, denn *au* wandelt sich zu *ao* auch vor *i* und *u (scôni—tôt* aus *skaunis—dauþus),* und der Wandel hat sich später vollzogen als der von *iu* > *io: au* ist noch in den ältesten Quellen vor *d, t* tatsächlich belegt (s. J. Schatz, ZsfdA. XLIII, 3. 11).

4. Es ist wohl möglich, daß auch auf nd. Gebiet die Monophthongierung zuerst vor diesen Lauten erfolgt ist; beweisen läßt es sich nicht: im eigentlichen nd. Gebiet ist *au* vor *h* und vor Dentalen mit *au* in anderer Stellung gleichlautend. Auf niederfränkischem Gebiet dagegen ist diese Übereinstimmung nicht vorhanden, indem etwa *grôt* mehrfach diphthongiert, dagegen nicht ô aus *au* in anderer Stellung; hier wenigstens werden also die Verhältnisse ähnlich wie im Hd. gelegen haben.

5. Im heutigen Mitteldeutschen schließt sich an die niederdeutsche Grenze zunächst ein Gürtel an, der wieder im Westen und Osten *ô,* in der Mitte *au* hat. Der westliche Abschnitt umfaßt das Mittelfränkische nördlich einer Linie, die ungefähr über Waxweiler, Bitburg, Trarbach, Andernach, Siegen, Olpe verläuft.

Der östliche Abschnitt umfaßt das östliche Thüringen, Sachsen, Schlesien, die Gegenden östlich von der Linie Aschersleben, Weimar, Ilmenau, Rudolstadt, Ronneburg, Chemnitz. Der mittlere Abschnitt erstreckt sich westlich und nördlich der Linie Aschersleben, Weimar, Arnstadt, Meiningen, Schlüchtern, Marburg. Es ist also im wesentlichen das Gebiet, das sich im Süden an das Westfälische anschließt. Es ist unsicher, ob das *au* dieser Gegend der erhaltene Diphthong ist, oder, was näher liegt, erst wieder, wie im Westfälischen, aus *ô* hervorgegangen ist.

6. An das md. Gebiet mit *ô* oder *au* schließt sich südl. ein Gürtel an, der *au* zu *â* monophthongiert hat; seine Südgrenze wird gebildet etwa durch die Linie Bacharach, Wörth (im Elsaß), Miltenberg, Murrhard, Wassertrüdingen, Bamberg, Plauen, Auerbach.

7. Was von dieser Linie südlich liegt an fränkischen und alemanischen Gebieten, hat im allgemeinen den alten Diphthong fortgesetzt, meist als *au* oder *ău*, aber auch noch als *ou*, so in der Gegend des Bodensees, in Schaffhausen.

8. Für das Bairisch-Österreichische sind unsere Kenntnisse noch recht ungenügend. Tirol hat im Allgemeinen *â*, ebenso Altbayern, aber im Oberinntal, im Oetztal, Stanzertal, Paxnaun und Lechtal, im Vorarlberg gilt *au* oder *o*. In Nürnberg gilt im allgemeinen *â* für *ou*, aber vor *g*, *ch*, *w* steht *au*: *auch* Auge, *laune* läugnen, *haue*, wobei doch wieder *auch* (etiam) als *ă* erscheint.

In Gottschee, in Pernegg, in Kärnten gilt im allgemeinen *â*. Vor Gutturalen ist in Pernegg *au* geblieben; in Gottschee war das gleiche wenigstens in einem Teile des Gebiets der Fall, und in Tirol hat J. Schatz wenigstens die Sonderstellung von *auge* beobachtet. In der heanzischen[1]) Mundart von Neckenmarkt ist der Diphthong vor Gutturalen und Labialen im allgemeinen geblieben, vor Nasalen zu *â* geworden.

9. Wo der Diphthong erhalten blieb, verläuft seine Entwicklung ziemlich parallel der des nicht monophthongierten *ai*. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhs. findet in dem Diphthongen rückschreitende Assimilation statt: *au* wird zu *ou*, dann aber gegen Ende des 13. Jahrhs. im Bairischen und später in weiteren Gebieten wieder zu *aŭ*.

[1]) Die heanzische Mundart ist die Sprache der Deutschen in den Komitaten Oedenburg und Eisenburg.

Der Parallelismus des Wandels von *ai* > *ei* > *ai* und *au* > *ou* > *au* scheint im Altdeutschen nicht vollständig, weil bei *ai* die Ausgleichung früher belegt ist; das ist aber vielleicht nur Schein, denn der Artikulationsunterschied zwischen *au* und *ou* kommt nicht so deutlich zum Bewußtsein, als der von *ai* und *ei* und hat daher vielleicht erst später als dieser in der Schrift Ausdruck gefunden.

10. Die aus germ. *au* hervorgegangenen Vokale fallen im allgemeinen weder mit den Ergebnissen von germ. *ô* noch mit denen von *û* zusammen. In der heanzischen Mundart von Neckenmarkt ist jedoch *ău* aus *û* zusammengefallen mit *ău* aus *ou*. Vor *m* ist im oberdeutschen Fränkisch in Baden *ou* und *û* zusammengefallen: *kaum* und *troum* bilden genaue Reime. Sonst herrscht entweder qualitative Verschiedenheit oder wenigstens Verschiedenheit in der Quantität des ersten Bestandteils.

11. Die Aussprache der Bühne und die daran anschließende Gemeinsprache macht keinen Unterschied zwischen beiden Lauten.

12. *oü*, der Umlaut von *ou*, ist in seiner Entwicklung dem *ou* völlig parallel gegangen, hat also in heutigen mitteldeutschen Mundarten auch Monophthongierung — zu *ê* (*æ*) oder *â* — erfahren.

§ 184. 1. *eu* und *eo* wechseln im Urdeutschen unter bestimmten Bedingungen: *eo* ging aus *eu* hervor — *eu* wird zu *eo* »gebrochen« — vor einem *a* der nachfolgenden Silbe, wenn der zwischenstehende Konsonant ein Dental oder ein *h* war und kein *i* zwischen der Stammsilbe und dem *a* stand. In allen übrigen Fällen galt *eu*.

In der geschichtlichen Zeit des Deutschen ist die Verteilung eine andere geworden. Auf dem Gebiet des Niederdeutschen und Mitteldeutschen erscheint von vornherein der ungebrochene Vokal nur vor *i* und *u* der Endung, der gebrochene überall vor *a* der Endung. Im Oberdeutschen ist anfangs der Stand des Urdeutschen festgehalten, so daß der gebrochene Vokal nur vor Dentalen, nicht vor labialen und gutturalen Verschlußlauten erscheint. Seit dem 10. Jahrh. begegnet der gebrochene Laut auch vor den Lippen- und Kehllauten; aber er ist hier keineswegs allgemein durchgedrungen. Im Bairischen finden sich Beispiele für den gebrochenen und den ungebrochenen Vokal noch heute unmittelbar nebeneinander. In der Schweiz hat dieses *iu* sich in dreifacher Weise entwickelt. Im Nordosten und Osten erscheint *ûˆ*, im Nordwesten *ie*, im Süden *oü*, *ei*, also z. B. in Visper-

terminen *fleign* fliegen, *teiff* tief gegenüber *biettu* bieten (vgl. A. Bachmann, *Geographisches Lexikon der Schweiz* V, 74).

2. Vielleicht ist dieser nachträgliche Wandel so zu erklären, daß doch schon in der ältern Zeit *iu* auch vor Labialen und Gutturalen von dem nachfolgendem *a* beeinflußt war, aber nicht so stark wie vor Dentalen, so daß die Schwächung zunächst in der Schreibung keinen Ausdruck fand, später aber deutlicher hervortrat.

3. Vielfach hat dann jedenfalls Ausgleichung stattgefunden. So beim Verbum der *iu*-Reihe; die einen haben das ungebrochene *iu*, die andern das gebrochene *io, ie* verallgemeinert. Man hat gemeint, auch beim Nomen seien solche Ausgleichungen erfolgt: es habe etwa *tiuf-tiufes-tiufan* geheißen (*u* der von der Brechung berührte Vokal), und daraus habe sich in dem einen Gebiet *tiuf, tiufes* mit seinen Weiterentwickelungen ergeben, auf der anderen Seite durchgehends *tief;* so hat das heutige St. Gallische *tüf,* Subst. *tüfi,* Notker (der also wohl nicht in St. Gallen zu Hause war) dagegen *tief* und in der Regel *tiefi* (vereinzelt *tiufi*).

Aber hier zeigt sich das Bedenkliche der Theorie: unsere Brechungshypothese muß ja annehmen, daß die Brechung vorgeschichtlich eingetreten sei, wo also das vokalische Auslautsgesetz noch nicht gewirkt hatte; dann hätte aber auch *tiuf*, d. h. **diupas*, von der Brechung betroffen werden müssen. Spielen noch Unterschiede von ein- und mehrsilbiger Form herein?

Vgl. W. Braune, PBB. IV, 557. — M. H. Jellinek, Zsfdöst. Gymn. 1893, 1091. — W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik* I², 240. — J. Schatz, *Die Mundart von Imst.* S. 64.

3. Westgerm. *eu* = germ. *eu* hat sich im Deutschen etwa im 7. Jahrh. zu *iu* gewandelt; vereinzelte Belege der Schreibung *eu* begegnen noch in alten Urkunden, so in rheinfränkischen aus dem Anfang des 8. Jahrhs. Dasjenige *eu,* das vor *w* stand (aus *eww*), ist im Altsächs. regelmäßig bewahrt in *hreuua, treuua;* dagegen steht neben *eu, euuar* (vos, vester) schon *iu, iuuar.* Auch auf hochdeutschem Gebiet sind in den ältesten Quellen noch einzelne *eu* belegt; die Regel ist aber durchaus hier *iu.*

4. Nach und nach ist dieses *iu* teilweise dem durch Umlaut aus *û* hervorgegangenen *ü* in der Aussprache nahe gerückt. Im Mhd. werden oberdeutsch beide Laute in der Regel durch *iu,* mitteldeutsch durch *u* wiedergegeben, und die Dichter binden beide Laute aufeinander. Gewiß waren aber diese Reime zu einem

Teile nicht völlig genau. Denn manche alemannische und bairische Quellen scheiden deutlich beide Laute, und die heutige Gestaltung des *iu* weicht von den Fortsetzungen des *ü* mehrfach ab.

4. In einem Teile des Mitteldeutschen hat sich altes *iu* heute in zwei Laute gespalten: es erscheint dafür teils *ū*, teils *ū*, bzw. die daraus entstehenden Diphthonge. Und zwar in Teilen des Mittel- und Rheinfränkischen, besonders auf hessischem Boden, im nördlichen Thüringen, im Altenburgischen. Das Gesetz des Wechsels ist nicht deutlich zu erkennen; *û* findet sich hauptsächlich im Pronomen der 2. Ps. Pl. Im ganzen scheint es, als ob der einsilbigen Form *ū*, der mehrsilbigen *ū̄* lautgesetzlich zukomme, aber hessisch erscheint auch *haut* = heute, das ursprünglich zweisilbig war (aus solchen md. Mundarten stammt nhd. *kauen*, neben *widerkäuen*).[1])

Dasjenige mhd. *iu*, welches aus *û* umgelautet ist, hat diesen Wandel zu *û* nicht mitgemacht. Dagegen ist der alte Diphthong *iu* in den Fällen, wo er sich vor *i* zu *ü* entwickelte, mit dem Umlauts-*ü* zusammengefallen; er nimmt in gleicher Weise wie dieser an der Diphthongierung zu *eu* teil, ebenso wie das *û* aus *iu* an der des alten *û*. Im Schwäbischen ist Umlauts-*ü* durchaus zu *ei* diphthongiert; altes *iu* hat teilweise die gleiche Entwicklung erfahren, teilweise erscheint es als *ui* oder *î*, wohl beides auf ein älteres *ü* zurückweisend.

5. Es muß somit auf diesen Gebieten die Monophthongierung von *iu* wenigstens teilweise sich erst vollzogen haben, nachdem die Diphthongierung von altem *û̄* bereits begonnen hatte. Auch im Bairischen und selbst auf alemannischem Gebiet, wie in Visperterminen, in Goldbach im Oberaargau, der Gegend des Bodensees, ist altes *iu* in seiner Entwicklung nur teilweise mit altem *û̄* zusammengefallen; in einem Teile der Fälle ist es noch deutlich von diesem unterschieden. Und in diesen Beispielen ist in Gegenden des Bairischen nicht die Wandelung zu einem mit *ai*, *au*, *eu* gleichartigen Diphthong eingetreten, sondern es erscheint *ui* oder *iu*; die letztere Form, die auch im Alemannischen des Bodensees auftritt, könnte vermuten lassen, daß hier überhaupt nie völlige Monophthongierung stattgefunden hat. Für die Fälle, wo überhaupt Zusammenfall von *iu* und *û̄* eingetreten, läßt sich eine genauere zeitliche Bestimmung des Wandels nicht geben.

[1]) Auch in dem schwäbischen Ostdorf ist *iu* zu *u* geworden.

Vgl. die S. 129 angeführte Literatur, sowie Maurer, *Die mhd. ê, iu und ô der Stammsilben der jetzigen Mundart an der Ilz.* Pr. v. Neustadt a./H. 1897/98. — O. Weise, *Md. au = mhd. iu.* ZsfdMaa. 1907, 206.

§ 185. 1. Der Brechungsvokal *eo* wandelt sich auf hochdeutschem Gebiet zu *io* in der ersten Hälfte des 9. Jahrhs.; in den Handschriften des Heliand ist *eo* noch sehr stark vertreten. Neben *io* begegnet *ia* vereinzelt in diesen letzteren; etwas häufiger in altniederd. Urkunden. Zahlreich sind die *ia* bei Otfrid, und zwar scheint der vielfach verwischte lautgesetzliche Stand der Dinge der gewesen zu sein, daß der einsilbigen Form *io*, der mehrsilbigen *ia* zukam. Daneben zeigt sich Einfluß der Endungsvokale bei Otfrid: vor *o* der Endung gilt *io* des Stammes; vor *e* tritt mehrfach *ie* auf.

2. Der allgemeine Wandel von *io* zu *ie* ist im St. Gallischen in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhs. eingetreten; ebenso finden sich schon zahlreiche *ie* im Cott. des Heliand; im übrigen vollzieht sich der Übergang etwa im Ausgang des 10. Jahrhs.

3. Eine Sonderstellung nimmt der Diphthong *eo* ein in den Wörtern *eo, neo, weo,* die auf *êo, nêo, wêo* und weiterhin auf **aiw, *naiw, *hwaiw(a)* zurückgehen. Hier hat sich der Übergang zu *io* teilweise später vollzogen, als in den sonstigen Fällen des *eo*, d. h. es wird die vollständige Kürzung des *ê* erst dann eingetreten sein, als sonstiges *eo* bereits seinen Weg gegen *io* angetreten. Bei Notker erscheinen häufig die Formen *ieo, nieo, wieo* (vgl. MSD[3], II, 324).

Endlich ist *io* hier weniger der Schwächung zu *ie* unterworfen gewesen. Bei Notker ist *io* im allgemeinen zu *ie* gewandelt; aber in jenen Wörtern meist *io* erhalten, wenn sie nicht in der Komposition erscheinen (es heißt überwiegend *ieman, iemer*). Auch im Mnd. und Mittelbinnendeutschen ist *io* häufig; teilweise liegt hier wohl gewiß Wandel zu *jó* vor, wie sich dann im Nhd. mhd. *ie* zu *je* gewandelt hat. Der Grund der unterbliebenen Schwächung und der Tonverschiebung liegt offenbar darin, daß im einsilbigen Worte der zweite Teil eines Diphthongen stärkeren Ton hat als im mehrsilbigen (s. oben § 133). Wenn daher im ältern Nhd. *itzt* und *jetzt, ider* und *jeder* nebeneinander erscheinen, so sind *itzt* und *ider* die lautgesetzlichen Formen; bei *jetzt* und *jeder* liegt frühe Anlehnung an das einfache *ie* vor.

Vgl. Otto Jespersen, *Lehrbuch der Phonetik.* Leipzig und Berlin 1904, S. 193 (Jespersens Erklärung läßt die Form *ider* vollständig außer Betracht).

II. Die Vokale der unbetonten Silben.

§ 186. Eine Anzahl von nebentonigen Silben kann immer noch so starken Ton haben, daß die Gesetze der hochtonigen Silben auch bei ihnen wirksam sind. Dies gilt besonders für die Stammsilben zweiter Kompositionsglieder, wenn gleich hier häufig unentschieden bleiben muß, ob wir es mit lautgesetzlichen Verhältnissen zu tun haben oder mit einem Einfluß der danebenstehenden einfachen Wörter. Aber auch Ableitungs- und Flexionssilben nehmen unter Umständen an der Entwicklung der hochtonigen teil. Für folgende Vorgänge lassen sich aus nicht hochtonigen Silben Beispiele beibringen:

1. Die nhd. Quantitätsgesetze, vgl. *Bischŏf — Bischŏ̄fe, Herzŏ̄g — Herzŏ̄ge, (lang)săm — (lang)sām.*

2. Den Umlaut: urd. *-ari* = as., ahd. *-eri*, ahd. *-âri* = mhd. *-aere*, ahd. *-ôti* = mhd. *-oete.*

3. Den Wandel von *ô* > *uo:* ahd. *armuoti* neben *armôti, heimuoti* neben *heimôti;* doch könnte auch Anlehnung an *muot* vorliegen.

4. Die Diphthongierung von *î* zu *ei, iu* zu *eu:* das mhd. Diminutivsuffix *-lîn* = nhd. *-lein;* im Mhd. und älteren Nhd. begegnet für mhd. *-lîch* die Form *-leich,* für das Suffix *-în* die Form *-ein: kaiserein, eiserein;* die Endung *-iu* im Feminin und Neutrum des Adjektivs begegnet bairisch in mhd. Zeit als *-eu;* mhd. *guotiu* wird in Gottschee zu *guetai.*

5. Den Übergang von *â* zu *ô: arcwân* = *Argwohn.*

In andern Fällen waren die Nebensilben den Veränderungen der Stammsilben nicht unterworfen:

1. Das nhd. Dehnungsgesetz hat nicht gewirkt, z. B. im Suffix *-igen.*

2. Der Umlaut ist vielfach nicht eingetreten: die Endung des Part. Präs. ist and. ahd. *-andi (-anti)* neben *-endi (-enti).*

3. Germ. *ê* ist nicht zu *â* geworden: vgl. got. *nasides* mit *chiminnerodes* bei Isidor.

4. Urd. *ô* ist in der Regel nicht zu *uo* geworden, vgl. die Klasse der schwachen Verben auf *-ôn.*

5. Ahd. mhd. *ei* hat nicht überall den vom Bairischen ausgehenden Wandel zu *ai* mitgemacht; der unbestimmte Artikel *ein* wird im Bairischen in mhd. Zeit nicht zu *ain,* und auch andere Dialekte, z. B. das Südrheinfränkische, teilen wohl diese Eigentümlichkeit, denn das heute hier geltende *e, en* geht doch wohl auf *ein,* nicht *ain* zurück (vgl. K. Bartsch, Germ. XXIV, 198).

§ 187. Von den Veränderungen, welche den unbetonten Silben eigentümlich sind, gehört noch dem Urdeutschen an der Einfluß, den ein *j* auf nachfolgendes *o* bzw. *a* ausübte, indem dieses zu *e* gewandelt wurde. Es hieß also lautgesetzlich **geban — *horien, *geba — *sibbie, *gomo — *reckie.* Im Althochdeutschen ist dieser Stand der Dinge noch in den ältesten Quellen bewahrt, dann durch Ausgleichung meist zugunsten der Formen ohne *j* beseitigt; im And. ist die Ausgleichung schon sehr weit vorgeschritten (vgl. O. Behaghel, Germ. XXX, 389).

§ 188. Vokale von Mittelsilben sind and. und ahd. häufig an Endsilbenvokale angeglichen worden. Eine strenge Gesetzmäßigkeit ist hier nur in wenigen Fällen zu erkennen, teilweise weil vielfach Analogiebildung wirksam gewesen ist, teilweise wohl deshalb, weil innerhalb des Satzes mancherlei Betonungsverhältnisse möglich waren und diese auf das Vollziehen der Angleichung von Einfluß sein konnten. Beispiele: *i* der Endung gleicht sich vorhergehendes *a* der Mittelsilbe an: as. ahd. *menigi* aus *managi*; vielleicht war auch *e* der angeglichene Laut, der mit *a* im Verhältnis der Stammabstufung stand. *i* der Endung wandelt Umlauts-*e* zu *i:* as. *-scipi* neben *-scepi;* ahd. *Wolfdrigi* neben *Wolfdregi, Wolftrigil* neben *Wolftregil.* Die Endung des Dat. Sgl. Masc. und Neutr. des starken Adjektivs ist as. meist *-umu* (soweit nicht eine kürzere Form vorliegt), aus *-omu* oder *-amu* (oder *-emu?*) entstanden; der Gen. Pl. des Adjektivs ist as. oft *-oro* neben dem ursprünglichen *-ero.* Von *zeichan* begegnet ahd. der Gen. Pl. *zeichono*, neben *wuntaron* steht *wuntoron.*

ai und *au* der Mittel- und Endsilben sind noch vor dem Auftreten unserer Quellen zu den Monophthongen *ê* und *ô* gewandelt worden: got. *habais* = urd. **habês*, got. *fridaus* = urd. ahd. **fridô.* Das *ê* war auf niederdeutschem Gebiet von vornherein ein sehr offenes, denn die Orthographie der Heliandhandschriften schwankt zwischen *e* und *a.* Auch im Bairischen des späteren Althochdeutschen ist die Wiedergabe durch *a* häufig, während die älteren althochdeutschen Quellen in der Regel *e* aufweisen.

Eine scheinbare Sonderstellung nimmt im Alts. der Nom. Acc. Plural Masc. der pronominalen Flexion ein: hier ist *-a* die Normalendung: *alla, cumana;* diese aber kann nicht gotisch *ai* entsprechen, sondern ist entweder die alte Akkusativform, = got. *allans*, oder, viel wahrscheinlicher, angeglichen an die Form des Feminins.

Vgl. Herm. Collitz, *Die Behandlung des urspr. auslautenden ai im Gotischen, Althochdeutschen und Altsächsischen.* Beiträge zur Kenntnis der igm. Sprachen XVII, 41. — J. W. van Helten, *Zur Behandlung des gedeckten Endungsvokals aus *ai und aus *ē (in der 2. 3. Sg. Praes. Ind. nach dritter schwacher Conj.) im As., Aonfrk., Ags., Afries.* PBB. XXI, 477. — F. Holthausen, *Altsächsisches Elementarbuch.* Heidelberg 1899, S. 131.

§ 189. Wo im Urdeutschen lange Vokale, sei es ursprüngliche, sei es aus *ai, au* monophthongierte, im Auslaut auftraten, mochte die Auslautstellung eine ursprüngliche sein oder mochte in älterer oder jüngerer vorgeschichtlicher Zeit danach ein Konsonant verloren gegangen sein, da erscheint im Althochdeutschen ein kurzer Vokal; ob es im As. ebenso gewesen, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden; immerhin ist es wahrscheinlich, daß das As. mit dem Ahd. übereinstimmte. Beisp.: urdeutsch **nimô* = as. ahd. *nimu,* urd. *bodôn* = ahd. *boto,* urd. **wulfôs* = ahd. *wulfa;* urd. *wilîs* = ahd. *wili;* urd. *dagai* = ahd. *tage,* urd. *eththau* = ahd. *eddo.* Ausnahmen bilden die althochdeutschen Abstrakta auf *-î,* die die Länge einer Übertragung verdanken, die 1. und 3. Pers. Konj. Prät. Sg. im schwachen Verb, bei dem wohl das Gleiche der Fall ist, die Nom. und Acc. Pl. der femininen *â*-Stämme: *gebâ,* der Genitiv Sg. der *u*-Flexion: *fridoo* = got. *fridaus.* Sollten in den beiden letzten Fällen alte Akzentverschiedenheiten im Spiele sein?

Von den so entstandenen kurzen Vokalen hat das *o,* hinter dem nicht ursprünglich Nasal oder *s* stand, sich in unseren frühesten Quellen zu *u* gewandelt: urd. **nimô* = as. ahd. *nimu,* urd. **fatô* = as. *fatu.*

§ 190. 1. Kurze, im Auslaut stehende Endungsvokale können zu allen Zeiten vor vokalischem Anlaut des nächsten Wortes elidiert werden, wenn die beiden Wörter syntaktisch eng verknüpft sind: z. B. ahd. *wânt er* = *wânta er, wân ih* = *wânu ih.* Mhd. St. Georgener Prediger 333, 12 *frid und ebenhellung,* 333, 31 *an red und an werchen,* 333, 4 *die maz übergange,* 334, 7 *main ich,* 335, 33 *verriht ieglich gut* (aber: 333, 26 *gerne inne sin,* 333, 31 *an gewande, an gebârden,* 334, 36 *sich bessre oder ergre,* 334, 48 *wie verre und wie nahe,* wo losere Beziehung besteht). Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Gottfried von Strassburg. Nhd.: *sagt' ich, sagt' er; Sonn' und Mond.*

Mundartlich: im Lesachtal *perg und töldr,* aber *perge,* ebenso im Schlesischen: *Strimp aus* = Strümpfe aus; in Gottschee *schian' epfle* schöne Äpfel.

Vgl. MSD[3] II, 317. — Rud. Kappe, *Hiatus und Synaloephe bei Otfrid.* ZsfdPh. XLI, 147. — C. von Kraus, *Wort und Vers in Gottfrids Tristan.* ZsfdA. XLI, 355. — K. Burdach, *Forschungen zur deutschen Philologie.* S. 291. — Pr. Lessiak, ZsfdMaa. 1909, 20; Carinthia XCIX, 22; AzfdA. LII, 36. — Wolf von Unwerth, *Die schlesische Mundart.* Breslau 1908, 45. — H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart.* S. 44.

2. In gewählter Prosa und bei Dichtern geht die Meidung des Hiatus wesentlich weiter, wobei zum Teil wohl fremder Einfluß eine Rolle gespielt hat; zweifellos ist das bis Otfrid der Fall gewesen.

Vgl. G. Baesecke, *Undeutsche Synaloephen bei Otfrid.* PBB. XXXVI, 374. — W. Scherer, *Über den Hiatus in der neueren deutschen Metrik.* Commentationes philologae in honorem Mommseni. Berlin 1877, 213 (= Kl. Schriften II, 213). — Johann Schmidt, *Der Hiatus in der deutschen Prosa.* Zsfdöst. Gymn. 1886, 584. — Joh. Franck, *Aus der Geschichte des «Hiatus» im Verse.* ZsfdA. XLVIII, 147. — Otto Schroeder, *Vom papiernen Stil*[7]. Leipzig u. Berlin 1908, S. 91 (zu Goethe u. Heine). — Erich Schmidt, AnzfdA. IV, 226 (zu Uhland). — Rud. Kappe, *Deutsche Synaloephen in den Otfridhandschriften.* ZsfdPh. XLII, 407.

§ 191. Die Vokale der Endsilben erleiden im Laufe der Entwickelung mancherlei Abschwächung.

1. Von großer Bedeutung ist die Tatsache, daß der Vokal nach Tiefton anders behandelt wird als nach Hochton.[1]) Der Vokal nach Tiefton wird zuerst von der Schwächung betroffen.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit war auslautender Vokal nach Tiefton abgefallen, vgl. die Eigennamen auf *-bad, -frid, -had, -hug, -win, -wis; Sigifrem* (K. Müllenhoff, ZsfdA. VII, 383). So beginnt auch jetzt die Entwickelung bei den auslautenden Vokalen, welche nach nicht hochtoniger Silbe stehen. Beim Feminin des starken Adjektivs geht in *C* und den vordern Partien von *M* des Heliand der Dat. Sg. (bzw. der teilweise danach gebildete Gen.) auf *-ro* aus. Nebeneinander stehen *iru* und *iro*, *theru* und *thero;* auch hier erhielt das alte *u* die Stellung nach unbetonter Silbe, wenn diese Wörtchen proklitisch oder enklitisch verwendet wurden. Dies war seltener der Fall beim Pronomen der 3. Pers. als bei dem auch als Artikel gebrauchten Pronomen *the;* somit überwiegt *iru* gegen *iro,* aber *thero* gegen *theru.* Ebenso steht ahd. *demu* und *demo* nebeneinander (vgl. aber H. Hirt, PBB. XVIII, 530). Im Dat. Sg. des männlichen und sächlichen Adjektivs über-

[1]) Die verschiedene Behandlung der Nebensilbe nach Hochton und nach Tiefton ist wohl schon gotisch, vgl. W. Streitberg, IgmF. XXVII, 157.

wiegt dagegen *-umu* weitaus; vielleicht hat *m* erhaltend auf *u* gewirkt. Auf hochdeutschem Gebiet hat der Tatian *-emo* und meist *-ero*, Otfrid *-emo*, aber *-eru*. In den St. Gallischen Urkunden ist in den Zusammensetzungen auf *-dregi*, *-heri*, *-ini* seit den 70er Jahren des 9. Jahrhs. das auslautende *i* durchaus zu *e* geschwächt, während *i* nach Hochton sich noch hält.

Abfall nach nichthochtoniger Silbe zeigen dann die Hss. des Heliand, indem sie den Dat. Sgl. Masc. und Neutr. des starken Adjektivs auf *-um*, *-on* bilden.

Vgl. W. van Helten, *Über die Erhaltung des -u in drei- und viersilbigen Formen im Ahd., As. und Aonfrk.* PBB. XVIII, 288.

2. Seit der mhd. Zeit machen sich da und dort die Wirkungen eines Gesetzes geltend, das *e* nach Hochton erhält, nach Tiefton tilgt. Eine mhd. Handschrift, die dieses Gesetz durchführt, ist die Freiburger Hs. des sogenannten St. Georger Predigers vom Jahre 1387, geschrieben im Auftrag der Frau des Stadtammanns von Feldkirch (Deutsche Texte des Mittelalters Bd. X.), z. B. 333, 5 *stânde, sitzend, ligend, redend, ...müssig sînde.* Bei mhd. Dichtern findet sich derartiges schon seit Hartmann: *wundert* neben *wunderte, vischaer* neben *vischaere, boumgart* neben *boumgarte* (vgl. M. Haupt, Anm. zu Erec 7703, C. Kraus ZsfdA. LI, 335, H. Lambel, *Das Steinbuch*, Einl. S. XVII). Die scheinbare Vertauschung von Infinitiv und Partizip, die im spätern Mhd. häufig ist (z. B. Afra 1032 *wann du herr Jesu Crist mit got dem vater reichsnen pist*) setzt die gekürzte Form des Partizips voraus, bei welchem außerdem *nd* zu *nn* (ausl. *n*) geworden, s. unten § 223, 3.

Vgl. Fedor Bech, *Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Praesentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv.* Progr. von Zeitz 1882. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1882, 413.

3. Die mhd. Wortausgänge *-aere*, *-ende*, *-nisse*, *-unge* erscheinen nhd. als *-er*, *-end*, *-niss*, *-ung*; mhd. *herzoge, schultheize, steinmetze* = nhd. *Herzog, Schultheiss, Steinmetz*; mhd. *arzenîe* = *Arznei.* Auch in der neuhochdeutschen Flexion kommt das Gesetz zur Geltung, vgl. z. B. dem *Abend*, dem *Heiland*, dem *Monat*; dem *König* häufiger als dem *Könige*, dem *Handwerk*, dem *Landtag* als dem *Handwerke*, dem *Landtage.*

Vgl. O. Behaghel, *Germania* XXIII, 268; ders., *Veldekes Eneide*, Einl. S. LXIV; ders., *Das -e im Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter.* Beihefte zur Zs. des Allgem. Deutschen Sprach-

vereins, H. 17/18, 251; Zs. des Allgem. Deutschen Sprachvereins XXIV, 33. — Johann Schmidt, *Das Gesetz der deutschen Prosa.* Wien 1898.

4. Auf den Stand in den deutschen Mundarten haben die mundartlichen Arbeiten nur sehr unvollkommen geachtet; dazu kommt, daß die wichtigsten Endungen, in denen der Vokal nach Tiefton erscheint, die des Participium Praesentis und das Suffix *-ung* sind. Das Participium des Praesens aber ist in den meisten Mundarten ausgestorben, und das Abstraktsuffix *-ung* ist in den Mundarten selten, vielfach auch der Entlehnung aus der Schriftsprache verdächtig.

Der Vokal ist nach Hochton geblieben, nach Tiefton abgefallen in den Mundarten von Alagna (vgl. E. Hoffmann-Krayer, AzfdA. XXI, 28), in Visperterminen (vgl. O. Behaghel, Litbl. 1910, Sp. 232), in Lusern (das Partizip geht aus auf *-end*, *-unge* ist zu *-om* geworden, z. B. *roatom* = mhd. *reitunge* Rechnung), in Erfurt (adjektivische Participia *beissneng* beissend, *drihneng* drehend), in den sog. Grunddörfern in der Grafschaft Mansfeld (ZsthdAMaa. II, 220), in Niederbarnim.

Erhalten ist das *e* nach Tiefton z. B. im Osttirolischen, in Gottschee *(-unge;* Part. Praes. auf *-inte;* wenn daneben *-inne*, *-nisse*, *-aere*, *-baere* das *e* abgeworfen haben, so wird das die Folge von Analogiebildungen sein; Schwierigkeiten bereitet jedoch der Cj. Praet. auf *-et*, *-ot*, = ahd. *-eti*, *-oti;* ich möchte glauben, daß diese Formen ihren Auslaut zunächst vor enklitischem *ich*, *er* abgeworfen haben). Das *e* ist ferner geblieben in Stiege in Thüringen, im Osterländischen zwischen Zeitz und Weißenfels, in Halle und Dessau, in Sebnitz im Schlesischen, in der Schwalenburger Mundart in der Gegend von Pyrmont, in der Neumark.

Diese Formen mit erhaltenem *e* erscheinen nicht selten auch noch in der Schriftsprache, z. B. *lebende got und sprechende*, Geiler IX b [2], *wohnende* Creizenach, die Schauspiele der englischen Komödianten 241, 6, *sich erstreckende* Sandrub., Braunes Neudrucke Nr. 10/11, S. 4, *schlafende* Hoffmann v. Hofmannswaldau, Vermischte Gedichte III, 51, *rechelnde* Lohenstein, Arminius I 11, *meldende* ebda. I 14, *versichernde*, *verbleibende*, *erinnernde* bei Friedrich dem Grossen, ZsfdWf. I, 223.

5. Im Satzzusammenhang kann auch der Hochton selbständiger Wörter zum Tiefton werden und dann der Vokal der darauffolgenden Silbe abfallen. So tritt bei Otfrid neben *thara* die Form

thar (Rud. Kappe, ZsfdPh. XLI, 494), bei Tatian steht *in* neben *inti;* mhd. *und* neben *unde;* mhd. *herre* wird zu *her* im proklitischen Titel. So werfen auch im Nhd. die Titelwörter *Fürst*, *Graf* das *e* ab; *dieses* wird zu *dies;* neben dem Imper. *fahre* steht *fahr zu.*

Auch die Abschwächung von mhd. *destiu* > *deste* wird in der Proklise erfolgt sein; nhd. *desto* ist neben *deste* getreten, wie neben *ieze* jetzt ein *jetzo* bestand.

§ 192. Wie der Vokal nach Tiefton wird auch derjenige vor Tiefton behandelt: so werden mhd. *-elaere, -elîn, -elinc, -elisch, -elunge, -enaere* zu mhd. *-ler, -lein, -ling, -lisch, -lung, -ner. Zurück* wird aus *zurücke* entstanden sein vor dem im Tiefton stehenden Verbum: *zurücke fallen, gehn, stehn.*

Das *i* in *Bräutigam, Nachtigall, Rüdiger—Rödiger* verdankt wohl dem *g* sein Dasein. Vgl. Paul Schmid, *Nachtigall, Bräutigam* ZsfdA. LI, 280.

§ 193. Bei den nach Hochton stehenden Vokalen tritt das Hochdeutsche in einen gewissen Gegensatz zum Nd. Im Heliand ist *-an, -in, -un* (= urgerm. *-un*) lautgesetzlich erhalten. Wo neben *-an* ein *-en* auftritt, stammt es entweder aus solchen Silben, wo es nach *j* sich entwickelt hatte, oder ist Übertragung aus solchen Formen, wo der Vokal in einer Mittelsilbe stand. Von den im Auslaut stehenden Vokalen sind *i* und *o* bewahrt, ebenso *a* in der Hs. *C; u* ist vereinzelt zu *o* geschwächt, der Übergang von *a* zu *e* in *M* schon weit durchgedrungen.

Im Hd. dagegen tritt *e* am frühesten für die vor Konsonant stehenden Endsilbenvokale ein. Bei Notker ist hier *e* völlig durchgedrungen; im Auslaut bleiben *a* und *o; i* und *u* sind zu *e* und *o* geworden. — Wie die Flexionsvokale, so werden diejenigen Mittelvokale behandelt, welche in der Kompositionsfuge oder zwischen der Stammsilbe und schweren Ableitungssilben stehen: ahd. *Gotafrid*, mhd. *Gotefrid*, ahd. *kindilîn*, mhd. *kindelîn.*

§ 194. In mhd. Zeit sind die gedeckten kurzen Vokale und das auslautende *i* nach Hochton wohl überall zu *o* geworden.

Im übrigen sind drei verschiedene Erscheinungsformen zu unterscheiden:

a) Lange und kurze Endungsvokale haben sich der Abschwächung entzogen.

b) Lange Vokale sind nicht geschwächt worden, wohl aber alle kurzen.

c) Die langen wie die kurzen Vokale sind abgeschwächt worden.

§ 195. Die beiden ersten Gruppen sind nicht scharf gegeneinander abzugrenzen, schon deshalb, weil bei manchen Endungen Zweifel über die ursprüngliche Quantität bestehen.

1. Zur ersten Gruppe gehört die Mundart von Alagna, wo *a*, *o*, *â*, *î*[1]) nicht abgeschwächt sind; ähnlich verhält es sich in Visperterminen und überhaupt den Mundarten des Wallis; es heißt also: *äscha* (Asche), *lefza* (Lippe), *disa* (hanc), *bogo*, *brunno*, *attu*, *herru*, *iru* (eorum), *deira* (de celle-ci), *vatra* Väter, *braiti*. Auch das Cimbrische hat *-a* und *-o*, sowie *â* und *î* ungeschwächt bewahrt: *erda*, *mano*. In Graubünden scheint ähnliches vorzukommen.

Vgl. Fr. Jos. Stalder, *Die Landessprachen der Schweiz.* S. 198 und 204. — E. Hoffmann-Krayer, *Mundart von Alagna.* AfdA. XXI, 26. — Renw. Brandstetter, *Rätoromanische Studien.* I, 9.

Mit den Verhältnissen im Wallis stimmt ziemlich genau der Tatbestand in der Engelberger Benediktinerregel des 13. Jahrhs. (Geschichtsfreund Bd. XXXIX). In den Femininen auf *-unga* und *-da* (= ida) ist *a* fast durchaus erhalten; auch in den von Hause aus nur zweisilbigen Wörten der *-ô-* Klasse ist *a* weitaus die Regel (seltener *-e*); *sûhta* 37, 2; *daz posa* 37, 21, 22 (vereinzelt). — *herro* z. B. 23, 5, 30, 8, 36, 29, 37, 18, *menscho* 26, 1, 29, 9, *willo* 27, 12 (daneben *herre* nicht selten). — *dero* 25, 16, *imo* 26, 12, *trurendo* 41, 14, *sprechindo* 49, 6. Die gleichen Verhältnisse liegen vor in den Handschriften des Summarium Heinrici, das wohl erst dem 12. Jahrh. angehört (vgl. O. Behaghel, Wörter und Sachen II, 45), sowie in einem Frauengebet aus dem 11. oder 12. Jahrh. (ZsfdA. XXXII, 50) und den Bruchstücken einer Psalmenübersetzung, die H. Schults Germ. XXIII, 62 herausgegeben hat, ohne sich über die Entstehungszeit der Hs. zu äußern. Es liegt der Gedanke nahe, daß der Lautbestand, wie er im Wallis vorliegt, in mhd. Zeit weiter verbreitet war.

Aus solchem Schreib- bzw. Sprachgebrauch stammen die Kanzleiformen *dero* und *iro*, die dann Anlaß zu Neubildungen wie *anhero*, *hinfüro* gaben.

2. Zur zweiten Gruppe gehört das Alemannische außer dem Elsässischen. Hier sind im Mhd. um 1200 die vollen Vokale wohl noch ziemlich unangetastet, wenigstens was ihre Qualität betrifft (doch schwankt *o* nach *u* hinüber). Seit der zweiten Hälfte des

[1]) Für die Behandlung von *ô* und *û* gibt es kaum sichere Beispiele.

13. Jahrhs. oder noch später beginnen für *â*, *ô*, *û* die Formen mit mit *e* überhand zu nehmen, jedoch nicht für altes *î* und *iu* (das letztere geht meist in *i* über); in Brienz wird auch *â* noch heute durch *a* wiedergegeben. Das Schwanken zwischen den *e*-Formen und denen mit vollem Vokal wird schließlich zugunsten der *e*-Formen entschieden; ob dies rein durch lautliche Entwickelung oder durch Analogiebildungen geschieht, läßt sich nicht entscheiden.

Vgl. L. Laistner, *Die Vokale der Verbalendungen in der Zwiefalter Benedictinerregel.* PBB. VII, 584. — O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache.* Basler Festschrift 1886. — F. Kauffmann, *Behaghels Argumente für eine mhd. Schriftsprache.* PBB. XIII, 464. — Ed. Hoffmann, *Der mundartliche Vocalismus von Basel-Stadt.* Basel 1890, S. 75. — P. Schild, *Brienzer Mundart.* Basel 1891, S. 93. — H. Wissler, *Das Suffix -i in der Berner, resp. Schweizer Mundart.* Berner Diss. 1891. — F. Wrede, ZsfdA. XXXIX, 290 Anm. — Wolf Bader, *Die althochdeutschen Fugenvokale in den ältesten Eigennamen.* Freiburger Diss. 1909. — F. Balsiger, ZsfhdMaa. V, 83. — H. Haldimann, ZsfhdMaa. V, 235, 237. — W. Sänger, Der Vokal in der Kompositionsfuge in den ältesten ahd. Sprachdenkmälern. Freiburger Diss. 1910. — Otto Gröger, Die ahd. und alts. Kompositionsfuge. Zürich 1911.

Im Bairischen und Elsässischen ist im allgemeinen Schwächung eingetreten, jedoch *î* und *iu* bleibt wohl im größten Teil des Gebiets von den Entsprechungen der kurzen Vokale geschieden. In Gottschee erscheint *-iu* als *-ai*, wie in den hochbetonten Silben, *-î* teilweise als Diphthong oder als *e, a*; im übrigen Gebiet gehen *-iu* und *-ê* wohl meist zusammen als *-i* oder *-e*. Im Tirolischen bleibt ferner der Nom. Sgl. der schwachen Feminina (Typus *zunga*) von dem des Typus *geba* bis heute verschieden (vgl. J. Schatz, *Die tirolische Mundart*, S. 51).

In Pernegg in Kärnten haben die Feminina der *â*- und *-ôn*-Klasse und das schwache Neutrum *-a* bewahrt (*pira* Birne, *sūna* Sonne, *ôra*); ganz merkwürdig ist, daß die Adjektiva der *ja*-Klasse auf *-a* ausgehen (*enga*, *linda*, *wilda*).

Ein weiteres Gebiet hat alle Vokale zu *e* geschwächt, außer *-iu*, das als *-i* oder *-e* erscheint: z. B. Nürnbergisch *e scheini frau*. Hierher gehört der Taubergrund, das oberdeutsche Fränkisch in Baden, wahrscheinlich aber das ganze oberdeutsche Fränkisch, ferner auch siebenbürgisches Gebiet wie Bistritz und Sächsisch-Regen.

3. Die dritte Gruppe mit allgemeiner Abschwächung umfaßt das Niederdeutsche und den größten Teil des Mitteldeutschen.

Der Unterschied zwischen diesem Gebiete und der Gruppe, als deren Vertreter Nürnberg angeführt wurde, ist aber vielleicht nur scheinbar: dem nd. Gebiet und dem zugehörigen md. Gebiet ist die Adjektivendung *-iu* fremd gewesen oder seit langem fremd geworden (vgl. § 398).

4. Es ist also in bezug auf die langen Vokale der Norden dem Süden mit der Schwächung vorangegangen.

Wie sich im einzelnen die Abschwächung seit der altniederdeutschen und althochdeutschen Zeit vollzogen hat, darüber sind wir bis jetzt nicht genügend unterrichtet.

Vgl. Rud. Kappe, ZsfdPh. XLI, 343, 351 (zu Otfrid). — J. Schatz, *Zur Sprache der Wessobrunner Denkmäler.* Prager Deutsche Studien VIII, 165.

§ 196. Die Endung *-us*, die mit lateinischen Wörtern übernommen worden ist und auch bei deutschen Wörtern Verwendung gefunden hat (vgl. F. Kluge, *Deutsche Studentensprache* XXXII, 63), ist zu *-es* (oder schweizerisch *-is*) abgeschwächt worden: *Jesses, Antonius* > *Tönnies, Apollonius* > *Plönnies, Liborius* > *Borries; Kerles, Lumpes, Tappes, Wackes.*

Vgl. Friedr. Pfaff, PBB. XV, 189. — E. Hoffmann-Krayer, *Suffix -is, -s in schweizerischen Mundarten.* ZsfhdMaa. III, 26. — H. Teuchert, ZsfdMaa. 1908, 42.

§ 197. Statt des tonlosen *e* wird, besonders auf mitteldeutschem Gebiet, in mhd. Zeit ein *i* geschrieben; hauptsächlich vor schließendem *n*; die *i*-Farbe muß ziemlich ausgeprägt gewesen sein, denn es begegnen Reime wie *lôsin* (lösen): *frô sîn* (froh sein).

§ 198. Das tonlose *e* erscheint in der Schriftsprache und im älteren Nhd. mehrfach als vollerer Vokal: *Dreisam* (älter *Treiseme*), *Eidam* (mhd. *eidem*), *Atam, Busam; weiland* (mhd. *wîlen*), *eilands, Ungarn* (mhd. *Ungern*), *Hemmat* Hemde, *zwischat* zwischen. Namentlich die Literatur des alemannischen Sprachgebiets weist solche Formen auf. Es ist bis jetzt nicht untersucht, wie weit solche Formen in der lebendigen Mundart gesprochen worden sind, ob sie nicht vielmehr Ergebnis schriftsprachlicher Bestrebungen sind; *Hemmat* könnte neben *Hemmet* getreten sein, weil *arzat* zu *arzet*, *gruonmât* zu *grummet* geworden war, weil *niemand* und *niemend* nebeneinander stand.

A. Semler, *Pilgrim, pilgram, pilgrum, pilger.* — ders., *Der Typus Pilgrum.* ZsfdWf. XI, 36. 44. — ders., *Frühneuhochdeutsche Endungsvokale.* Diss. von Freiburg 1909.

§ 199. Vor palatalen Konsonanten ist mhd. *e* zu *i* gewandelt, so daß statt der mhd. Doppelheit *-ec* und *-ic*, *-eht* und *-iht*, *-esch* und *-ich* nhd. nur noch *-ig*, *-icht*, *-isch* erscheint.

§ 200. Weiterhin ist teilweise völliger Verlust des Endungsvokals erfolgt. Während aber in der Schwächung der vollen Vokale zu *-e* der Norden voranging, ist er in der Erhaltung dieses *e* konservativer als der Süden.

1. In der mittleren Periode wird nach Liquida (*r*, *l*), die auf kurze Stammsilbe folgt, das *e* der Endsilbe im Oberdeutschen abgeworfen; das Niederdeutsche kennt dieses Gesetz nicht, das Mitteldeutsche nur im beschränktem Maße. Auch Vokale im Innern des Wortes unterliegen diesem Gesetze.

e nach *m* und *n* am Schlusse einer kurzen Stammsilbe wird von verschiedenen Schriftstellern verschieden behandelt. Wolfram z. B. vermeidet es, *am : ame*, *an : ane* zu binden, während Konrad Fleck derartige Reime unbedenklich anwendet. Die Formen *dem* und *im* neben *deme* und *ime* können in der Proklise oder Enklise entstanden sein (s. § 191, 1).

Vgl. K. Zwierzina, *Das Endungs-e nach m und n kurzer Stammsilben.* ZsfdA. XLIV, 47.

Eine befriedigende Erklärung dieses Abfalls nach *l, r, m, n* ist bis jetzt nicht gefunden. Etwas Verwandtes ist es vielleicht, wenn in Mülheim an der Ruhr, in Remscheid, Ronsdorf *e* nur nach tönenden Lauten abgefallen, nach tonlosen geblieben ist; also z. B. *schleg* Schläge, aber *nüte* Nüsse.

2. Nach langem Vokal oder Diphthong ist *e* im Nhd. lautgesetzlich abgefallen: mhd. *wîe* > *Weih; -îe* > *ei : arzenîe* > *Arznei, vogetîe* > *Vogtei, meie* > *Mai, riuwe* > *Reue, schiuhe* > *schiue* > *Scheu, triuwe* > *Treue, ouwe* > *Au, frouwe* > *Frau.*

3. Von solchen besondern Bedingungen abgesehen, ist heute der Stand des *-e* nach Hochton der folgende:

e ist im allgemeinen erhalten im Niederdeutschen westlich der Elbe, ausgenommen die Gebiete der Nordseeküste und der Altmark (auch Hormburg im Hannöverschen läßt *-e* abfallen), sowie in den südlichen Gegenden östlich der Elbe (Mittelmark, Neumark), ferner in einem Teile des Mitteldeutschen: der Gegend von Kassel, dem nördlichen Thüringen, in Sachsen, im größten Teile von Schlesien, in einem Teil von Tirol (Oetztal von Tumpen ab, Sellrain, Silltal, Zillertal, oberem und mittlerem

Eisacktal, Pustertal, Isel- und Drautal, dem anstoßenden Kärnten, vgl. J. Schatz, *Die tirolische Mundart*, S. 49), in Gottschee.[1])

e ist abgefallen im Niederdeutschen der Nordseeküste und der Altmark, in Mecklenburg und Pommern, im nördlichen Brandenburg; im Fränkischen, im südlichen Thüringen, im Alemannischen und Bairischen (mit Ausnahme der oben bezeichneten Alpenländer).

Vgl. P. Drechsler, *Das auslautende e im Schlesischen.* Mitt. der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Heft 17, 95.

4. Die frühesten Beispiele der *e*-Abstoßung gehören dem 12. Jahrh. an, vgl. MSD. II, 271, Weinhold, Mhd. Gram.[2] S. 73 (ganz vereinzelt steht *za demo minnirin tan* Traditionen des Hochstifts Freising I, S. 450, etwa von 825); über den weiteren Verlauf der Erscheinung sind wir ganz ungenügend unterrichtet.

5. In mitteldeutschen Mundarten ist nicht nur das ursprünglich im Auslaut stehende *e* abgefallen, sondern teilweise auch dasjenige, das erst nach Abfall eines schließenden *n* in den Auslaut getreten, thür. und ostfr. im Infinitiv: *mach*, *sprech* = mhd. *machen*, *sprechen;* in Teilen des Rheinfränkischen im Partizip: *gegess*, *gesung*, vgl. § 267.

6. In Lusern ist *e* im allgemeinen abgefallen, aber es steht nach *b*, *d*, *g*, z. B. *garbe*, *stande*, *i gloabe.* Dieses *e* scheint jedoch nicht ursprünglich zu sein, denn es erscheint auch z. B. in *kluage* (= nhd. *klug*), *kriege* (= nhd. *krieg*).

§ 201. Im Oberhessischen geht die 1. Pers. Sgl. Praes. des Zeitworts in der Regel auf *-e* aus (über die Ausbreitung der Erscheinung vgl. H. Reis, ZsfdMaa, 1909, S. 319), z. B. *ich gewe;* das geht zurück auf mhd. *ich geben*, d. h. es ist die 1. Pers. der Verba auf *-ên* und *-ôn* verallgemeinert worden. Ähnlich liegt die Sache, wenn im mittelfränkischen Gebiet im schwachen Praeteritum auslautendes *e* auftritt: hier hatten sich neben den *-te*-Formen seit dem 15. Jahrh. solche auf *-ten* entwickelt.

Ein auffallendes Beispiel scheinbarer Erhaltung der Endung bietet das Oberdeutsche in dem Wort *ohne.* Es geht aber wohl auf *âniu* zurück (s. E. Hoffmann-Krayer, *Vokalismus der Basler Mundart*, § 82).

§ 202. Die Schriftsprache hat nach Hochton das auslautende *e*

[1]) Der Umstand, daß die Mundart gegenüber der Schriftsprache so viel mehr Endungs-*e* aufweist, hat in Leipzig hyperdialektische Formen hervorgerufen wie *gedrückte voll, gepfropfte voll.*

überwiegend bewahrt. Ausnahmen erklären sich zum Teil durch Entlehnung aus Mundarten, die *-e* verlieren, zum Teil durch Analogiebildung. Anderseits hat die Analogie auch wieder die Erhaltung des *e* gefördert. Die *-ja*-Stämme des neutralen Substantivs und des Adjektivs haben sich im allgemeinen nach der Analogie der *-a*-Stämme gerichtet: *Geschlecht*, *Geschöpf*, *Gesetz*, *dick*, *fest*, *schön;* aber wenn der Stamm auf Lenis des Geräuschlauts ausging, ist *e* im allgemeinen geblieben: *Gebirge*, *Gehege*, *Gekröse*, *Getreide*, *Gewölbe*, *blöde*, *träge*, *böse*. Beim Wegwurf des *e* wäre im Auslaut Fortis entstanden, und flektierte und unflektierte Form hätten sich im Stammauslaut unterschieden.

Im Lauf der nhd. Schriftsprache hat die Setzung der *e* stark geschwankt; von großem Einfluß waren die Festsetzungen Adelungs.

§ 203. Wenn Mundarten, die das auslautende *e* abgeworfen haben, aus der Schriftsprache oder aus der Fremde Wörter mit auslautendem *e* aufnehmen, so wird dieses als volles *e* (= frz. *é*) oder als *i* gesprochen; zum Teil erhält dieses *e* geradezu den frz. Akzent: so begegnet in Süddeutschland *Goethē*, *Monē*, *Lersé*, und es heißt die *Modi* (Wiener Haupt- und Staatsaktionen I, 13: *der neuen Modi*).

Vgl. O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Philol.* 1910, 10.

§ 204. *e* vor wortschließenden Sonorlauten ist ausgefallen, und diese haben sonantische Geltung erhalten: *Vogl*, *Ebr*, *Regn*, *Atm*. Vor anderen Konsonanten ist *e* früher verloren gegangen als im Auslaut, und der Verbreitungsbezirk seines Ausfalls ist größer als bei dem auslautenden *e*. Die nhd. Schriftsprache weist hier Doppelformen auf: Synkope beim Substantivsuffix: *Krebs*, *Pabst*, *Magd*, *Vogt*, wo flektierte Formen mit synkopiertem Mittelvokal den Ausschlag gaben; Synkope und Erhaltung in den Flexionsendungen: *eins* neben *eines*, *lebt* neben *lebet;* doch bei dentalen Stämmen bleiben die vollen Formen siegreich: *findet*, *zündet*.

Zu § 191—204 vgl. O. Behaghel, German. XXIII, 264. — Joh. Wiesner, *Über suffixales e in Grimmelshausens «Simplicissimus»*. Jahresber. des Leopoldstädter Gymnasiums in Wien 1889. — Klaudius Boiunga, *Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion*. Leipziger Diss. 1890, S. 155. — M. H. Jellinek, ZsfdöstGymn. 1893, 1096. — Zu den synkopierten Formen *findt*, *zündt* vgl. A. Köster, *Schönaich, die ganze Ästhetik in einer Nuß*. Berlin 1900, S. 398 und M. H. Jellinek, AzfdA. XLVII, 100. — K. von Bahder, *Die e-Abstossung bei dem neuhochdeutschen Nomen*. IgF. IV (1894), 352. — F. Kluge, *Von Luther bis*

Lessing. Straßburg 1904, S. 135. — K. Burdach, *Forschungen zur deutschen Philologie.* Leipzig 1894, S. 291. — M. H. Jellinek, *Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik.* Abhandlungen zur germanischen Philologie, Festgabe für Rich. Heinzel. Halle 1899, S. 31. — W. Wilmanns, AzfdA. XXVI, 254.

§ 205. 1. Die für die Endsilben gemachten Bemerkungen gelten teilweise auch für die Vokale der Mittelsilben. Über diese letzteren und die Ableitungssilben ist aber noch einiges zu sagen. In sehr vielen Fällen stehen die Bildungssilben bald im Ende des Wortes, bald — bei Anfügung von Flexionsendungen — im Innern desselben. Daraus ergibt sich ein Wechsel der Betonung. Daher herrscht schon im Germanischen (und noch früher) Stammabstufung in den Suffixsilben, deren Nachwirkungen sich bis in geschichtliche Zeit erstrecken, d. h. es findet sich ahd. und as. in denselben Bildungssilben ein Nebeneinander von verschiedenen Vokalen. Da die Tonverschiedenheit fortdauert, so kommen dazu in der geschichtlichen Zeit neue Doppelformen. Und zwar hat im allgemeinen die im Wortinnern stehende Bildungssilbe geringeres Gewicht als die im Wortende. Natürlich haben zahlreiche Analogiebildungen das lautgesetzliche Verhältnis getrübt. Alts. heißt es *têkan*, *wolcan* ohne Nebenformen auf *-en;* die flektierten Formen lauten *têknes*, *wolcnes;* es heißt aber *innan* und *innen*, denn daneben bestehen dreisilbige Formen: *innane, innene.*

2. Von den ahd. Suffixen haben einzelne schwere im Mhd. ihren vollen Vokal gewahrt, so *-aere*, *-inne (-în)*, *-lîn*, *-nisse (-nüsse)*, *-unge.* In der nhd. Schriftsprache ist *-aere* auf *er* reduziert; die andern haben, abgesehen von der Unterdrückung des *e*, den mhd. Bestand gewahrt. Die Mundarten freilich gehen weiter in der Schwächung: in ihnen begegnet *-n* für *inne (Meistern, Pastern* = Meisterin, Pastorin), *-le* für *-lein*, *-ig* für *-unge.* Schwächung zu *e* ist eingetreten bei kurzem Vokal in offener Silbe: ahd. *seganon*, *richison*, *ketina* = mhd. *segenen*, *richesen*, *ketene.* Auch die Vokale schwerer Endungen sind zu *e* geworden: *-anti* des Partizips wird mhd. *-ende*, *jugund*, *tugund* zu *jugent*, *tugent.* Die Adjektivendung ahd. *-îg* ist im Mhd. geschwächt, und zwar erscheint sie in den zwei Formen *-ic* und *-ec: kreftic*, *kreftec* (daher erschien denn auch neben *-ec* aus *-ac* ein *-ic : manec*, *manic*).

3. In zahlreichen Fällen standen im späteren Ahd. und teilweise noch im Mhd. die vollen alten Formen neben geschwächten jüngeren: *-sal* neben *-sel*, *vîant* neben *vîent*, *arzât* neben *arzet*, *-ich* neben *-ech*, *-în* neben *-en (guldîn — gulden)*, *-chîn* neben

-chen, *-isch* neben *-esch*, *-ist* neben *-est* (im Superl.), *-oht* neben *-eht*, *-ost* neben *-est* (im Superl.), *-ote* neben *-ete* (im Verbum), *mânôt* neben *mânet*, *tûsunt* neben *tûsent*. Im Nhd. ist hier teilweise der Wechsel schon durch lautliche Entwickelung beseitigt, indem vor palatalen Lauten *e* zu *i* sich wandelte: also nhd. nur *-ig*, *-ich*, *-icht*, *-isch*. Das Nebeneinander blieb und ging Hand in Hand mit einer Verschiedenheit der Bedeutung in *-sal* und *-sel*. Im übrigen trat Ausgleichung ein und fast durchaus zugunsten der geschwächten Form (eine isolierte Form in *Obrist*).

4. Nach dieser Schwächung von Mittelvokalen mußten in zahlreichen Wortformen zwei Silben, die *e* enthielten, auf einander folgen. Sind die beiden *e* durch Liquida oder Nasal getrennt, so ist in der Entwickelung, die durch die nhd. Schriftsprache dargestellt wird, aus jenen drei Lauten ein einziger geworden, nämlich Liquida oder Nasalis Sonans: mhd. *ebere*, *segele*, *degene* = nhd. *Ebr̥*, *Segl̥*, *Degn̥*. Wird nach diesem silbenbildenden Sonorlaut durch Systemzwang ein Endungs-*e* hergestellt, so erhält der Sonorlaut wieder konsonantische Geltung: ich *wittre*, *segle*, *segne*. Wenn neben *wittre*, *wundre* auch *wittere*, *wundere* gilt, so liegt hier Angleichung an *wittern* — *wittert*, *wundern* — *wundert* vor.

In den Fällen, wo ein anderer Konsonant die beiden *e* trennt, ist schon mhd. vielfach das erste *e* ausgestoßen worden: die Vokalsuffixe *-esen*, *-ezen* werden zu *-sen*, *-zen*; *ambetes*, *herbestes*, *mennesche* > *amtes*, *herbstes*, *mensche*, und dieses Verfahren hat schließlich fast alle Fälle betroffen. Doppelentwickelung liegt im Nhd. vor im schwachen Präteritum, indem *-ete* teils zu *-et* — so vielfach in älteren nhd. Quellen —, teils zu *-te* geworden ist.

§ 206. Auch die Vokale von ursprünglich wurzelhaften Silben haben Abschwächung erfahren, wenn sie als zweite Glieder von Komposita auftreten. Teilweise geschieht dies durch Wandel eines Diphthongs in einen einfachen vollen Vokal: ad. *follist* neben *folleist*, *urlub* neben *urloub*.

Oder es geschieht durch Verkürzung langer Vokale. Schon mhd. besteht neben der Bildungssilbe *-lîch* die Form *-lich*, späterhin nebeneinander *-leich* und *-lich;* teilweise scheint das auf Wechsel von zwei- und mehrsilbigen Formen zu beruhen: also *erleich*, aber *erlichen*. Wenn im Neudeutschen *-leich* verloren gegangen ist, so kann das auf Verdrängung durch die Nebenform beruhen, kann aber auch als rein lautlicher Vorgang sich erklären (wie *folleist* > *follist* wurde).

Drittens findet im Nhd. Reduktion der vollen Vokale auf ein *a* statt: mhd. *-baere = -bar; nâchgebûre = Nachbar* (der badische Ort *Dittwar*, alt *Dietebure*, ist schon 1361 als *Dyetbar* belegt), *briutegome = Bräutigam; heimüete = Heimat; mânôt = Monat; samît* = älter nhd. *Sammat.*

Viertens tritt Abschwächung zu *i* oder *e* ein: Der *Kniebis*, ein Berg im Schwarzwald, geht auf *kniebuoz* zurück; *etwaz* = alem. *ebbis; auffi — uffe, abi — abe* hinauf, hinab gehen auf *ûfhin, abhin* zurück; mhd. *gruonmât = Grummet;* mhd. *samît = Sammet;* schon im Mhd. muß *niemê* zu *nimmĕ* geworden sein, denn im Alemannischen und schon bei Sebastian Brant ist die Form *nimm* vertreten; *-heim* in Ortsnamen erscheint südrhfr. und alem. als *-e: Mülle = Müllheim, Hendese = Handschuhsheim; -heit* erscheint alem. als *-et: Kranket, Wohret (Wahrheit); Holzschuh* = soestisch *Holske.*

Endlich fünftens kann völliger Ausfall des Vokals eintreten. *solicher, welicher* ist schon bei Notker zu *soler, weler* geworden. Nhd. *Oehmd* ist mhd. *uomât, Samt* = mhd. *samît;* neben *Ameise* besteht *Aemse*; älter nhd. *Lanzt = Landsknecht* (J. Bolte, ZsfdPh. XVII, 200); mhd. *niemand* hat neben sich die Formen *niempt, niemd, niem* (Lexer, Mhd. Wb. II, 76); nd. der *Droste* aus *drossaete* (= mhd. *truhtsaeze*), der *Holste* (der Holsteiner) aus *holtsaete, Inste* (DW. IV, 2145) = mhd. *insaeze,* der *Lanste* (bei J. Moeser, s. DW. VI, 188) aus *landsaete.*

Die Mundarten gehen noch weiter: schon mhd. auf österreichischem Gebiet *armst* als Nebenform von *Armbrust* (s. Lexer s. v.; Österreichische Weistümer VII, 232, 24; 233, 9; 351, 22); bei Pondo öfter *Herrgt = Herrgott;* der Ortsname *Helmstadt* im nördlichen Baden > *Hälmšt*, wie überhaupt vielfach die fränkischen Ortsnamen auf *statt* im Badischen (vgl. O. Heilig, ZsfhdMaa. V, 203); altenburg. *Freindscht* Freundschaft, *Werkscht* Werkstatt, *Bust* Bosheit, soest. *baks* Backhaus, ruhlisch *brubs* Brauhaus.

Schloß die Silbe, die den Vokal verlor, mit einem Sonorlaut, so wurde dieser silbenbildend: mhd. *ver* vor Namen aus *frouwe*, nhd. *Jungfer, Junker* = mhd. *juncfrouwe, juncherre*, und *Zweitel, Drittel, Urtel, Vortel* sind Komposita mit *Teil,* die Eigennamen auf *-sen* vielfach solche mit *-sohn; Mannsen, Weibsen* stammt aus *mannes name, wibes name, Rübsen* aus *Rübsame;* oberdeutsch begegnet *wolfl* (in *wolflem pres* Krafts Reisen S. 17), *Hampfl, Mumpfl, Arfl* wohlfeil, Handvoll, Mundvoll, Armvoll.

§ 207. 1. Die Vokale der nicht hochtonigen Präfixe teilen im ganzen die Schicksale der Endsilbenvokale. Auch bei ihnen liegt von Hause aus Stammabstufung vor; so steht im Ahd. *ga-* neben *gi-*, *ar-* neben *ir-*, *za* neben *zi*. Noch in der althochdeutschen Periode, schon im 9. Jahrh., sind im ganzen die Doppelformen durch Ausgleichung beseitigt, und in mhd. Zeit sind die Vokale der Präfixe allgemein zu *e* geworden.

Wenn im Mnd. und Mittelbinnendeutschen, sowie auch auf bairischem Gebiet (A. Schmeller, *Mundarten Bayerns*, S. 52, K. Weinhold, *Bairische Grammatik*, § 24) unser Präfix *ver-* als *vor-* erscheint, so ist hier wohl eine Anlehnung an die Präposition vor geschehen: neben dieser bestand gewiß auch die Form *vr̥*, und so schuf man auch zu dem Präfix *vr* die Nebenform *vor*, die schließlich den Sieg davontrug. In der gleichen Weise ist an die Stelle des and. und amd. Präfixes *te-* (= *zer-*) später das Präfix *tô-* getreten, weil der Präposition *zu* die Doppelformen *to* und *te* zukamen. Dagegen hat Lusern *ver-* lautlich zu *vor-* entwickelt, denn es hat auch *zor-* für *zer*. Ferner hat es *be-* in *bo-* gewandelt, wie im Fersental *ge-* als *ga-* erscheint (St. Schindele, *Reste deutschen Volkstums südlich der Alpen*. Köln 1904. S. 21).

§ 208. Der geschwächte Vokal kann dann auch ganz verloren gehen. Es kommt hier insbesondere das Präfix *ge-* in Betracht; denn die Bildungen mit *be-* sind meist der Entlehnung aus der Schriftsprache verdächtig.

1. In den Gebieten, die *-e-* nach Hochton ausfallen lassen, hat *ge-* (*be-*) seinen Vokal heute im allgemeinen verloren vor Sonorlauten, Spiranten und *h;* die südlichen Gegenden des Bairischen, das Lesachtal, das angrenzende Osttirol, die Sprachinseln Oberitaliens, Gottschee haben es auch hier bewahrt (z. B. im Lesachtal *gilaiche* gleich, *giliochte* Licht, Gottschee *gehearn* gehören, *geschwarde* Geschwür; vgl. P. Lessiak, PBB. XXVIII, 33).

Der Abfall vor *l* und *n* geht in altdeutsche Zeit zurück. Hier ist das Präfix *ge-* mehrfach schon im Althochdeutschen zu *g-* geworden; noch häufiger ist im Mittelhochdeutschen der Wandel von *bel-* zu *bl-*, von *gel-*, *gen-* zu *gl-*, *gn-* belegt und dann auch in die nhd. Schriftsprache übergegangen, vgl. *bleiben*, *Glaube*, *gleich*, *Glied*, *Glimpf*, *Glück*, *Gnade*. Daneben besteht *genug*, *genau;* Schwanken liegt vor in *Gleis* und *Geleise*.

2. Steht das Präfix vor Explosivlauten, so ist die Entwicklung nach Wortklassen verschieden. Beim Substantiv ist so ziemlich

überall *ge-* mit erhaltenem Vokal belegt, z. B. in Basel *Gidär* Geschwätz, *Gikessel* Getöse, elsäss. *geduens* Getue, nürnberg. *gedou* Getue, in Karlsruhe *gepfeif*. Man wird anzunehmen haben, daß in solchen Bildungen das *ge-* unter Umständen einen stärkern Ton hatte wegen des Gegensatzes gegen das Simplex; und es ist bezeichnend, das gerade Kollektive wie *treid* Getreide, *krös* Gekröse vielfach ohne *ge-* erscheinen, wo ein Simplex nicht daneben besteht.

Beim Verbum hat *ge-* in viel größerem Umfang sein *e* verloren und dann *g* Angleichung an den folgenden Konsonanten erfahren (vgl. § 221). Aber immerhin zeigt sich Erhaltung des *e* in einem erheblichen Teile des Gebiets, das auslautendes *e* abgeworfen hat; also ist doch der Silbe vor Hochton stärkeres Gewicht zugekommen, als der Silbe nach Hochton. So haben die südbairischen, zumal die tirolischen und kärntischen Mundarten den Vokal in *ge-* in viel größerem Umfang erhalten, als die mittel- und nordbairischen, wo er fast ausnahmslos geschwunden ist (vgl. P. Lessiak, Carinthia 99, 21). Ebenso ist *e* erhalten in Ottenheim, in Buchen, in Atzenhain und Grünberg (hier auch vor Spiranten: *gefan* gefallen, *geschlofe* geschlafen), im Vogtland. Vgl. Fr. Wilhelm, *Analecta germanica*. Amberg 1906, 129.

3. Keine lautliche Entwickelung scheint vorzuliegen, wenn auf nd. Gebiet das Präfix *ge-* vielfach verloren gegangen ist. Schon mnd. erscheint *meine, note, selle* neben *gemeine, genote, geselle* (vgl. F. Bech, AzfdA. XXV, 63); im größten Teil des heutigen Nd. zeigt das Part. Prät. kein Präfix; neben dem verbalen Partizip ohne *ge-* steht aber mehrfach, so in Soest, in der Altmark, das Partizip mit *ge-* in adjektivischer Verwendung; auch haben manche Mundarten im Part. das Präfix in der Abschwächung zu *e-* bewahrt, und das könnte der Übergang zu völligem Verlust gewesen sein: aus einem *hadde evallen* wurde *haddevallen*, und daraus konnte ein Partizip *vallen* erschlossen werden.

Es ist aber auch möglich, daß das Nebeneinander von Verba Imperfektiva ohne *ge-* und Perfektiva mit *ge-* analogisch weiter gewirkt hat, namentlich als der Bedeutungsunterschied sich verwischte.

§ 209. Vortonige Silben können namentlich dann verloren gehen, wenn ihnen keine logische Bedeutsamkeit zukommt oder diese durch lautliche Veränderungen verloren gegangen ist:

1. In Fremdwörtern: *Bischof*, *Mandel* aus *amandula*, ahd.

pfogat aus *advocatus*, ahd. *postul* aus *apostolus*, as. *fern* aus *infernum*, nhd. *Lärm* aus *à l'arme*, *Schärpe* aus *écharpe*, *Spittel* aus *hospitale*, alem. *zinkli* aus *hyacinthus*, südwestd. *belle* Pappel < *albella*, in Visperterminen: *Štrument* < Instrument, *taljéner* < Italiener. Besonders zahlreiche Belege in Eigennamen: *Andreas* > *Drewes*, *Antonius* > *Toni*, *Johannes* > *Hans*, *Hieronymus* > *Ohnimus*, *Kathrine* > *Trine*, *Liborius* > *Borries* usw. (vgl. die Zusammenstellungen in Fischarts Geschichtsklitterung Neudrucke 65—71, S. 161).[1])

2. In deutschen Zusammenrückungen: *herauf*, *heraus*, *herein*, *herunter* > *rauf*, *raus*, *rein*, *runter* (über *eraus*, *erunter*), *hinauf*, *hinaus*, *hinein*, *hinunter* > *nauf*, *naus*, *nein*, *nunter*; *eneben* > *neben*; *enweg* > *eweg* (das noch mundartlich belegt ist) > *weg*, alts. *an gimang* > nd. *mank* unter; alts. *te dale* > nd. *dal* hinab; aus *wo denn eben* entsteht auf nd. Gebiet *nēm* (F. Wrede, AzfdA. XXI, 157). In Visperterminen *leinig* aus *aleinig*, im älteren Elsässischen *blan* aus *wolan* (s. DW. s. v.). Norddeutsches *mal* = einmal geht auf *n̥mal* < *ên mal* zurück; niederdeutsch *man* entstammt aus *neman*. Sind auch die jungen Zusammensetzungen mit *rück-* für *zurück* so zu beurteilen: *Rückfahrt*, *Rückgabe*, *Rücklage*? oder liegt Einfluß von *rückwärts* vor?

3. In Wörtern mit Präfixen: mhd., insbesondere im 12. Jahrh., erscheint *hein* für *dehein*;[2]) ebenso steht mhd. gelegentlich *pfahen* neben *enpfâhen* (F. Bech, ZsfdPh. XXX, 230).

4. Auch selbständige Wörter können im Zusammenhang ihren Ton verlieren und daher Schwächungen erfahren: so erscheinen neben *aber* und *oder* mhd. die Formen *ab* und *od*; *im*, *in*, *ez*, *si*, *ist* können in der Enklise mhd. ihren Vokal verlieren (für Gottfried vgl. C. von Kraus, ZsfdA. LI, 331); mhd. *niur* nur = nhd. *nur*, ist aus *niwaere* entstanden; *man* wird in der Anlehnung zu *m*, z. B. *wiem* wie man, Engelberger Benediktinerregel, Geschichtsfreund XXXIX, 32, 11. 15. 21; *solm* soll man, ebda. 33, 20. 22. 29; 34, 2; *dazim* daß man, ebda. 18, 24 (*im* Nasalis sonans!), *stycktm* sticht man, Niederdeutsche Bauernkomödien 229, *schalm* soll man, ebda. 231, *darm* wo man 244; *dattm* daß man, Pondo, Speculum puerorum F.

Ahd. *bi thiu* = mhd. *bediu*, *bi gegene* = *begegene*, *in wec* =

[1]) Vgl. auch mhd. *krône* aus lat. *corona*.

[2]) Oder steht *hein* für *nehein*? Dann könnte *hein* zu *nehein* gebildet sein wie etwa *hât* neben *nehât* stand.

enwec, in zwei = entzwei; ahd. *sower* wird über *sewer* (vgl. S. 84, Anm.) zu *swer.*

§ 210. Seit dem 12. Jahrh. erscheint — besonders in oberdeutschen Quellen — am Ende von Wörtern ein *e*, wo die ältere Sprache überhaupt keinen Vokal hatte. Es begegnet hauptsächlich im Ausgang des Mhd. und beim Beginn des Nhd.; es reicht aber in einzelnen Belegen bis in das 18. Jahrh. hinein. Es erscheint wesentlich in einsilbigen Verbal- und Nominalformen: *empfalche, fande, harte, sahe = empfahl, fand, hart, sah; boume, steine = Baum, Stein.* In einzelnen Fällen liegt hier ganz unmittelbare Analogiebildung vor; wenn z. B. die Nominative und Akkusative Sg. der weiblichen *i*-Stämme ein solches *e* aufweisen, so hat das Vorbild der weiblichen *â*-Stämme eingewirkt. Der Hauptgrund aber für das Erscheinen jener *e* liegt in dem Auftreten der Schriftsprache. Gehörte ein Schreiber einer Mundart an, welche das *e* der Endsilben tilgte, und bemühte sich dieser, in einer Sprache zu schreiben, welche das Schluß-*e* bewahrt hatte, so entstand leicht eine Unsicherheit über die Fälle, wo er ein *e* ansetzen mußte, und wo nicht; so konnte es geschehen, daß das *e* auch da verwendet wurde, wo es der betr. Schriftsprache nicht zukam (Hyperhochdeutsch).

Vgl. Hans Nohl, *Sprache des Niclaus von Wyle.* Heidelberger Diss. von 1887, S. 65. — F. Vogt, ZsfdPh. XXVIII, 475.

B. Die Konsonanten.

I. Allgemeines.

Arten der Laute.

§ 211. Die Konsonanten, welche das Urdeutsche aufwies, zerfallen in die zwei Klassen der Sonorlaute und der Geräuschlaute. An Geräuschlauten besaß das Urdeutsche tonlose und tönende Verschlußlaute, tonlose und tönende Reibelaute. Im Lauf der späteren Entwickelung gestaltet sich das Bild noch mannigfaltiger: der tonlose Verschlußlaut tritt nicht nur ungehaucht auf, sondern auch als Tenuis aspirata; außerdem haben sich die zusammengesetzen Laute der Affrikaten ausgebildet. Von der letzten Klasse abgesehen, erscheinen die meisten der genannten Laute sowohl einfach als verdoppelt. Sonorlaute wie Geräuschlaute treten sowohl als Lenes als auch als Fortes auf. Es kann nicht jeder Konsonant in jeder Stelle des Wortes zur Anwendung kommen.

Anlautswechsel.

§ 212. Die größere oder geringere Intensität des Anlauts kann von der Stellung des Wortes innerhalb des Satzes abhängig sein. Bei Notker gilt für die Vertreter der germanischen Laute *b*, *g*, *th* — die bei ihm zweifellos ton- und hauchlose Verschlußlaute waren (s. u.) — folgende Regel. Sie erscheinen teilweise als *b*, *g*, *d*, teilweise als *p*, *k*, *t*, und zwar wird *b*, *g*, *d* geschrieben, wenn das vorhergehende Wort auf Vokal ausgeht oder auf *l*, *m*, *n*, *r*; *p*, *k*, *t* stehen nach stimmlosen Lauten, d. h. allen übrigen, sowie im Satzanfang. Germanisches *t* erscheint im allgemeinen als *t* ohne Rücksicht auf den vorhergehenden Laut; aber nach *n* des Auslauts tritt es als *d* auf. Anlautendes *f* und *v* wechseln derart, daß nach stimmlosen Lauten nur *f* auftritt, dagegen nach den stimmhaften sowohl *f* als *v* erscheint. Spuren dieser Regel begegnen auch in einigen althochdeutschen Glossen, sowie in mittelhochdeutschen Handschriften wie der St. Galler Hs. des Parzival und in der Vorauer Hs. (vgl. MSD[3] II, 188; C. Kraus, Gedichte d. 12. Jahrhs. S. 80); daß der Bereich ihrer Gültigkeit ein weit größerer war, als die Orthographie alter Denkmäler vermuten läßt, wird durch gewisse Erscheinungen heutiger Mundarten wahrscheinlich gemacht.

Vgl. J. Schatz, *Die Mundart von Imst.* S. 21. — Ed. Eliz. Wardale, *Darstellung des Lautstandes in den Psalmen Notkers nach der St. Galler Handschrift.* Züricher Diss. 1894. — M. H. Jellinek, *Zu Notkers Anlautsgesetz.* ZsfdA. XLI, 84.

Auslautswechsel.

§ 213. Bei den Geräuschlauten gilt die Regel, daß im Auslaut nur tonloser, nicht tönender Laut erscheint, so daß also in vielen Wörtern Wechsel zwischen tönendem und tonlosem Laut vorliegt. In Betracht kommen hierfür hauptsächlich die Spiranten. Es heißt also as. *geban-gaf, mugun-mah.*

§ 214. Inlautender Lenis entsprach altdeutsch auslautende Fortis. Der Schreibgebrauch Isidors macht es wahrscheinlich, daß dieses Gesetz schon in der althochdeutschen Periode gegolten hat (vgl. aber H. Paul PBB. VII, 131, Anm). Das Mittelhochdeutsche schreibt regelmäßig *tages-tac, pfades-pfat, libes-lîp, hoves-hof.* Ferner wechseln *-h-* und *-ch: sehan-sach;* auch das ist als Wechsel von Lenis und Fortis aufzufassen.

In einzelnen Gebieten ist aber Spaltung eingetreten: im Soesti-

schen wie im Alemannischen erscheint heute auslautende Fortis im Wechsel mit inlautender Lenis nur nach kurzem Vokal, während nach langem Vokal auch im Auslaut Lenis steht. Diese Entwickelung ist wohl nicht sehr neuen Datums; wenn im Mitteldeutschen und Niederdeutschen der mittleren Periode *ch* nach langem Vokal in Teilen des Gebiets verloren geht, so setzt das auslautende Lenis, nicht Fortis voraus.

Daß aber mit jener Scheidung nach der Quantität des vorhergehenden Vokals etwas Ursprüngliches bewahrt sei, daß nach langem Vokal die Lenis überhaupt nicht zur Fortis geworden, ist nicht wahrscheinlich. Dagegen spricht der durchgehende Brauch des Mittelhochdeutschen, welcher jenen Unterschied nicht kennt; ferner scheint im heutigen Bairischen auch nach langem Vokal die Fortis zu gelten; endlich findet sich im Alemannischen heutzutage auslautende Lenis auch da, wo sie zweifellos aus alter Fortis hervorgegangen; so basl. *rīspret*, *rîsnagl* zu *risse*, reißen, *gfrēs* Gesicht = mhd. *gevraeze*.

Die Regel, wonach Lenis im Auslaut zur Fortis werden muß, ist heute nicht mehr — wenigstens nicht überall mehr — lebendig; wo in den heutigen Mundarten, sei es durch Übertragung, sei es durch Abfall eines auslautenden *e*, die Lenis in den Auslaut getreten, kann sie erhalten bleiben.

§ 215. Lehnt sich ein vokalisch anlautendes Wort eng an das vorhergehende an, so erscheint dessen Ausgang als Inlaut, und der Auslautswechsel kann nicht Platz greifen: z. B. *zeigen: geneigen (= geneig in)* Wiener Servatius 1105, *Schianatulander : vander (= vant er)* Parz. 138, 26, *saher (= sach er) : zaher* Ottokar 16923 (auffallend: H. von Heslers Apokalypse 12868 *lammes : gram es)*.

Doppelkonsonanz.

§ 216. Die Verdoppelung eines Schriftzeichens erscheint im Altdeutschen nur zwischen Vokalen; es steht also nebeneinander *mannes-man*, *ezzan-az*, *kussian-kusta*. Wenn im Neuhochdeutschen die Doppelschreibung auch dem Silbenauslaut zukommt, so beruht das nicht auf einer lautlichen Veränderung, die seit der mhd. Zeit in diesem Auslaut eingetreten wäre, sondern sie ist hervorgerufen durch die Rücksicht auf die Formen, welche den betreffenden Laut zwischen Vokalen darboten.

Jener altdeutsche Wechsel zwischen In- und Auslaut schließt

die Möglichkeit aus, anzunehmen, daß in der altdeutschen Zeit das doppelte Zeichen nur die Bedeutung einer Fortis gehabt habe, denn nach dem auf § 214, S. 179 Gesagten wäre für den Auslaut nicht Abschwächung, sondern vielmehr Verstärkung der Artikulation zu erwarten. Ebenso wenig wahrscheinlich ist, daß jene Doppelschreibung wirkliche Doppelkonsonanz mit doppelter Artikulation bezeichnen sollte. Ein derartiger Laut konnte überhaupt wohl nur da entstehen, wo Stammauslaut mit identischem Suffixanlaut zusammentrat oder Angleichung von Konsonanten geschah; nicht da, wo ein Konsonant vor folgendem Sonorlaut (z. B. vor *j* und *w*) eine Verstärkung erfuhr. Daß in geschichtlicher Zeit ein Unterschied zwischen beiden Klassen bestanden habe, läßt sich nicht erweisen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß wir in jenen Doppelschreibungen lediglich Zeichen für lange Konsonanten zu sehen haben, die aber insofern den Geminaten nahe standen, als der Anfang der Konsonanten zur ersten Silbe, der Schluß zur zweiten Silbe gehörte, sich zwei Expirationsstöße in den Laut teilten. Eine solche Aussprache aber ist im Auslaut und vor Konsonanten unmöglich.

Im Urdeutschen, vielleicht auch bis in geschichtliche Zeit hinein, bestand lange Konsonanz auch nach Konsonanten. Geschrieben wird hier im Althochdeutschen das Doppelzeichen höchstens in ganz vereinzelten Fällen; sie ist wohl früh zur einfachen Fortis gewandelt worden: ahd. *wulpa* < **wulbba* < **wulbbja*, ahd. *henken* = **hankkjan*.

§ 217. Vielleicht noch westgermanisch, vielleicht erst urdeutsch vollzieht sich ein Wandel von langer Konsonanz zu einfacher Konsonanz, wenn der betreffende Laut in unbetonter Silbe stand. So entspricht der Dativendung des Adjektivs got. *-amma* im Altsächsischen und Althochdeutschen die Endung *(-a-, -e-, -u-) mu*. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich dann in geschichtlicher Zeit. Im Althochdeutschen begegnet *soliher* < *solihher;* bisweilen erscheint der Ausgang des flektierten Infinitivs *-ennes, -enne* zu *-enes, -ene* geworden, was dann mittelhochdeutsch noch viel häufiger wird.[21]

§ 218. Im Althochdeutschen — kaum im Altsächsischen — ist lange Konsonanz in hochbetonter Silbe auch nach langem Vokal ursprünglich erhalten und wird dementsprechend bei der Lautverschiebung behandelt.

[21] Vgl. Ernst Reuter, *Neuhochdeutsche Beiträge zur westgermanischen Konsonantengemination*. Freiburger Diss. von 1906.

Aber im Laufe der Periode tritt in der Schrift Vereinfachung ein, teilweise auch in der Aussprache, d. h. aus dem langen Konsonanten wird einfache Fortis,[1]) die dann weiterhin vielfach zur Lenis wird, so daß, wo dies der Fall, kein Unterschied mehr zwischen ursprünglich einfachem und ursprünglich langem Laute besteht. Die gleiche Erscheinung der Vereinfachung zeigt sich auch wieder in späterer Zeit, wenn altes *hêriro* im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen zu *hêre* geworden ist.

§ 219. In der neuhochdeutschen Zeit hat auch eine Reduktion der langen Konsonanz nach kurzem hochbetontem Vokal stattgefunden. Manche Gelehrte behaupten, daß die alte Doppelkonsonanz heute völlig mit der einfachen zusammengefallen sei; andere leugnen diesen Zusammenfall.

Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, daß die Verhältnisse nach verschiedenen Mundarten verschieden sind. Auf mittel- und niederdeutschem Gebiet, ebenso im nördlichen Alemannischen, scheint allgemein Zusammenfall von einfachem und gedoppeltem Laute eingetreten zu sein, soweit nicht etwa der Unterschied vorliegt, daß der eine Laut Spirant, der andere Verschlußlaut ist. Im Schweizerischen dagegen unterscheiden sich bei Spirans und Verschlußlaut der alte einfache und der alte Doppellaut ganz deutlich als Lenis und Fortis, bzw. langer, dem Doppellaut nahe stehender Laut. Bei den liquiden Lauten gilt in einem Teile der Mundarten der eben gemachte Unterschied; in anderen ist der alte Doppellaut mit der Lenis zusammengefallen. Das erstere ist z. B. der Fall im Kerenzer Gebiet, das letztere in dem unmittelbar angrenzenden Toggenburg.

§ 220. Die Zeichengebung der neuhochdeutschen Schriftsprache setzt den Zusammenfall von Doppelkonsonanz und einfacher Konsonanz voraus, oder mindestens mußte der Unterschied zwischen beiden verschwindend klein geworden sein. Wir bezeichnen heute jeden Konsonanten nach kurzem Vokal mit doppeltem Zeichen, auch da wo niemals früher eine Doppelkonsonanz vorhanden war oder irgend ein Grund für die Entstehung einer solchen. Nach S. 122 ist nämlich kurzer Vokal vor einfacher Konsonanz im allgemeinen gedehnt worden; vor Doppelkonsonanz blieb die Kürze bewahrt. Als nun die Doppelkonsonanz sich vereinfachte, entstanden genau die gleichen Lautgruppen wie

[1]) Noch heute gibt es alemannische Mundarten mit erhaltener langer Konsonanz.

da, wo kurzer Vokal vor einfacher Konsonanz keine Dehnung erlitten hatte; es wurde daher die überlieferte Schreibung mit zwei Zeichen auch auf jene anderen Fälle übertragen: mhd. *doner* wird jetzt *Donner* geschrieben, weil z. B. mhd. *sunne* in der neuhochdeutschen Aussprache zu *Sone* geworden war.

§ 221. In neuhochdeutscher Zeit konnte Doppelkonsonanz auch am Anfang eines Wortes entstehen, wenn in dem Präfix *ge-* der Vokal ausfiel und das übrigbleibende *g* vor *g (k)* im Anlaut des Stammes trat oder bei Zusammentreffen mit dentalem oder labialem Verschlußlaut sich diesem anglich. Diese lange Konsonanz ist teilweise vereinfacht worden; so heißt es im Südfränkischen *denkt* aus *gedenkt, bracht* aus *gebracht.* Teilweise aber tritt diese Vereinfachung nicht ein, wie in Gebieten des Alemannischen und des Bairischen.

Assimilation.

§ 222. Es können Konsonanten assimiliert werden, wenn sie sich unmittelbar berühren, oder wenn sie durch andere Laute getrennt sind. Die Konsonanten können einander völlig gleich gemacht oder bloß einander näher gebracht werden. Die Angleichung kann den späteren Laut dem früheren oder den früheren dem späteren angleichen (vorwärtswirkende, rückwärtswirkende Angleichung).

I. Angleichung bei der Berührung.

a) Vorwärts wirkende Angleichung:

§ 223. Von den zahlreichen Angleichungen aufeinander stoßender Konsonanten sind die häufigsten diejenigen, welche in den Verbindungen von Nasal mit Verschlußlaut stattfinden.

1. Auf dem ganzen deutschen Gebiet ist *mb* zu *mm* geworden, und zwar auf mitteldeutschem und niederdeutschem Boden schon in mittelhochdeutscher Zeit.[1]) Das im Auslaut diesem *mb* entsprechende *mp* blieb lautgesetzlich erhalten; in weitaus den meisten Mundarten ist es jedoch durch Ausgleichung dem *m* (*mm*) des Inlauts gewichen; nicht eingetreten ist die Ausgleichung z. B. in Werden und Remscheid, im Altenburgischen, im Schlesischen.

2. Inlautendes *ng* hat sich auf dem größten Teile des deutschen Sprachgebiets zu gutturalem Nasal assimiliert. Nicht stattgefunden

[1]) Auch alemannisch: *samestage* Züricher Urkundenb. IV, 119 (a. 1269), *samistage* Urkundenb. der Stadt Basel II, 52 (a. 1272).

hat diese Ausgleichung hauptsächlich im Westfälischen; ferner ist selbständige Existenz eines Gutturals bezeugt für die Gegenden von Peine (Hannover), Leer, Hamburg, Husum, Greifswald, Treuenbriezen. Der Beginn dieser Angleichung scheint in altdeutsche Zeit zurückzureichen. Im Auslaut fand wieder Assimilation lautgesetzlich nicht statt; wohl aber trat in gewissen Teilen des Gebietes der Laut des Wortinnern auch in das Wortende über. Der auslautende Verschlußlaut blieb wohl so ziemlich auf dem ganzen Gebiete des Niederdeutschen, ferner im Sächsischen und Schlesischen. Wann die Ausgleichung stattfand, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls mußte das *g* noch seine selbständige Geltung haben zu der Zeit, als das Suffix *-ing-* zu *-ig-*, *-ung* zu *-ug* wurden. Dies geschah im Oberdeutschen etwa im 14. Jahrh.

3. Inlautend *nd* ist auf niederdeutschem und teilweise auf mitteldeutschem Gebiet, im westl. Schwäbischen allgemein zu *nn* geworden, aber auch in Visperterminen im Wallis.

In noch weiterem Umfang muß *nd* in unbetonter Silbe unter gewissen Tonverhältnissen zu *nn* geworden sein: Die Form *Owe*, *Obe*, Abend, die in elsässischen und schweizerischen Mundarten erscheint, erklärt sich nur aus *Aben* und dies aus den obliquen Formen *Abendes*, *Abende*. Dann wird auch *-ende* des Partizips zu *-enne* geworden sein, und so erhalten wir eine gute Erklärung für die starke syntaktische Vermischung von Infinitiv und Partizip, der z. B. die nhd. Futurumschreibung zu verdanken ist (vgl. F. Bech, *Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Praesentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv.* Progr. v. Zeitz 1882), s. oben § 191, 2.

Neben dem Wandel vor *nd* > *nn* findet sich hauptsächlich auf mitteldeutschem Gebiet Wandel von *nd* zu *ng*, der bereits in die mittlere Periode hinaufzureichen scheint, besonders mittelfränkisch, sodann hessisch, thüringisch, sächsisch, schlesisch; teilweise auch niederfränkisch, sowie in einzelnen Gegenden des Niederdeutschen (Waldeck, Westpreußen); auch auf oberdeutschem Gebiet, wie im Elsässischen und im Kanton Bern. In manchen Gegenden erscheint *nn* und *ng* neben einander, wie in Ruhla, im Altenburgischen; möglicherweise kam hier *ng* ursprünglich der Stellung nach palatalen Vokalen zu.

Noch weiter geht der Wandel von *nd* > *ng* in unbetonter Silbe: ahd. *tûsunt* schon mhd. *tusung*, *tusinc*, heute alem. und sonst

weit verbreitet *tausig*. Das Partizip auf *-ende* ergibt in den heutigen Mundarten vielfach Adjektiva auf *-ing*, *-ig*, s. unten § 312; mundartl. *lebig* = *lebende*. Im Oberhessischen erscheinen *newich*, *zwischich* < *nebent*, *zwischent* = *neben*, *zwischen* (s. E. David, Germ. XXXVII, 395).

Aus md. Mundarten, die *nd* zu *ng* wandeln, stammt nhd. *schlingen* = mhd. *slinden*.

4. *-ld-* ist in einem großen Teil des deutschen Sprachgebiets zu *-ll-* geworden; Ausnahmen hiervon bilden insbesondere das Schwäbische und Niederfränkische.

§ 224. Auf nd. Gebiet ist *tk* zu *tt*, *t* geworden: *en beten* ein bißchen (< *bet-ken*), *lütte* kleine (< *lütke* < *lüttike*), vgl. E. Mackel, *Jahrb. des Vereins für nd. Sprachforschung* XXXII, 40.

b) Rückwärts wirkende Angleichung.

§ 225. 1. Verschlußlaut vor Verschlußlaut wird diesem in bezug auf die Artikulationsstelle angeglichen; das Ergebnis dieser Angleichung erhält die Artikulationsstärke des ersten Konsonanten: *Ratberteswilare* > *Rapperswil*, *Liutbold* > *Liupold;* mhd. *wilpraete* neben *wiltbraete*, mhd. *schantbaere* = älter nhd. *schamper*.

2. *-tf* ergibt *-pf:* ahd. *antfahan*, *antfelhan*, *antfindon* = mhd. *enpfâhen*, *enpfelhen*, *enpfinden*; mhd. *swerfurbe* (Basler Urkundenb. II, 188) = *swertfurbe* Schwertfeger; *Stupferich* = *stuotpferch* (s. oben S. 116); schwäbisch *Apfekat* Advocat.

3. Mhd. *hôchvart* ergibt nhd. *Hoffart*.

4. Mhd. *kz* ergibt späteres *z: Blitz* = mhd. *blickeze*, *schmatzen* = *smackezen*, mundartl. *gatzen* gackern = gackezen; *ausmerzen* = *ausmerkezen* (vgl. Neubauer, *Zs. f. Volkskunde* XIII, 100).

§ 226. Assimilation von *hs* zu *ss* ist allgemein niederfränkisch und niederdeutsch, erscheint aber auch mittelfränkisch, hessisch, hennebergisch, ruhlisch, im südlichen Elsaß. Auch im Westschwäbischen ist der Guttural verloren und der Vokal davor gedehnt. Jedenfalls auf niederfränkischem und niederdeutschem Gebiet gehört diese Angleichung bereits der mittleren Periode an. In unbetonter Silbe begegnet sie schon im Oberdeutschen des 9. Jahrhs.: *mezziras* < *mezzirahs*.

Vgl. A. Ritzert, PBB. XXIII, 149. — Otto Heilig, *Aus badischen Ortsnamen*, IV: *Ausfall des h oder ch vor s*. ZsfhdMaa. III, 183.

§ 227. Die Lautgruppe *-lr-* hat sowohl vorwärtswirkende wie rückwärtswirkende Ausgleichung erfahren, ist bald zu *ll*, bald zu *rr* gewandelt. In der Gegend von Emmendingen heißt der Milch-

rahm sowohl *millere* als *mirrn* (frdl. Mitteilung von F. Kluge). Die Ortsnamen auf ahd. *-wilari* haben eine Form auf *-wilre* entwickelt: diese wurde zum Teil > *wille*, und so wurden die schweizerischen Weiler-Orte seit dem Ausgang des 12. Jahrhs. fast durchweg zu solchen auf *-wil;* anderseits wurde sie zu *-wīre*, daher zahlreiche Ortsnamen auf *-weier*, die ursprünglich mit *-wilari* gebildet waren. *keller* ist in der Schweiz, in Schwaben, in Nassau, im Westerwald als *ker* bezeugt.

Vgl. Georg Heeger, *Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen.* Progr. von Landau 1910, S. 43. — O. Behaghel, *Wörter und Sachen* II, 43.

§ 228. Nasal vor Verschlußlaut richtet sich nach dem Organ des Verschlußlauts.

1. Das zeigt sich einerseits in der Zusammensetzung: *Amboss* = mhd. *aneboz*, *Imbiss* = *In* + *Biss*, mundartl. *Hambutte* = *Hagenbutte*, *Homberg*, *Homburg* = *ze dem hôhen berge*, *ze der hôhen burg*, *Naumburg* = *ze der Niuwenburg*, *Humbold* = *Hûnbold; empfinden* < *enpfinden* < *entfinden; Himbeere*, *Wimper* < *Hintbere*, *wintbra.*

2. Es zeigt sich ferner vor n̥ der Endung, des Suffixes: mhd. *zesmen* neben *zeswen;* bei Hugo von Montfort 1, 13 2; 3, 6 *silmen* = Silben; nhd. *Alm* aus *albn̥*, also Nebenform zu *Alp;* älter nhd. *Schwalme* neben *Schmalme,* elsäss. *Permedickel* aus *Permendickel, Perpendikel;* in der Rhön *schodme* Schatten (aus *schatwen*).

II. Angleichung von einander nicht berührenden Lauten.

§ 229. Es werden Laute angeglichen, die nur durch einen Vokal von einander getrennt sind: *Mümling* < *Mimininga* < *Nemaning* (s. Drexel, *Römisch-germanisches Korrespondenzbl.* III, 9), mhd. *neizwer* > älter alem. *neiwer* (vgl. § 276), > *neume* jemand; in Handschuhsheim und hessisch *rumeniere* aus **ruweniere* ruinieren, mundartl. *Karminat* < *carbonnade;* mhd. *niuwan* > alem. *numme* nur (Assimilation von zwei Seiten her), and. *newan* > **neman* > neuniederdtsch. *man* nur (vgl. H. Schroeder und O. Behaghel, IgF. XXII, 195. 340), mundartl. *pemsl* Pinsel, *pimmese* Binse (in Imst), mhd. *koukelaere* (s. F. Bech, ZsfdA. XL, 71; Pr. Lessiak, *Igm. Anzeiger* XXVII, 45) neben *goukelaere*, mundartl. *kucken* neben *gucken*, elsäss. *Goxweiler* aus *Goteneswilre* (*Gots.* > *Gogs-*), mhd. *tiutsch* aus *diutsch*, bei Elisabeth Stagel *schúschel* Schüssel.

Vgl. E. Schroeder, AzfdA. XXIV, 19. — O. Behaghel, *got. Kreks und marikreitus.* ZsfdWf. IV, 250.

§ 230. Es werden Laute angeglichen, die durch mehr als einen Vokal getrennt sind:

1. Es beeinflussen sich Silbenanlaute:

α. Im selben Wort: *Messmer* neben *Messner*, *Malmasier* neben *Malvasier*, *Dantersbach* bei Offenburg < *Dankheresbach*, preußisch *Matterwendel* aus *Natterwendel* (H. Suolahti, *Die deutschen Vogelnamen* S. 35), mundartl. *Standal* Skandal, appenzellisch *strötze* = *spritzen*, nürnbergisch *stortseneier* Schwarzwurzel (scorzonera), erzgebirgisch *ziefzen* = *seufzen*; mhd. *scheneschalt* = *seneschalt*, nhd. vielfach *Scherschant* = *Sergeant*.

β. In verschiedenen Wörtern: in der Rhön *mer mon* wir wollen.[1])

2. Es beeinflussen sich Silbenauslaute: mundartl. *Hochzich* mhd. *hôchzit*, *Ittersbach* bei Pforzheim < **Ittersbur* < *Utilspur* (1232).[2])

3. Es beeinflussen sich Silbenanlaut und Silbenauslaut: *Pflaume* aus *prunus*, *Pilgrim* aus *peregrinus* (vgl. F. Kluge, *Nominale Stammbildungslehre der german. Dialekte*[1], S. X), schwälmisch *braum* braun (ZsfhdMaa. 1906, 83), mundartl. *Unschlich*, *Inschlich* Unschlitt; in Nordthüringen *Märschingskohl* aus *Wirschingskohl*, in Kirchgöns bei Gießen *Würmelwind* = Wirbelwind.

§ 231. Der Assimilation verwandt ist die Vorausnahme einer Artikulation an einer Stelle, wo vorher überhaupt kein Laut stand: *Henchurst*, Name eines ausgegangenen Ortes bei Bühl, < *Emychenhurst*, *nernsticheit* Ernst (s. K. Weinhold, Mhd. Gramm.[2] § 217), gottscheeisch *trischtrug* Tischtruhe, mhd. *zweswe* = *zeswe*, bei Elisabeth Stagel.

Dissimilation.

§ 232. Die Dissimilation zeigt sich in drei verschiedenen Erscheinungen:

1. Von zwei übereinstimmenden Lauten geht der eine in einen andern Laut über.

2. Der eine der beiden übereinstimmenden Laute wird getilgt.

3. Von verschiedenen möglichen Bildungsweisen wird diejenige gewählt, die nicht eine Übereinstimmung benachbarter Laute zur Folge hat.

Die Übereinstimmung der Laute kann eine vollständige sein, oder sie stehen sich bloß nahe.

[1]) Mitteilungen über Rhönmundarten entnehme ich einer noch ungedruckten Arbeit meines Schülers Herrn K. Glöckner.

[2]) Nach der Angleichung wurde dann *-bur* mit *-bach* vertauscht.

§ 233. Daß einer der beiden übereinstimmenden Laute in einen anderen übergeht, kann bei verschiedener Anordnung der Laute eintreten.

1. Die beiden Laute stehen unmittelbar nebeneinander. Der Fall kann sich nur ergeben, wenn die Laute bloß teilweise übereinstimmen:[1]) *-dl-* wird mehrfach zu *-gl-:* der Ortsn. *Figelsdorf* (bei Freising) = *Vitalesdorf* um 850 (die Traditionen des Hochstifts Freising I, S. 602), mit *g* zuerst belegt zwischen 1098 und 1137 (ebda. II, 357); in der Gegend von Karlsruhe und in der Zips (PBB. XIX, 311) *brägle* = *bräteln* (*«gebrägelte kartoffel»*), *Binkl* westböhm. = Bündel (Bayerns Mundarten II, 241), *Einsiegel* = *Einsiedel* (R. Sprenger, ZsfdW. III, 262, Joh. Schwäbl, *Die altbayr. Mundart* S. 401), elsässisch *fekletet* neben *fitlitet* Fidelität, altbair. *Figlbogen* = Fiedelbogen (Schwäbl, aaO. 40); *gefelckelt* westböhm. = gefältelt (Bayerns Maa. II, 241). Die *Naglergasse* in Wien ist eine alte *Nadlergasse;* bei Hans Sachs *Schaffickel* für *Schaffittl,* Name einer Ohreule (Suolahti, *Vogelnamen*, S. 318); altbair. *bleger* = blätter (vgl. Schwäbl, aaO. 41). Ähnlich wird *dn* > *pn:* in Gottschee *Laipnont* neben *Laitnont.*

Daß der deutsche Übergang von *hs* > *ks* eine Dissimilation von Spiraus gegen Spirans sei (Fr. Holthausen, AnzfdA. XXVI, 32; K. Brugmann, Dissimilation S. 155), ist wenig wahrscheinlich; es liegt wohl eher eine unvollkommene Angleichung vor; die Artikulationsstellen von *k* und *s* liegen sich näher als die von *ch* und *s.*

2. Die beiden Laute sind bloß durch Konsonanz getrennt: *Paderborn* tritt uns a. 1019 in der Form *Podelbrunnensis* entgegen (J. H. Gallée, *Alts. Gramm.*[2], 47); mhd. *werntlich* neben *werltlich;* mhd. *urblinge* aus **urbringe* aus *urbaringe* (Lexer, mhd. Wb. II,2000).

3. Die beiden Laute sind bloß durch Vokal getrennt:

a) Der erste Laut verändert sich:

aa) Er steht in hochtoniger Silbe:

Bei völliger Gleichheit der Laute: otfr. *analihhi* aus *alalihhi*, *analust* aus *alalust;* in Steiermark *alawanti* = en avanti; mhd. *enelende* < *elelende;*[2]) badisch *Klengen* stammt aus *Kneinga,* wohl über *Knenga*, bad. *Landshausen* aus *Nanthoheshusen*; der württembergische Ortsname *Tettnang* lautet mundartlich *Tetlang*

[1]) *Freventlich* kann nicht dissimiliert sein aus *frevellich;* es wird zu *frevelich* gebildet sein, wie *wesentlich* neben *weselich* bestand.

[2]) Sophus Bugge leitet mhd. *brüelen* aus *blüelen* her, PBB. XXI, 420.

(das Königreich Württemberg IV, 493), in Gottschee *kūpits* Nabel neben *pūpits*, aus sloven. *popec;* im Taubergrund *Numpfl* neben *Mumpfl* Mundvoll; in Ranies bei Magdeburg *tapel* = *Pappel* (s. W. Schultze, ZsfvglSprachf. XXII, 38).

Bei nur teilweiser Gleichheit der Laute: ahd. *chilihha*, im heutigen Alemannisch *kilche* und *chilche* (zur Verbreitung der Erscheinung vgl. K. Bohnenberger, ZsfdWf. II, 5) hat *r* in *l* gewandelt, weil die Artikulation von *r* der des nachfolgenden *hh* nahestand (also kein Zungen-r?); alem. *bilche* = *Birche*, *Birke*. Vielleicht ist auch der Name des bekannten Bodenseefischs *Felchen* aus *feraho* entstanden und somit verwandt mit dem Namen der Forelle. In Brienz heißt es *schüfter* aus *schüchter* schüchtern (vgl. P. Schild, PBB. XVIII, 359). Hessisch *Aspisheim* geht auf *Asmundesheim* zurück; die Zwischenstufe muß **Asbundesheim* gewesen sein. *Visperterminen*, alt *Termenon*, lautet mundartlich *Fischperterbinu*. Im Taubergrund steht *būbem* Mund neben *būnem* (hebräisch *pōnim* Gesicht).

bb) Er steht in nicht hochtoniger Silbe: bei gleichen Lauten: die badischen Ortsnamen *Ettlingen*, *Gündlingen*, *Jöhlingen* sind entstanden aus *Ediningon*, *Gundiningon*, *Johaningon;* mhd. *sammeln* = mhd. *samenen;* südostpfälzisch *lēchle*, *rechle*, *drigle*, *zēchle* = *leugnen*, *rechnen*, *trocknen*, *zeichnen;* ahd. *forhana* = mhd. *forhene* und *forhele*, wo *forhele* aus der flektierten Form *forhenen* stammt. Ebenso entsteht *Orgel* aus mhd. *orgene*.[1])

Bei bloß ähnlichen Lauten: die hessischen Ortsnamen *Heppenheim*, *Oppenheim*, *Wachenheim* erscheinen mundartlich als *Hepperem*, *Opperem*, *Wacherem*, aus *Heppenem*, *Oppenem*, *Wachenem*.

b) Der zweite Laut weicht aus:

Bei gleichen Lauten: in Brienz *chüfla* aus *chūchla* Kunkel (P. Schild, PBB. XVIII, 359), schwäbisch und oberhessisch *appedick* aus *appetit*, in Gotschee *tūken* = *tuten*.

Bei bloß ähnlichen Lauten: mundartl. *mer* für *man* (s. J. Franck, AzfdA. XVII, 102, W. Horn, *Litbl. f. germ. u. roman.*

[1]) Hierher gehört wohl auch der Fuldische Ortsname *Niesich* aus *Nüssess* aus *Niuseze*, s. Fuldaer Geschichtsblätter 1909, S. 9. Im Oberhessischen erscheint eine Anzahl von merkwürdigen Ortsnamenbildungen auf *-es: Meiches* (aus *im Eiches*), *Büches*, mundartl. *Linnes* Kleinlinden, der Flurname *Erles*. Zur Erklärung wage ich folgende Vermutung: *Eiches* und *Büches* werden auf *eichahi*, *buochahi* zurückgehen; daraus mußte zunächst *Eichich*, *Büchich* werden, und hier ließ man, um der unangenehmen Nachbarschaft der beiden *ch* zu begegnen, Dissimilation eintreten. Das so entstandene Suffix griff dann weiter auf *Erles* und *Lindes*.

Phil. 1899, 401; Aug. Gebhardt, *Grammatik der Nürnberger Mundart*, S. 176; O. Behaghel, *mer* = *man* ZsfdW. X, 31); der *Gammelsbach* in Baden = älterem *Gamenesbach;* im Odenwald *anewurt* irgendwo, aus *anemurt* an einem Ort; in Gottschee *Schlike* = *Schlitten,* und *fokken* steht neben *foppen.*

c. Der ausweichende Laut kann von beiden Seiten her beeinflußt sein: mainzisch *perolieren* aus *perorieren.*

4. Die beiden Laute gehören derselben Silbe an und sind durch Vokal + Konsonant getrennt: appenzellisch *sebert* neben *sedert* seit; nhd. *Gleissner* aus **Gleigsner* < *gelihsenaere (hs* > *ks* > *gs).*

5. Die beiden Laute stehen im Anlaut benachbarter Silben, der erste im Wortanfang, der zweite im Wortinnern.

a) Der erste Laut weicht aus:

Im ersten Gliede der Zusammensetzung: mhd. *Blachfeld* aus *Flachfeld*, *Saudistel* aus *Daudistel; Pflaume* gegenüber lat. *prunus* aus **plumtriu* Pflaumenbaum? mundartlich *Heidechse* aus *Eidechse* (zerlegt in *Eid-echse*), *Herdapfel* aus *Erdapfel;* in Gottschee *Brinschlaich* Blindschleiche; neben mhd. *klobelouch* steht *knobelouch;* badisch *Gutenbach* aus *Budenbach*, elsäss. *Mollenbach* aus *Bollenbach*, bad. *Vogtsburg* aus *Bochesberg*; älter nhd. *Gurteltaub* Turteltaube (H. Suolahti, *Die deutschen Vogelnamen* S. 217); in Handschuhsheim *manigmal* > *wanichmool.* — Vereinzelt sind solche Fälle bei einer teilweisen Gleichheit von Lauten: badisch *Mahlspüren* aus *Walsburron*, *Mersberg* aus *Wersberg.*

In der ersten Silbe nicht zusammengesetzter Wörter: *kartoffel* aus ital. *tartufolo*, elsäss. *Warmel* aus *Marmel* Marmelstein; in Gottschee: *Murke* aus *Gurke*, in der Rhön *Schmolme* neben *Schwolme* Schwalbe.

b) Der zweite Laut weicht aus:

Appenzellisch *chäsker* Käsenapf aus *chäscher* (*-cher* aus *-char*, = ahd. *kar* Gefäß).

6. Die beiden Laute stehen im Anlaut benachbarter Silben, beide im Wortinnern: badisch *Oedengesäss* aus *Oesingesezze;* alem. *Fazenettle* Taschentuch, < **Fazzelettle* ital. *fazzoletto* (J. Franck, AnzfdA. XXXV, 100); vogtländisch *Hämärwel* Hemdärmel.

7. Die beiden Laute stehen im Ausgang zweier aufeinander folgenden Silben:

a) Der erste Laut weicht aus:

Im ersten Gliede der Zusammensetzung: *Maulbere* aus *Murbere,* badisch *Helmsdorf* aus *Hermsdorf*, *Maulburg* aus *Mur-*

pach; hessisch *Wingilsberg* = *Wingertsberg* (H. Reis, ZsfdMaa. 1908). In Leihgestern bei Gießen *wärwil* wohlfeil, in Glücksburg *ellegarn* Irrgarten (Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. XX, 7).

Im nicht zusammengesetzten oder nicht als zusammengesetzt empfundenen Wort: ahd. *bilgerin* peregrinus, in Brienz *Wiftrach* aus *Wichtrach* (P. Schild, PBB. XVIII, 359), appenzellisch *härtel* neben *häItel*, aus Halbteil; in der Schwalm *kombeljong* Kompagnon (ZsfdMaa. 1906, 83[1]); in Glücksburg *obselfiern* (Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforschg. XX, 7).

b) Der zweite Laut weicht aus: mhd. *dörpel* aus *dörper* (s. J. Stosch, ZsfdWf. II, 294), mhd. *karkel* neben *karker*, *körpel* neben *körper*, *mardel* neben *marder*, *ruodel* neben *ruoder*, mundartlich *Erbel* für *Erdbeere*, *Marbel* für *Marmel*; oberhessisch *Norbiln* aus **Lorbiln*, aus **Lorbern;* im Ostpreußischen heißt es für *Schwarm—Schwärme schwalm—schwärme*, es ist also offenbar im Sgl. Dissimilation durch den bestimmten Artikel erfolgt: *der schwarm* > *der schwalm;* mhd. *martilje* das Märtyrertum; schweiz. *Hilterfingen* aus *Hiltolfingen* (s. F. Vetter, *Über Personennamen und Namengebung in Bern*, S. 19); bad. *Bergalingen* aus *Berngeringin*.

8. Von den beiden Lauten steht der eine im Silbenanlaut, der andere im Auslaut der nächsten Silbe.

a) Der erste Laut weicht aus:

Lieštere neben *riešter* (Schweiz. Id. VI, 519), Gottschee *Lüttersporn* Rittersporn; oberhessisch *Norbiln* < *Lorbiln* (< *Lorbern*); in der Rhön *naivl* enthülsen, zu *loüfel*, Hülse; am Mittel- und Niederrhein *wenzelen* aus **wälzelen* (vgl. J. Franck, ZsfdA. XXVII, 142). Otfr. *anahalba* aus *alahalba*; nhd. *Alfanz* zu ahd. *gianavenzon*.

b) Der zweite Laut weicht aus: mhd. *trisol* aus *trisor*, mundartl. *Brummel* aus *Brombere*.

9. Es besteht eine noch größere Entfernung zwischen den beiden Lauten:

Der erste Laut weicht aus: *zi allemo anaguate* für *alaguate* mehrmals bei Otfrid; mhd. *schintvezzel* neben *schiltvezzel*, mhd. *Swanevelde* (Ortsname, Nib. 1525) aus *Swalevelde* (vgl. Lachmann zu der Stelle).

§ 235. Daß einer der übereinstimmenden Laute ganz verschwindet, kann bei verschiedenen Anordnungen der beiden Laute geschehen:

[1]) Nd. *dölp*, das zwischen der unteren Weser nnd Elbe für *dorp* begegnet, stammt wohl aus dem Plural *dörper*?

a) Die übereinstimmenden Laute sind nur durch einen oder mehrere Konsonanten getrennt: neben *Gerdrut* erscheint schon mhd. die Form *Gedrut* (z. B. Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbaiern XXIX, 201: *nach sand Gedruden dag*, vor 1295); in Gottschee der Vorname *Geto* aus **Margeto*, aus *Margreta*, in hessischer Mundart *Kirfet*, Kirchhof, aus *Kirchfride*; neben *wereltlich* steht mhd. *weretlich*, bei Müllheim in Baden erscheint 1368 der Hof *Altikon* aus **Altlikon* aus *Altelinghoven;* mhd. und appenzellisch begegnet *Zenter* = *Zentner*. Im Alts. steht *besto* neben *betsto*; in Nürnberg und wohl auch sonst in nachlässiger Rede *hest*, *test* neben *hetst*, *tetst* = *hättest*, *tätest*; in Pernegg lautet die 2 P. Sgl. Cj. Praet. *klogest* < *klogetst* (= *klagetest*); Niebergalls Werke S. 120 *wann de nor wisst* (wüßtest). Bei Gundacker von Judenburg 725 *antwurst du* = *antwortetest du*, 751 *du chust* = *küsstest*, 787 *cherst du* = *kehrtest du*, vgl. Jaschkes Einleitung, S. XVII. In der Rhön ist *Fenster*, *finster* über **fentster*, **fintster* zu *fendser*, *findser* geworden. Aus *sechs* + *zehn* wird *sechzehn; Weibsbild* erscheint in der Rhön als *Weisbel.*

b) Die Laute sind nur durch Vokal von einander getrennt:

aa) Der erste Laut fällt aus:

Er steht in betonter Silbe: ahd. *thaz iz* > *theiz*; mhd. *lâte* — *schâte* aus **laete* — **schaete* < *ladete* — *schadete* (vgl. K. Zwierzina, ZsfdA. XLIV, 367, Anm. 2). Gehört auch *quît*, *reit*, *reite* hierher? (s. unten § 242); bad. *Zeilsheim* < *Ciolfesheim* < *Cilolfesheim*; in süddeutschen Mundarten wird *lilje* zu *ilge* (W. Horn, PBB. XXII, 219), schwäbisch *ilache* Leinwand aus *lilache.*

bb) Der zweite Laut fällt aus:

Er steht in betonter Silbe: ahd. *wiari* neben *wiwari* aus *vivarium*, *wio* neben *wiwo* Weih; *Berf*, Nebenfluß der Schwalm, aus **Bibaraffa;* hierher gehört wohl *vernuft* für *vernunft*, das seit der mhd. Zeit reichlich belegt ist (vgl. F. Bech, ZsfdPh. XXX, 236; F. Kluge, ZsfdWf. IX, 128).

Er steht in unbetonter Silbe: neben ahd. *widarort* steht *widarot;* altnd. ahd. *herod* geht auf **herawert* zurück; der badische Ortsname *Billafingen* entstand aus *Bilolfingen.* Neben ahd. *zwiror* steht *zwiro*, neben ahd. *driror* as. *thriwo;* in elsässischen Mundarten erscheint ein C. Praes. *gäbtik* gäbe, aus *gaebtit;* im Vogtland *pfarre*, *muntere*, Kompar. von *munter.*[1])

[1]) *Zauberin* als Femin. zu *Zauberer* kann aus **Zaubererin* durch Ausstoßung des *e* zwischen den beiden *r* entstanden sein. Unklar ist bair. *mitanand* = mit-

Von der althochdeutschen Zeit bis in das Neuhochdeutsche wirkt das Gesetz, daß, wenn eine Suffix- oder Endungssilbe von zwei Nasalen umschlossen wird, der zweite Nasal ausfällt: ahd. *honang* > *honag*, *kuning* > *kunig*, *pfenning* > *pfennig*; ahd. *saman*, mhd. *sament* > *samet*; mhd. *senende* > *senede*; *minenthalben* > *meinethalben*; *swînîn fleisch* = *Schweinefleisch*; *ze dem grüenen berge* = *Grüneberg*; neben der Form *inen* (eis) erscheint im spätern Mhd. und ältern Nhd. eine Form *ine* (K. Weinhold, *Mhd. Gramm.*[2] 525, J. Kehrein I, 212, *Deutsche Schriften des Albrecht von Eyb* II, 136, 2); ebenso begegnet *ine* aus ahd. *inan* als Akk. Sgl. Mask. (Weinhold S. 520).

Vgl. E. Schroeder, *Pfennig*. ZsfdA. XXXVII, 124.

c) Die beiden Laute gehören der gleichen Silbe an und sind durch Vokal und Konsonant von einander getrennt: mhd. *sint* seit, aus *sident* (s. J. Franck, ZsfdA. XLVI, 171); mhd. *ulmec* faul, von *ulm* aus *mulm* (vgl. E. Martin, zu Parz. 241, 30). Der badische Ortsname *Eiersheim* geht auf *Isersheim* zurück, der *Bensheimerhof* in Hessen auf *Buensheim* aus *Bosin(e)sheim*.

d) Die beiden Laute stehen im Anlaut benachbarter Silben:

Der erste Laut fällt aus:

Altwachs Halssehne, ahd. *waltowahso*, *Iffland* aus *Liffland*; der schweizerische Ortsname *Aleschwanden* ist alt *Waleeswanton* (St. Gallisches Urkundenbuch III, 9), badisch *Ebersweier* alt *Wefferswеyer*; hessisch *Elmshausen* und *Elmershausen* gehn zurück auf *Helmudehusen*, *Hildimereshusen*; elsässisch wird *Reverenz* zu *Ewerenz* (altbair. *Uttenschwalb* Bezeichnung für den schwarzen Storch aus **Wuotanes swalwa*? vgl. H. Suolahti, *Die deutschen Vogelnamen*, S. 372; E. Schroeder, AzfdA. XXXIV, 1);[1] altbairisch *Okter* = *Doktor*, westböhmisch *Bischlaich* für *Blindschleiche*.

Der zweite Laut fällt aus:

Der alte Gauname *Wingarteiba* hat neben sich die Form *Win-*

einander; es könnte das schließende *-er* gegen das alte Präfix *er-* dissimiliert sein, das im Satzzusammenhang nachfolgte; oder man hat *mitanand* zu *mitanander* gebildet nach dem Muster von *drund* neben *drunder*. Jedenfalls hat das schwäbische Silbentrennungsgesetz nichts mit der Sache zu tun (Wilhelm, *Analecta germanica* I, 146).

[1]) Aber *Odenwald* kann nicht aus *Wodanawald* entstanden sein (E. Schroeder, *Göttingische Gelehrte Nachrichten* 1908, S. 22), denn *Odenwald* hat germ. *au*, und * *Wodanawald* kann nach den deutschen Synkopierungsgesetzen nicht *Odenewald*, *Odonewald*, *Odanowald*, *Odonowald* ergeben, wie die älteren Formen des Namens lauten.

gartweiba, und so muß auch *Wetareiba* Wetterau auf *Wetarweiba* zurückgehen.

e) Die beiden Laute stehen im Ausgang benachbarter Silben:

Der erste Laut fällt aus:

Im ersten Gliede der Zusammensetzung: *allmählich* aus *al(ge)mächlich*, badisch-elsäss. *Bulach* aus *buochlohe*, *Buseck* bei Gießen aus *Buocheseichehe*, mhd. *lîlachen* aus **lichlachen* (*lînlachen* jüngere Anlehnung an *lîn*), mhd. *rîlich* neben *rîchlîch*, *Weihrauch* aus *wîchrouch*; danach *Weihwasser* (im Kärntischen noch *Weichwasser* neben *Weihrauch*, P. Lessiak, PBB. XXVIII, 34; aber *Weihnacht* gehört nicht hierher, = *ze den wihen nahten*, wo *h* zwischen Vokal ausfallen mußte); badisch *Sasbach* aus *Sahsbach*, vogtländ. *noumiddich* Nachmittag; mhd. *graschaft* Grafschaft (s. MSD. II 364, zu v. 5); mhd. *einlant* > *Eiland*; hessisch, ostfränkisch *awl* = allweil, appenzellisch *wowoll* aus wolwol, in der Rhön *Mauschaln* Maulschelle.

In der Stammsilbe eines abgeleiteten Wortes: älter nhd. und mundartlich *fodern* fordern, der *voderste* der vorderste, *födern* neben *fördern*, *Köder* aus *querder*, mhd. und mundartlich *mader* Marder, in Gottschee *veaštner* Förster (aber *voaršt* Forst), *heater* hört ihr.

Der zweite Laut fällt aus:

Im zweiten Teil von Zusammensetzungen:

Nd. *Armbost* Armbrust; *Erhart*, heutiger Name *Ehret*, *Gerbert* heute *Gerbet*, *Gerhard* mhd. auch *Gerhat* (A. Socin, *Mhd. Namenbuch*, S. 141); *Wilhelm* vielfältig (so auch in Gottschee) als *Wilhem* gesprochen; in der Rhön *allewei* aus *alleweil*.

In Ableitungssilben:

Bürgemeister aus *Bürgermeister* (E. Schroeder, Anz. XXIV, 22), mhd. *unde* neben *unden*.

3. Der eine Laut steht im Wortbeginn, der andere im Wortschluß: mhd. *blîat* neben *blialt*, vgl. W. Horn, *Zs. f. franz. Spr. u. Lit.* XXXVI², 177, mhd. *trese* aus *tresor*.

§ 236. Die Belege des gänzlichen Ausfalls betreffen nur Fälle, in denen die beiden Laute genau übereinstimmen. Die Belege für die Dissimilation bloß ähnlicher Laute finden sich fast nur in solchen Fällen, wo die beiden Laute bloß durch einen Vokal getrennt sind.

§ 237. Unter den Belegen des Ausfalls finden sich solche, in denen der ausgefallene Konsonant zwischen Vokalen stand: s.

Bensheimerhof, Berf, Ciolfesheim, Eiersheim, lâte, schâte, sint, theiz, wiari, wio.

§ 238. In *schwalm* und *heater* = hört ihr ist die Dissimilation erst im Satzzusammenhang erfolgt. Ist so auch *Ciliax* Cyriacus (Gryphius; *Ciliox* Fischart) aus *der Cyriacus* oder *her Cyriacus* entstanden?

§ 239. Welcher der beiden Laute ausweicht oder ausfällt, darüber läßt sich keine bestimmte Regel aufstellen. Analogiewirkungen spielen eine ausschlaggebende Rolle. Im zusammengesetzten Wort wird die Veränderung häufiger den ersten Bestandteil betreffen, denn der zweite ist im allgemeinen der etymologisch klarere, der deshalb mehr der Einwirkung des einfachen Wortes unterliegt.

§ 240. Daß Bildungen gemieden werden, die Übereinstimmung benachbarter Laute herbeiführen würden, zeigt sich einerseits in der Zusammensetzung; das Deutsche ist abgeneigt, ein Kompositum aus Bestandteilen mit demselben Anlaut zu bilden. So steht im Heliand stets *Nazarethburg* und oft *Rumuburg*, aber nur einmal *Bethlemaburg*, und *Bethania* erscheint nie als *Bethaniaburg*. Vgl. Ed. Schroeder, *Die Anwendung alliterierender Nominalkomposita*, ZsfdA. XLIII, 362.

Anderseits macht sich diese Abneigung in der Ableitung geltend: so werden von Adjektiven auf *-haft* keine Abstrakta auf *-haftheit*, sondern solche auf *-haftigkeit* gebildet. Die Weiterbildungen *-elaere* und *-enaere* des Suffixes *-aere* verteilen sich im allgemeinen so, daß *-elaere* die Substantiva auf l + Konsonant meidet, *-enaere* die auf n + Konsonant: z. B. *Bildner, Schildner* (Eigenname), *Schuldner, Söldner*, dagegen *Künstler, Schwindler, Spengler*, mhd. *tenzeler*. Aber auch älter nhd. *Künstner*, vereinzelt mhd. *velschelaere, bungenaere;* der Personenname *Lindpaintner*.

Wenn man bis vor kurzem *zweiwöchentlich, dreiwöchentlich* im Sinn von *zweiwöchig, dreiwöchig* gebrauchte, so war dabei die Abneigung gegen die Aussprache *-chich* wirksam.

Vgl. F. Bechtel, *Assimilation und Dissimilation der beiden Zitterlaute in den ältesten Phasen des Indogermanischen*. Göttinger Diss. vom Jahre 1876. — O. Behaghel, *Einige Fälle von Dissimilation*. German. XXIII, 32. — M. Grammont, *La dissimilation consonantique dans les langues indoeuropéennes et dans les langues romanes*. Dijon 1895; ders., *Notes sur la dissimilation*. Revue des langues Romanes 1907, 273. — R. Meringer und K. Mayer, *Versprechen und Verlesen*. Stuttgart 1895. — Ed. Hoffmann-Krayer, *Ferndissimilation von r*

und l im Deutschen. Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, S. 491. — A. Thomas, *Remarques sur la dissimilation consonantique, Romania* XXXVII (1908), 284. — K. Brugmann, *Das Wesen der lautlichen Dissimilationen.* Abhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, XXVII, 141; dazu die Rec. von Hoffmann-Krayer, *Deutsche Literaturzeitung* 1910, 2906. — W. Schultze, *Zs. f. vergl. Sprachforschung* XLII, 27, 38, XLIII, 189. — Ed. Schroeder, AnzfdA. XXIV, 17. — W. Horn, *Einige Fälle von Dissimilation.* ZsfhdMaa. I, 27. — O. Heilig, *Assimilation und Dissimilation in badischen Ortsnamenformen.* ZsfhdMaa. II, 241. — B. Faddegon, *Afstandsdissimilatie von Consonanten.* Tijdschrift vor nederlandsche taal- en letterkunde XXIX, 739. — Ed. Schroeder, *Blachfeld,* Gött. Gel. Nachrichten 1908, 15.

§ 241. Über Ausstoßung von Konsonanten in Gruppen von mehr als zwei Konsonanten, die vielfach von der Assimilation nicht zu scheiden ist, vgl. W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik* II², 203. — Ed. Schroeder, AzfdA. XXIV, 21 und 26. — Paul Schmid, ZsfdA. LI, 281. In das Gebiet der Ausstoßung gehört es u. a., wenn im Mnd. die zweite Person Sgl. Prs. Ind. ihr *s* verliert bei nachstehendem Pronomen: *heftu* (du hast, z. B. Theophilus H. 67, 73; Nd. Jahrb. XXII, 145, 20; XXIII, 43, 494), *swichtu* (Theophil. H. 532).

Vokalisierung von Konsonanten.

§ 242. Die alten Gruppen *ebi—ibi, edi—idi, egi—igi* wandeln sich zu *ei—î:* ahd. *hebita* mhd. *heite* hatte, *gibit* > *gît, rediot—rediota, girediot* mhd. *reit—reite—gereit, quidit* > *quît, legita* > *leite, pfligit* > *pflît.* Über den wichtigsten dieser Vorgänge, die Auflösung des *g*, s. näheres unten § 271.

Umstellung und Einschaltung von Konsonanten.

§ 243. Ergeben sich infolge von Zusammensetzung und Ableitung, oder durch Übernahme fremder Wörter unbequeme Lautgruppen, so kann Umstellung stattfinden, namentlich in dem Sinn, daß die Artikulationsstellen in eine Reihe verlegt werden, die im Ansatzrohr von hinten nach vorne fortschreitet: ahd. *segesna* neben *segensa*, mhd. *nâlde* neben *nâdele* Nadel, aus *nâdle;* mundartl. *mekster* Metzger, *Gschlaf* Sklave; in Appenzell *hochsti* aus *hochtsi* Hochzeit, *höksper* = *höpsker* Frosch. Für Nürnberg wird *Molkte* = *Moltke* bezeugt.

§ 244. Auch Konsonanten, die nicht unmittelbar nebeneinander stehen, können Umstellung erfahren; es ergeben sich die sogenannten

Schüttelformen: z. B. mhd. nebeneinander *nebeger* und *negeber* Nagelbohrer, *Erle* > hd. *Eller*, d. h. *elira* aus *erila;* elsässisch *Hundskeib* = *G'sundheit*, *Jobek* = *Jakob*, *Kavanz* = *Vakanz*, thür. *Kalredchen* Rothkelchen (Suolahti, *Die deutschen Vogelnamen* S. 40), *Narunkel* = *Ranunkel* (s. Wb. der elsäss. Maa. I, 60); der badische Ortsname *Adelsheim* ist mundartlich *Aledsche* aus *Adelsche*, hessisch *Reinheim* mundartl. *Reimen* aus *Reinem;* in Tirol *Regilion* = *Religion*, *übalor* = *überall* (Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild, Tirol S. 269), in der Basler Studentensprache *Gsydleficht* für *Fydlegsicht*, *Schlungezag* für Zungenschlag (vgl. John Meier, *Basler Studentensprache*, Basel 1910, XVII); anderes: die *Bauzerflöte* Zauberflöte, der *Schreifritz* der Freischütz, die *Ibiche des Kranikus*, der *blutwürstige Dieterich* der blutdürstige Wüterich, der *gekreuzigte Briefträger* der geprüfte Kreuzträger; ferner gehören hierher die neuerdings in Witzblättern so beliebten Schüttelreime.

Diese Umstellungen erklären sich zum Teil als unbewußte Versprechungen, zum Teil als das Ergebnis des sprachlichen Spieltriebs.

Vgl. O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Phil.* 1900, 91. — Heinr. Schroeder, *Einige Fälle von Konsonantenaustausch.* PBB. XXIX, 355. — ders., *Schüttelformen.* ZsfdPh. XXXVII, 256.

§ 245. Über die scheinbare Umstellung von Konsonant und Vokal vgl. § 264.

§ 246. In eine Silbe kann ein Konsonant eingeschaltet werden, in der Weise, daß der Vokal sich in zwei Teile spaltet; es entstehen sogenannte Streckformen: z. B. osnabrückisch *jadackern* schnell laufen, sprechen, zu *jackern*; preuß. *kadaksen* schreien, zu *kaksen*; preuß. *kalakeln* gackern, zu *kackeln*; holsteinisch *kladatschen* schwatzen, zu *klatschen*; mecklenb. *schawakeln* schütteln, zu *schaken* stoßen; nhd. *scharwenzen,* aus *schwenzen*; leipzigerisch *strabanzen* sich umhertreiben, zu *stranzen*; rheinisch *tralatschen* schwätzen, zu *tratschen,* bair. *zalaschen* umherschleichen, zu *zaschen.*

Über die Betonung dieser Bildungen vgl. S. 116, 5.

Es sind hauptsächlich Wörter, die einen Schall oder eine Bewegung bezeichnen, und sie gehören fast ausschließlich den Mundarten an, Eigenschaften, die sie mit zahlreichen anderen Neubildungen teilen (vgl. H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*[4], Halle 1909, S. 177).

Vgl. Heinr. Schroeder, *Streckformen.* PBB. XXIX, 346. — ders., *Streckformen.* Ein Beitrag zur Lehre von der Wortentstehung und der

germanischen Wortbetonung. Heidelberg 1906. — F. Kluge und O. Behaghel, *Litbl. f. german. Philol.* 1906, 393. — Emerich Kövi, *Etwas von Streckformen und ähnlichem.* PBB. XXXII, 551. — Ed. Hoffmann-Krayer, AnzfdA. XXXII, 1. — Ernest Lévy, *Vermeintliche Streckformen.* ZsfdWf. X, 45. — P. Veit, *Korrespondenzbl. d. Ver. f. nd. Sprachf.* H. 31, 17.

§ 247. Es ist eine Art von sprachlichem Spieltrieb, der sich in diesen Streckformen äußert, wie er auch an dem Zustandekommen der Konsonantumstellungen beteiligt ist. Das Bestehen eines solchen Spieltriebs zeigt sich am deutlichsten in der Sprache des Kindes, sowie in Bildungen, die nicht zu allgemeiner Anerkennung gelangen, die nur dem Augenblick dienen oder nur innerhalb bestimmter kleinerer Kreise gebraucht werden. In dem Abzählvers der Kinder wird in verschiedenen Gegenden etwa gebildet *Heinrich Kateinrich Wideweinrich*; oder *Heinrich Pidiwintermateinrich*; oder es heißt: *Anele Potanele.* In einer mir bekannten Familie heißt es statt des jüdischdeutschen *kapores* = *Moritz-Kaboritz.* Sonsther kenne ich: *Balikan* für *Balkon*, *bediaduselt*, *Bumfel* für *Bummel*, *Busam* für *Busen*, *Feidulitas* für *fidelitas*, *Gespengst* für *Gespenst*, *Halefugge*, in Basel Name der studentischen Verbindung *Helveter*, *hüschbsch* für *hübsch*, *Lakal* für *Lokal*, *lawendig* für *lebendig*, *Lolch* oder *Lorch* für *Loch*, *Moheleküle* für *Moleküle*, *natiterlich* für *natürlich* (Basel), *Pamfilie* für *Familie*, *Pfondriche* für *Pfenninge* (aus Thüringen), *Sabul* für *Säbel*, *scheusserlich* für *scheusslich*, *Schlanje* für *Schlange*, *veritrunken* (Scheffel), *verzwatzeln* für *verzweifeln*, *zaruck* für *zurück.* Auch *Moritat* ist wohl Spielform für *Mordtat*; oder stammt es aus *Moralität*? In einem Liede in «Singsang zu Drehorgel und Zupfgeige», hsg. von F. H. Brandt, Marburg 1910, dessen Kenntnis ich einem meiner Zuhörer verdanke, begegnen massenhaft Streckformen, die durch Einschaltung der Silbe *-ig-* gebildet sind: *Kameradiradigen*, *Soldatidatigen*, *weinigen*, *Schmerzigen*, *Herzigen*, *gebärigen*, *ernährigen*, *gestorbigen*, *verfauligen*, *Grabigen* (Grabe).

Verschiebung der Wortgrenze.

§ 248. Verlust oder Antritt eines Konsonanten im Wortauslaut oder Wortanlaut kann entstehen durch eine Verschiebung der Wortgrenze: ein Wort kann im Zusammenhang des Satzes eine so enge Verbindung eingehen, daß das Gefühl für sein Einzeldasein an Bestimmtheit verliert und die Verbindung in einer Gestalt in ihre Teile aufgelöst wird, die von der ursprünglichen

Form abweicht; dieses Schwinden des etymologischen Bewußtseins ist namentlich häufig bei Ortsnamen, und es wird insbesondere erzeugt durch das Zusammenwachsen eines Substantivs mit dem Artikel.

I. Wandel am Wortende:

Verlust eines auslautenden *t*, eingetreten vor den so häufigen dental anlautenden Pronomina, liegt vor in ahd. *in* = *inti* und in der weitverbreiteten Form *is* = *ist* (vgl. O. Behaghel, *Germania*, XXIII, 267; J. W. van Helten, PBB. XXXV, 295), in dem nhd. Provinzialismus *nich* für *nicht*. Durch eine solche Verschiebung wird auch mhd. *da* = *daz* (z. B. St. Afra 716 u. öfters) zu erklären sein.

Zuwachs am Wortende: das alem., elsäss., schwäbische *êb—eb (ebbe, ebe;* so Schürenbrant III, 17) «ehe» stammt wohl aus *ê bevor, êbvor* bevor.[1]) Vgl. noch § 334.

II. Wandel am Wortanfang:

Verlust eines anlautenden *n* (wegen des unbestimmten Artikels): *Otter* aus *Natter*, alem. *aecke* Nacken (s. W. Horn, PBB. XXII, 218), elsäss. *Arunkele* aus *Narunkele* Ranunkel, altbair. *Ebel* Nebel, mundartl. *ache* Nachen, *Arcisse*, *Apoleon*, *Essel* Nessel, *Est* Nest (s. das DW, VII, 1); eines anlautenden Dentals (wegen des bestimmten Artikels): *Ohmekapell* bei St. Märgen im bad. Schwarzwald, aus *Thomaskapelle*, luxemburgisch *Urteldauf* Turteltaube (s. Suolahti, *Die deutschen Vogelnamen* S. 217; oder liegt hier Dissimilation vor?); eines anlautenden m: *Ortenau* (die Gegend von Offenburg in Baden) aus *Mortenau*.

Vorschub eines *n:* nfr. *nâp* Affe (AzfdA. XX, 329), mundartlich *nassel* Assel, *nast* Ast (s. DW. VII, 1), *netter* = mhd. *etter* (Deutsche Gramm. I, 24, Anm.), *Nõwe* Abend in elsässischen Mundarten (aus *guten Abend*), mhd. *nuofer* = *uober* (s. G. Ehrismann, PBB. XXIV, 397). Besonders zahlreiche Beispiele in Gottschee (s. H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart*, S. 45); *naeutn* Atem in Neckenmarkt (vgl. L. N. Biró, *Lautlehre der heanzischen Mundart von Neckenmarkt*, S. 78); eines *m: marsch* Arsch (in Glücksburg, Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachf. XX, 5), *melendisch* elendisch (DGr. I, 24, Anm.), elsässisch *mērstig* der *eben* (> *ebm* > *em*) *erstige; Meiches*, *Merkenfritz* (hessische Ortsnamen) aus *im Eiches*, *im Erkenfrides*; *Melzdorf* im Kreis Fulda,

[1]) Ist das mnd. *don, done* «da» (z. B. Margareta 66, 68, 242, 247, 288, 308, 314) in negativen Sätzen in der Stellung vor *ne* + Zeitwort entstanden?

alt *Elbewinesdorf* (vgl. Fuldaer Geschichtsblätter 1909, 5), eines *l:* schwäb. *Lemeritz* aus *Gel-Emeritz* Gelbammer (Suolahti, *Die deutschen Vogelnamen*, S. 103), mhd. *mutter leine* aus *aleine* (z. B. Karl Meinet, 176, 2; weitere Beispiele F. Bech, AzfdA. XXV, 66); eines *r:* elsässisch *rērst* eben, aus *ērērst; Ra*, thüringischer Ortsname, mundartlich aus *in der A;* eines *t:* die *Dalbevorstadt* in Basel, aus Sankt Alban; *Durs* aus Sankt Ursus, s. F. Vetter, *Über Personennamen und Namengebung in Bern.* Bern 1910, 31.

Vgl. Jak. Grimm, *Gramm.* I, 24, Anm., IV, 441. — O. Weise, *Verschmelzung des Artikels mit dem Wortstamme.* Zs. f. Völkerpsychologie u. Sprachw. XIII, 248. — B. Rein, ZsfddU. IV, 159. — O. Heilig, ebda. XVII, 728. — O. Philipp, *Angewachsene Teile in Ortsnamen.* ebda. XX, 110. — W. Horn, *Einfluß des unbestimmten Artikels auf die Lautform des folgenden Substantivs*, in: Beiträge zur deutschen Lautlehre. Gießener Diss. 1898, S. 3. — F. Bangert, *Angewachsene und losgetrennte Teile in Ortsnamen*, ZsfdU. XX, 657; ferner 660. — Schilling, *Ortsnamen mit Resten des Artikels im Anlaut.* ebda. 794. — G. Schöner, *Über den Doppelnamen Ulrichstein und Mulstein.* Hessenland XXI, 61. — Haas, *Fuldaer Geschichtsblätter*, 1908, 148. — Ph. Keiper, *Angewachsene und losgetrennte Wortteile in süddeutschen Dialektwörtern.* ZsfdU. XXIV, 249. — C. Schumann, *Talke statt Alke.* Korrespondenzbl. d. Vereins f. nd. Sprachforschung, XXXI, 18. — Ch. Beck, *Über Anwachsen und Lostrennung im ostfränkischen Dialekt.* ZsfdU. XXIV, 534.

§ 249. Völlige Aufhebung der Wortgrenze, Zusammenwachsen zweier Wörter liegt vor in *neben* aus *eneben*, wo das anlautende *e* nach § 209 abgefallen ist, *Driburg* = *ze der Iburg* (Jak. Grimm, Gramm. IV, 441), *Tangermünde* = *te Angermünde*, *Züttlingen* = *Ze* U., vgl. G. Bossert, *Zs. f. Gesch. des Oberrheins* LXIV, 695, *Naufart* (Schmeller-Frommann, Bayr. Wb, I, 3), zu mhd. *in ouwe varn.*

II. Die einzelnen Laute.

a. Sonorlaute.

§ 250. Von Sonorlauten besaß das Urdeutsche: *w* — *ww*, *j* — *jj*, *r* — *rr*, *l* — *ll*, *m* — *mm*, *n* — *nn*. Von ihnen erschienen *r*, *l*, *m*, *n* in allen Stellungen, *w* und *j* nur im Anlaut und Inlaut.

§ 251. 1. Im Beginn des Deutschen hat *w* einen ganz anderen Klang als heutzutage, nämlich den stark vokalischen des englischen *w*. Damit hängt es zusammen, daß in den Silbenauslaut getretenes *w* as. und ahd. als *o* erscheint: got. *aiw* = as. ahd. *eo*, *io*. Dadurch ergibt sich in der Flexion ein Wechsel von Formen mit *w* und mit *o*. Erscheint im Auslaut statt des *o* ein

u, so liegt hier Angleichung an das *u*-farbige *w* des Inlauts vor. Es heißt ahd. *sêo* (as. *sêu*), *sêwes*, *blâo* — *blâwer*, *falo* — *falwes*, *smirwen* — *smirota* (= mhd. *smirte;* daher denn nhd. *schmieren*).

Vgl. J. W. van Helten, *Die wgm. Formen von gotisch saiwala.* PBB. XX, 508.

Wann sich *w* zu dem heutigen spirantischen Laut entwickelt hat, läßt sich nicht sicher sagen; im Bairischen muß der Wandel sich vor dem Ende des 13. Jahrhs. vollzogen haben, denn von dieser Zeit an erscheinen dort die Zeichen *w* und *b* als gleichwertig und bezeichnen erstens das germ. *w*, zweitens den Laut, welcher aus der germanischen Spirans *b* sich entwickelt hat.

Vgl. O. Behaghel, *iu* euch. Germ. XXXI, 380. — M. H. Jellinek, *Gotisch w.* ZsfdA. XXXVI, 266. — J. W. van Helten, *Zu ahd. (und altnfr.) as. altostnfr. -o aus ua und Verwandtes.* PBB. XXX, 235.

In einem Teile des Mittelfränkischen, zwischen Koblenz und Remagen, in dem Gebiete der oberen Ruhr und der Lenne, am Rhein zwischen Linz und Koblenz und nördlich der unteren Mosel, im Hessischen (außer dem Niederhessischen), im Hennebergischen ist anlautend *w* zu *b* geworden in dem Fragepronomen und den dazu gehörigen Adverbien: *ber* = *wer*, *bas* = *was* usw., im Hessischen auch in *ich will;* für die Rhön ist auch *bail* (= *weil*) bezeugt (das Pronomen *wir* hat hier wohl meist den Anlaut *m*). Das Schlesische dagegen weist für das Pronomen *wir* diesen Lautwandel auf *(ber, beir)*. Der Übergang kommt also offenbar dem Anlaut in unbetonter Silbe zu. So auch im älteren Elsässischen *blan* < *wolan* (s. DW. II, 63); nhd. *Baldrian* aus *Valeriana* (s. J. Franck, AzfdA. XXIII, 3. Anm.).

Im Cimbrischen und in Gottschee ist anlautendes *w* überhaupt zu *b* geworden.

§ 252. Die Anlautgruppen *wl* und *wr* sind im Oberdeutschen schon in der frühesten Zeit zu *l* und *r* geworden. Auf dem Gebiete des Niederdeutschen, Niederfränkischen und in Teilen des Mitteldeutschen ist der labiale Anlaut bis heute bewahrt; teilweise ist *wr* und *wl* zu *fr*, *fl* übergegangen, wie im Hessischen, in Teilen des Niederfränkischen und Westfälischen, im Westpreußischen; teilweise auch zu *br-*, *bl-* geworden wie im Siegerländischen, im Ravensburgischen.

§ 253. Die Lautgruppe *kw* ist teilweise erhalten geblieben, teilweise zu *k* geworden, wie z. B. im Alemannischen; vgl. mhd. *querder* > *köder*, mhd. *keck* neben *Quecksilber*, *erquicken*, *Quecke;* teilweise ist *kw* + hellem Vokal zu *k* + dunklem Vokal

geworden: zu *keck* gehört auch älter nhd. *Kochbrunnen*. Die Einzelheiten sind noch unklar. Jedenfalls gilt für das heutige Bairische nicht das Lautgesetz, daß *qua-* > *ko-*, *que-* > *ko*, *qui-* > *ku-* geworden sei; denn in Pernegg heißt es *khöck*, *khir* (got. *qairrus*), und daneben *khwidn* Lende (zu got. *qiþus*), windisch *quât* Kot; in Gottschee *khidi* sage ich, *verkhistn* verderben (got. *fraqistjan*); in Nürnberg *queckn*.

Vgl. Ed. Schroeder, ZsfdA. XXXV, 420. — Fr. Wilhelm, *St. Servatius*, S. 153.

§ 254. Im Hd. ist *w* als Anlaut zweiter Kompositionsglieder nach Konsonanz mehrfach verloren gegangen; unter welchen Bedingungen, ist nicht ganz klar: *Otahhar*, *êrahhar* zu *wahhar;* vgl. die Eigennamen auf *-ini* (aus *wini*), auf *-olt*, *-olf* (= *walt*, *-wolf*), vgl. F. Kluge, PBB. XII, 378. — J. W. Nagl, *Deutsche Mundarten* 1, 36, Anm.

§ 255. In der neuhochdeutschen Periode sind die Lautgruppen *lw* und *rw* im größten Teile des Alemannischen und teilweise auf dem mitteldeutschen Gebiet zu *lb* und *rb* geworden, und dies ist auch die Gestalt jener Laute, welche in der heutigen Schriftsprache erscheint; mhd. *swalwe* = nhd. *Schwalbe*, mhd. *Kirchweihe* = al. *Külbi*, mhd. *narwe* = nhd. *Narbe*, mhd. *alwaere* = nhd. *albern*.

§ 256. Auf oberdeutschem und mitteldeutschem Gebiet ist nach *u*-haltigen Vokalen *w* in der neuhochdeutschen Periode verloren gegangen: mhd. *bûwen* = *bauen*, mhd. *schouwen* = *schauen*, mhd. *riuwen* = *reuen;* aber nicht allgemein, z. B. bernisch heißt es *buwen;* auch in der Rhön ist *hauwe* Hacke, *kîwe* (aus *kiuwe*) Kiefer bezeugt. Hierher wird wohl auch der Übergang von mhd. *brâwe*, *klâwe* zu *Braue*, *Klaue* gehören, indem zunächst *â* sich zu *ô* gewandelt hatte. So mußte auch *blâ* — *blâwer*, *grâ* — *grâwer* zu *blô* — *blôwer*, *grô* — *grôwer*, dann zu *blô* — *blauwer*, *grô* — *grauwer*, dieses zu *blô* — *blauer*, *grô* — *grauer* werden; zuletzt entstand *blau*, *grau* durch Ausgleichung.

§ 257. Wo *w*, das nicht vokalisiert war, durch Übertragung in den Auslaut getreten war — ursprüngliches *w* ist ja an dieser Stelle nicht möglich, s. § 251 —, da geht es in der neuhochdeutschen Periode auf hochdeutschem Gebiet zu *b* über, vgl. mhd. *houwen* — nhd. *Hieb*, *Wittib* neben *Wittwe;* südfr. mfr. *Leb* neben nhd. *Löwe;* mhd. *blâ* — *blâwes* — alem. *blâb* (aber bernisch *Lew*, *Triw* = Löwe, Treue). So muß auch mhd. *îwe* nach Abfall des *e* zu *îb* geworden sein; daher das nhd. *Eibe*.

§ 258. Urdeutsches *ww* erscheint as. und ahd. als *uw*: got. *triggwa* = as. ahd. *treuwa, triuwa;* im Auslaut entsteht daraus *u:* urdeutsch **euwis* = as. ahd. *eu, iu.*

§ 259. 1. *j* hatte beim Auftreten unserer Denkmäler im Wortanlaut entschieden konsonantischen Charakter, denn es alliteriert im Heliand mit dem palatalen Spiranten *g*. Vor *e* und *i* ist anlautendes *j*, wohl schon beim Beginn der geschichtlichen Zeit, vielfach zur palatalen Spirans gewandelt worden, so daß beim starken Verbum sich Anlautswechsel zwischen *g* und *j* ergeben mußte *(gihu — jah).* Diese Spirans ist dann da, wo die alten palatalen Spiranten zu Verschlußlauten wurden, ebenfalls dahin weiter gegangen, daher *gären* = urdeutsch *jesan*, dazu das Substantiv *Gischt*, ferner *gäten* neben *jäten.* Ostfränkisch und obersächsisch, auch in Mediasch (Siebenbürgen), ist anlautend *j* auch vor den andern Vokalen zum Verschlußlaut geworden: *Gahr* (Jahr), *gung* (jung).

2. In manchen Fällen ist anlautendes *j* abgefallen: ahd. *ir* ihr (as. *gi*),[1]) ahd. *âmer* neben *jâmer*, *ener* neben *jener;* mhd. *Ilge* neben *Gilge* Aegidius, *ingewer* Ingwer (aus afr. *gingebre*); mhd. *jeren* gären erscheint vorarlbergisch, schwäbisch, ostfränkisch als *ease*, *eere*, *eəre*, mhd. *jeten* schwäbisch als *eate*, ebenso im Bregenzerwald; schweiz. *Osepp* = Joseph. Der Abfall ist vielleicht unter bestimmten Sandhiverhältnissen erfolgt, vgl. schwäbisch und tirolisch *Hanserg* Hansjörg, schweizerisch *Hanogg* Hansjakob, elsäss. *ainechl* Einzeljoch, schweiz. *landeger* Landjäger. Völlig aufgeklärt ist die Sache jedoch nicht; jedenfalls darf man nicht allgemein den Satz aufstellen, daß *j* nach Konsonant ausgefallen sei, s. unten 5 und 6.

Vgl. W. Horn, *Schwund des anlautenden j.* Beiträge zur deutschen Lautlehre. Gießener Diss. 1898, S. 25. — ders., *Zur Geschichte des j.* ZsfhdMaa. I, 135.

3. In vortoniger Silbe ist mundartlich *j* zu *g* geworden (vgl. den Wandel von *w* > *b* § 250): *Gehanstag* Johannistag, *Grommes* Hieronymus (< *Jeronymus*).

Vgl. W. Horn, ZsfhdMaa. I, 81.

4. Im Inlaut nach Konsonanten war sein Laut ein mehr vokalischer; es erscheint as. und ahd. bald als *e*, bald als *i* geschrieben. Nur nach *r*, wenn dasselbe eine kurze Silbe schließt,

[1]) Vgl. auch J. Franck, *Die Inklination im Mittelniederländischen.* Amsterdam 1909, S. 41.

fehlt im Althochdeutschen dieses Schwanken; *i* entspricht hier einem *ij* (vgl. H. Paul, PBB. VII, 108 und R. Heinzel, Zsfd. österr. Gymn. 1890, 227). Abgesehen von diesem Einzelfall ist das *j* nach Konsonanten schon in den ältesten Quellen des Althochdeutschen im Schwinden begriffen und geht im 9. Jahrh. völlig unter. Im Altsächsischen dagegen ist es im 9. Jahrhundert bis auf wenig zahlreiche Ausnahmen erhalten; Belege dieses *j* reichen bis ins 10. und den Anfang des 11. Jahrhs. hinein; im Mittelniederdeutschen ist es verschwunden.

5. Die Lautgruppe *rj* nach kurzer Stammsilbe, in der im Ahd. das *j* frühe spirantisch geworden, erscheint im älteren Alemannischen und Fränkischen als *rr*, woneben aber in den gleichen Mundarten auch *rj* auftritt. Das Bairische hat *rj* bis ins 12. Jahrh. hinein bewahrt. Heute entspricht diesem ältern *rr* und *rj* entweder *r* oder *rg*. Das einfache *r* scheint nicht lautgesetzliche Entwickelung zu sein: so ziemlich neben allen Formen mit *rr*, *rj* stehen in der ältesten Zeit Formen mit einfachem *r;* es heißt z. B. ahd. *nerju — neris — nerit*, und in Ausgleichung mit diesen ist der einfache Konsonant durchgedrungen. Das Lautgesetzliche ist der Wandel von *rj* zu *rg:* ahd. *verjo* = *Ferge, scerjo* = *Scherge, St. Märgen* < *St. Marien; Storger* (im Urfaust *Storcher*) aus *historier* (vgl. John Meier, *Schweiz. Archiv. f. Volkskunde* XI, 278, XIV, 246). Oder ist *nerru* Analogie nach *zellu*?

6. Aber auch nach andern Konsonanten hat sich *j* zu *g* gewandelt: *lilium* > mhd. *gilge, Aegidius* > *Gilge*, auch im Ortsnamen: St. Ilgen, *Antonius* > *Dönges*, mhd. *metzjaere* > *Metzger.*

Daneben steht noch eine andere Entwickelung: *venia* > mhd. *venje* und *venige* (öfters im Reim auf *menige*); *cavea* > mhd. *kefje* und (im 15. Jahrh.) *kefige, minium* mhd. > *menje* und *menige.*

Diese Verhältnisse bedürfen noch sehr der Klärung.

7. Wo *j* im Urdeutschen in den Auslaut trat, wandelte es sich zu *-i: *kunnjom* = as. ahd. *kuni.* Wo es in geschichtlicher Zeit auslautend wurde, ist es zum Verschlußlaut weiter gegangen; so ist in Ruhla *schrie, sei, thue* = *schrêk, säik, duck; sick, duck* ist auch thüringisch; in Leipzig gilt *duck, schrick, freik dich* ('freue dich'). Altes *sîje, tüeje* = alem. *sîg, tüeg; tüeg* begegnet auch bairisch.

§ 260. Der r-Laut erscheint in den verschiedensten Arten der Hervorbringung: bald rein dental, bald palatal; die dentale Aussprache mehr dem Lande, die palatale mehr der Stadt eignend.

Aus der dentalen Aussprache kann sich, mit äußerster Beschränkung der Zungenschwingungen, die Aussprache *d* ergeben: steiermärkisch *Bidn, Kedn, Stedn* Birne, Kern, Stern (vgl. die österreichisch-ungarische Monarchie, Steiermark S. 194). Aus der palatalen Aussprache ergibt sich die als *ch*. In manchen Mundarten ist *r* vor Konsonant ganz geschwunden, so in hessischen Mundarten, auslautend vokalisiert, z. B. appenzellisch: *woə* wahr, *weə* wer; ähnlich in Ems.

Vgl. F. Vischer, *Leiden des armen Buchstaben r auf seiner Wanderung durch Deutschland.* Gegenwart 1882, Nr. 40. — Otto Stern, *Der Zitterlaut R.* Zs. f. Kinderforschung XII, 289. — H. Mutschmann, *My pronunciation of German r.* Modern Language Notes XXIII, 3.

Anlautendes *r* kann aspiriert erscheinen, so in Kärnten (a. a. O. Kärnten, S. 140: *o Jungfrau hrein*), in Defereggen (Tirol, s. aaO. Tirol und Vorarlberg, S. 294), im Ravensbergischen (s. F. Böckelmann, *Eine sprachliche Eigentümlichkeit des Ravensberger Landes.* Ravensberger Blätter VII, 6). In Visperterminen ist *r* im ganz freien Anlaut zu *ar* geworden: *rot* > *arot*.

§ 262. *r* im Auslaut nach langem Vokal geht im Laufe der ahd. Zeit verloren: *dâr, êr, hiar, sâr, wâr* > *dâ, ê, hie, sâ, wâ*. Die Belege stammen erst aus dem Ausgang der althochdeutschen Zeit; die Erscheinung muß aber älter sein. Vor vokalischem Anlaut des folgenden Wortes bleibt *r* bestehen, wie überhaupt im Inlaut. Dies ursprüngliche Verhältnis spiegelt sich noch heute in dem Nebeneinander von *da, wo* und *daraus, darin, darum, woraus, worin, warum*. Die Doppelformen geben dem Sprachgefühl Anlaß — ähnlich wie bei *n* (s. S. 211) —, *r* als Hilfsmittel zur Hiatustilgung aufzufassen; so entsteht *uuolar abur* Ludwigsl., *bistur unschuldig* Erfurter Judeneid; mhd. *jârâ nurâ, mer wünscherich* wünschen euch, Rappenau (s. ZsfhdMaa. II, 137).

§ 263. Silbenbildendes *r* des ältern Mittelhochdeutschen ist so beschaffen, daß der vokalische Bestandteil des Lautes dem konsonantischen bald vorausgeht, bald nachfolgt. Und zwar scheint das lautgesetzliche Verhältnis ursprünglich das zu sein, daß, wenn die vorhergehende Silbe auf Vokal, *r, l* oder *n* ausgeht, sofort sich das konsonantische Element anschließt, sonst zuerst das vokalische Element folgt: ahd. *donar* = frühmhd. *donre*, ahd. *kellari* = mhd. *kelre;* aber schon in der klassischen Zeit des Mittelhochdeutschen hat meist Ausgleichung zugunsten von *-er* stattgefunden.

Silbenbildendes *r* entwickelt sich nach *n* zu *dr̥*: ahd. *minniro* > mhd. *minder*, mundartl. *dunder* aus *doner*.

So erklärt sich auch die heutige Vorsilbe *der-* für *er-* aus der Stellung nach einem *-n* der Endung. Die Vorsilbe findet sich im Bairischen, im Ostfränkischen (in welchem Umfang?), Obersächsischen und Elsässischen; in älterer Zeit bei Nikolaus von Jeroschim. Im Bairischen und Obersächsischen ist das auslautende *n* noch heute nicht abgefallen; das Gleiche gilt für das östliche Gebiet des Ostfränkischen (s. § 100). Die ältesten Belege des *der-* erscheinen in einer Glosse zu Notkers Psalmen 67, 28 und in der Grazer Litanei des 12. Jahrhs.[1]) Ganz unmöglich ist es, wegen der Betonung und der Bedeutung, *der-* auf älteres *dar-* zurückzuführen. Die Bedeutung verbietet ebenso die Ableitung aus *durh*.

Vgl. G. Ehrismann, PBB. XXII, 259. — W. Braune, PBB. XXIV, 193. — J. Schatz, *Die Mundart von Imst*, 72. — *Wörterbuch der elsässischen Mundarten* II, 705. — Aug. Gebhardt, *Grammatik der Nürnberger Mundart*, S. 120. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Phil.* 1909, 149.

§ 264. Auf niederdeutschem und mitteldeutschem Gebiet fand in der mittleren Periode vielfältig «Umspringen» des *r* statt (*Kirst* statt *Krist* schon im Lorscher Bienensegen). z. B. *vruchten* = *fürchten*, *wrochte* = *worhte*; *ors* = *ros*, *borst* = *Brust*. *Born* neben *Brunnen* gehört jedoch nicht hierher; Ortsnamen auf *-born* erstrecken sich bis in den Odenwald, und im Elsaß erscheint *Burne* auch als Appellativ neben *Brunne*.

Das «Umspringen» wird durch die Stellung der Silbe nach dem Hochton begünstigt: vgl. die nd. Ortsnamen auf *-drup*, während das Simplex *drop* für *dorp* nicht vorzukommen scheint.

Tatsächlich handelt es sich bei dieser Erscheinung nicht um eine Umstellung von Lauten, sondern in der Verbindung von *r* + Konsonant bzw. von Konsonant + *r* entwickelte sich zunächst ein vokalischer Laut; sodann fand eine Verschiebung des Akzents statt und schließlich Unterdrückung des ursprünglich stärker betonten Vokals: *-dorp* > *-dórup* > *-dorúp* > *-drup*. Über das Nebeneinander von *-breht* und *-braht*, das auch gewöhnlich als «Umspringen» aufgefaßt wird, vgl. oben S. 115.

§ 265. 1. Auslautendes *m* geht altniederdeutsch und althoch-

[1]) Wenn bei Gundacker von Judenburg 771 *zerlæsen* im Sinn von *erlæsen* gebraucht wird, so erklärt sich das nur als falsche Verhochdeutschung von *derlæsen*.

deutsch im 9. Jahrh. lautgesetzlich in *n* über; wirklich durchgeführt erscheint dieses Gesetz aber nur in Flexionsendungen (1. Pers. Sg. der unthematischen Verba und der Verba auf *-ên, -ôn;* 1. Pers. Plur. des Verbs; Dat. Plur. des Nomens; Dat. Sg. des starken Adjektivs, soweit — zumeist und zuerst auf niederdeutschem Gebiet — in der Endung **-amu* der auslautende Vokal frühzeitig synkopiert worden). Und zwar haftet das *m* fester im Dat. Plur. von Adjektiven als von Substantiven, in ich *bium, bim* fester als in *tuom, salbôm;* der Grund liegt darin, daß Adjektiva und *bin* häufiger im Innern von Satztakten erscheinen als Substantiva und Vollverba und somit den Gesetzen des Auslauts seltener unterliegen.

2. Wo *m* stammhaft ist, bleibt es althochdeutsch unversehrt, weil daneben zahlreichere flektierte Formen mit inlautendem *m* bestehen: also ahd. *heim, kam, fadem.* In späterer mittelhochdeutscher Zeit aber, wo das Gesetz noch immer weiter wirkt, kommen auch hier lautgesetzliche Formen zum Durchbruch. Es findet sich mhd. *kan* für *kam; -hein* in Eigennamen für *-heim; kân* Schimmel neben *kâm*, daher nhd. *kahnig; sein* neben *seim;* nhd. *lobesan* = *lobesam; aufzäunen* neben *Zaum* setzt die Form *Zaun* voraus; elsässisch *Pflū* Flaum < *Pflûn* < *Pflûm.* Mhd. *beseme, vadem, gadem* = nhd. *Besen, Faden, Gaden.*

Vgl. R. Kögel, IgF. IV, 292. — G. Ehrismann, PBB. XXII, 295. — R. M. Meyer, IgF. XXII, 127.

3. *m* in vortoniger Silbe wandelt sich zu *b;* mhd. *bit* neben *mit,* mhd. *betalle;* nhd. *Besan (-mast, -segel)* aus *mesana,* mundartlich *Badänneli* Madeleine (s. J. Franck, AzfdA. XXIII, 3. Anm.).

Vgl. J. Meier, *Einl. zur Jolande,* XXXIX. — J. Franck, AzfdA. XXXV, 383. — E. Schroeder, *Götting. Gelehrte Nachrichten* 1908, 27.

§ 266. Nasal vor Spiranten hat keinen festen Bestand.

1. Vor *h* wird *n* schon in den ältesten Quellen aller deutschen Mundarten nicht geschrieben, also germ. **branhta* = as. ahd. *brâhta;* wahrscheinlich ist aber trotzdem das völlige Verklingen des Nasals nicht gemeingermanisch, sondern einzelsprachlich: so würde sich am leichtesten das *o* in nfr. *brohte, dochte* erklären. Ahd. *jugiro* jünger (Benedictinerregel, Tatian, Ambraser Glaube) setzt das Bestehen einer Form voraus, die got. *juhiza* entspricht.

2. Weiter geht das Niederdeutsche. *m* (oder *n*) fällt hier aus vor *f*: **fimf* = *fîf, *samft* = as. *sâft* (= mnd. *sacht*). In einem Teil des nd. Gebiets ist *n* vor *s* ausgefallen: germ. *gans* > *gôs,*

uns > *ûs*. In den Hss. des Heliand ist *n* vor *th* nicht bezeichnet; got. *swinþs* = alts. mnd. *swîþ*, *swît*. Merkwürdig ist aber, daß von der Form *oþar* aus *anþar*, die in den Hss. des Heliand fast ausschließlich gilt, aus späterer Zeit Formen ohne *n* nicht anzutreffen sind. Vielleicht haben ursprünglich Doppelformen bestanden: Ausfall, wenn Nasal und Spirant derselben Silbe angehörten, Bewahrung, wenn dies nicht der Fall war. Vielleicht ist aber auch in der Lautgruppe *-ãþ* der Nasal wieder stärker hervorgetreten, als *þ* zu *d* geworden war: *ãþ* > *and* (s. H. Mutschmann, *Die Entwicklung von Nasal vor stimmloser Spirans im Niederdeutschen*. PBB. XXXII, 544).

3. Aus nasallosen Formen stammt der Name des westfälischen Sauerlandes (< *suerland* < *sūðarland*, zu germ. *sunþ*-Süden) und nhd. *Süden* (oder anglofriesisch? s. F. Seiler, Zsfd.Gymnasialwesen LVI, 396).

4. Verlust des Nasals vor Spirans begegnet auch in einem großen Teile der heutigen Schweiz (s. oben S. 51): *trîche*, 'trinken', *tûchel*, 'dunkel', *feister*, 'finster', *zeise*, 'zinsen'; *Hûf*, 'Hanf', *sâft*, 'sanft'.

Vgl. F. Staub, *Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz*. Die deutschen Mundarten, Bd. VII, 18. — R. Kögel, *Indogerm. Forschungen* III, 291. — J. W. van Helten, ebda. V, 190.

§ 267. 1. Eine Sonderstellung nimmt das *-n* des Infinitivs auf mitteldeutschem Boden ein. Hier fehlt das *n* schon in mittelhochdeutscher Zeit und zwar in einem Gebiet, dessen Umkreis etwa durch die Linie Fulda, Heiligenstadt, Nordhausen, Merseburg, Naumburg, Altenburg, Koburg, Würzburg, Fulda bezeichnet wird. Der Anfang der Entwickelung läßt sich in Würzburg bis zum 9. Jahrh. hinauf verfolgen (vgl. E. Steinmeyer, AzfdA. VIII, 301).

2. Auf einem anderen Gebiet geht das starke Partizipium Präteriti mit dem Abfall des *-n* voran, in der Gegend von Saar, Nahe und Mosel. Die Grenze dieses Gebiets wird im Westen durch das Französische gebildet, im Osten und Norden durch eine Linie, die zwischen Saarburg und Pfalzburg beginnt, zwischen Bitsch und Weißenburg, Pirmasens und Aschweiler, Kaiserslautern und Dürckheim, Odernheim und Oppenheim hindurchgeht, oberhalb von Bingen den Rhein trifft, diesem bis Andernach, dasselbe einschließend, folgt, dann sich nach Westen wendet, zwischen Mainz und Adenau, Prüm und Blankenheim

hindurch und über die Schneeeifel hinweg wieder die französische Grenze erreicht.

Der Abfall des *-n* läßt sich hier zeitlich nicht bestimmen; immerhin muß der Abfall früher geschehen sein, als die Unterdrückung des auslautenden *e*, denn das *e* des Partizipiums hat diesen Ausfall mitgemacht, ebenso wie auf dem thüringischen Gebiet das *e* des Infinitivs, soweit überhaupt die betreffenden Gegenden diese Synkope kennen. Das *-en* der Nominalformen dagegen hat sich höchstens bis zu *-e* entwickelt.

3. Die Erklärungen, die für die Erscheinungen unter 1 und 2 bis jetzt vorgebracht sind, sind unbefriedigend; denn sie machen es nicht verständlich, weshalb Verbalendungen anders behandelt werden als Nominalendungen. Wahrscheinlich ist der Verlust des *n* zunächst in den Fällen erfolgt, wo dem Infinitiv oder dem Partizip das negierte Hilfszeitwort nachfolgte: *daz sie gangan ni mahtun, daz er gislagan ni werde.*

Vgl. G. Ehrismann, PBB. XXII, 297; ders., ZsfdPh. XXXIII, 510. — O. Brenner, *Litbl. f. germ. u. roman. Phil.* 1898, 124. — K. Helm, PBB. XXIV, 172. — Aug. Gebhardt, ZsfdMaa. 1910, 146.

4. Abgesehen von diesem frühzeitigen Abfall des *n* im Infinitiv und im Partizipium Präteriti ist der Tatbestand in den heutigen Mundarten etwa folgender: *n* ist erhalten im Niederdeutschen mit Ausnahme der östlichsten Gegenden, in Teilen des Niederfränkischen, besonders solchen, die sich unmittelbar an das Niederdeutsche anschließen, im nördlichen Thüringen, in Niederhessen, Sachsen, im nordwestlichen Schlesien, in Teilen des Wallis (Lötschental), in Brienz; es sind das fast lauter solche Gegenden, in denen auslautendes *e* nicht synkopiert worden ist.

Im größten Teil von Baiern ist *n* im allgemeinen erhalten; doch teilt das Bairische westlich einer Linie, die etwa von Ehrwald nach der Reschenscheideck zieht, den Abfall des *n* mit dem benachbarten Alemannischen. Im Gebiete des bewahrten *n* haben Pernegg und Gottschee *n* durchweg festgehalten; in den übrigen Gegenden liegt die Sache folgendermaßen: *n* ist abgefallen nach vokalisch auslautender Stammsilbe (z. B. *drēe* drehen), nach Nasalen, nach *f, k, ch,* in andern Stellungen bewahrt. Doch kennt Nürnberg heute nur Abfall nach Vokal und Nasal; Pilgersham (Oberösterreich) hat nach *f* das *n* erhalten. Der Abfall in den angegebenen besonderen Fällen kann erst erfolgt sein, nachdem das Gesetz über den Abfall des auslautenden *e* (s. S. 170)

seine Wirkung verloren hatte; sonst müßte auch *-e* aus *-en* untergegangen sein.

Vgl. Virgil Moser, *Der angebliche n-Abfall im Bayrischen.* ZsfdPh. XL, 356.

5. Schwanken zwischen Abfall und Erhaltung des *n* gilt in Teilen des Niederfränkischen und dem mittleren Schlesien (Löwenberg, Hirschberg, Schweidnitz, Breslau).

6. Das *n* ist abgefallen im Mittelfränkischen größtenteils, im Rheinfränkischen, im westlichen Teil des Ostfränkischen, im größten Teil des Hessischen, im südlichen Thüringen, im südöstlichen Schlesien (Neisse, Freiwaldau, Gebiet der Oppa), im Schwäbischen und Alemannischen.

Auch hier gilt für einen Teil des Gebiets eine bestimmte lautliche Ausnahme: in Mitteldeutschland östlich des Rheins und nördlich etwa der Linie Darmstadt-Würzburg ist *n* nicht abgefallen, wenn die Wurzel oder das Suffix auf *r*, teilweise auch wenn sie auf *l* ausgeht; hier wurde *e* der Endung synkopiert, und *n* hat sich in konsonantischer Geltung an das *r* oder *l* angeschlossen.

7. Auch am Schlusse von Stammsilben geht *n* verloren, wenn ein Vokal unmittelbar vorhergeht, freilich in viel beschränkterer Weise als in der Nebensilbe, vor allem meist im Alemannischen: mhd. *stein* = *stei.* Zwischen der altdeutschen Form und der heutigen lag noch eine Mittelstufe, eine Form ohne *n*, aber mit Nasalierung des Vokals: *steĩ;* dadurch erklärt es sich, daß nach Abfall des *-n* nur noch lange Vokale im Auslaut stehen; mhd. *mān* = **mã̄* = alem. *mâ.* Diese Zwischenstufe mit nasaliertem Endvokal liegt noch heute vor u. a. im Südrheinfränkischen, im Schwäbischen. In Pernegg ist dieser Abfall nur in Wörtern wie *mein, dein, sein, kein* erfolgt, also in Wörtern, die auch in nebentoniger Silbe erscheinen konnten.

Vgl. P. Pietsch, *Zur Behandlung des nachvokalischen -n einsilbiger Wörter in der schlesischen Mundart.* Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier K. Weinholds, S. 84.

8. Ganz merkwürdig ist der Abfall des *-n* in *nein*: norddeutsch *nẽ*, aber auch in Pernegg *nã̄.* Das ist wohl nicht Folge einer Dissimilation; eher ist *-n* geschwunden in der Verdoppelung: *nein nein!*

9. Der Abfall des *n* — das gilt für die Stellung nach hochtoniger wie nach unbetonter Silbe — hat lautgesetzlich nirgends stattgefunden, wenn das nachfolgende Wort mit Vokal begann. Wo in solchen Fällen *n* doch heute fehlt, wie im Südrheinfrän-

kischen, liegt Analogiebildung vor nach den Fällen, wo *n* nicht vor Vokal stand.

In einem großen Teile des Gebietes ist aber *n* vor Vokalen wirklich erhalten; es bestehen also Doppelformen. Daraus hat sich für das Sprachgefühl die Empfindung entwickelt, als ob *n* die Aufgabe habe, den Hiatus zu tilgen, und so tritt besonders bairisch (auch in Imst, Pernegg) und alemannisch vor vokalischem Anlaut bei vokalisch schließenden Wörtern ein *n* auch da ein, wo ursprünglich niemals eines gestanden hat: alem. *wo-n-i*, *wie-n-i* = wo ich, wie ich.

Vielleicht blieb auch vor Dentalen das *n* rein lautgesetzlich erhalten: im Mediascher Dialekt schwinden die auslautenden *n* der Flexionssilben außer vor Vokal, *h*, *d*, *t*, *ts*.

b. Geräuschlaute.

§ 268. Daß Urdeutsche besaß folgende Geräuschlaute:

A. Verschlußlaute.

I. Tonlose: *k* — *t* — *p* (aus idg. *g* — *d* — *b*); *kk* — *tt* — *pp*.

II. Tönende: *g* (?) — *d* — *b* (aus idg. *gh* — *dh* — *bh*, vielleicht auch schon aus — *k* ⌟, — *t* ⌟, — *p* ⌟, nach Verners Gesetz); *gg* — *dd* — *bb*.

B. Spiranten.

I. Tonlose: *h*, χ — *þ*, *s* — *f* (aus idg. *k* — *t*, *s* — *p*; im Auslaut auch aus den tönenden Spiranten des Germanischen hervorgegangen); *hh*[1]) — *þþ* — *ss* — *ff*.

II. Tönende: ɣ — *đ* — *ƀ* (aus idg. *gh* — *dh* — *bh* und — *k* ⌟, — *t* ⌟, — *p* ⌟).

Die Doppellaute erscheinen nur im Inlaut; von den einfachen Lauten traten die tonlosen — abgesehen von *h* und χ — in allen Stellungen auf. *h* kam dem Anlaut zu und dem Inlaut zwischen Vokalen, χ dem Silbenauslaut. Die tönenden Laute waren auf An- und Inlaut beschränkt; wie weit hier in vorgeschichtlicher Zeit noch Spiranten vorlagen, wie weit dieselben bereits zu Medien geworden, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Wahrscheinlich galten bei den Labialen und Dentalen im Anlaut schon Verschlußlaute, bei den Dentalen vielleicht auch im Inlaut.

[1]) Falls sich dieses noch von χ unterschied.

Die Hauptveränderung, welche diese urgermanischen Laute erlitten, geschah in der sog. zweiten Lautverschiebung, die freilich nicht ein einheitlicher Vorgang war, sondern sich aus zahlreichen Einzelvorgängen zusammensetzt.

§ 269. Die stimmhaften Laute haben auf mitteldeutschem und oberdeutschem Gebiet im allgemeinen ihren Stimmton verloren. Im Oberdeutschen gilt der dadurch geschaffene Zustand wohl bereits beim Beginn der deutschen Sprachquellen. Wann der Verlust des Stimmtons auf md. Gebiet sich vollzogen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen.

In Lusern und Gottschee erscheinen die Lenes als stimmhaft, d. h. germ. *g* im Anlaut und Inlaut, *d* aus germ. *th* im Anlaut und Inlaut, *b* im Inlaut (im labialen Anlaut steht die Fortis *p*). Das kann sehr wohl Einfluß des umgebenden Italienischen oder Slovenischen sein.

§ 270. Die Vertretung der urdeutschen Medien und tönenden Spiranten gestaltet sich in der geschichtlichen Zeit folgendermaßen. Bei den Dentalen liegt, wie es scheint, nur noch Verschlußlaut vor.

In der Labialreihe kommt dem Anlaut, der Stellung nach *m* und der Verdoppelung der Verschlußlaut zu. Im sonstigen Inlaut weist heutzutage das Alemannische einschl. des Schwäbischen den Verschlußlaut auf, abgesehen vom Elsässischen, von Teilen des Alemannischen im Badischen (die Grenze zwischen *b* und *w* wird in der Rheinebene durch die Kinzig gebildet) und von den nördlichsten Gebieten des Schwäbischen; auch Teile des Schlesischen, des Thüringischen und wie es scheint das Altenburgische zeigen Verschlußlaut; im übrigen Gebiet gilt Spirant. Und zwar im Niederdeutschen, Niederfränkischen und im nördlichen Teile des Mittelfränkischen tönender labiodentaler Reibelaut, sonst bilabialer.

Nur von dem labiodentalen Spiranten läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß hier eine unmittelbare Fortsetzung der germanischen Spirans vorliegt. Die althochdeutschen Quellen des Bairischen besitzen, zweifellos den Verschlußlaut, und erst später — etwa im 12. Jahrh. — hat neuerdings ein Wandel zur Spirans stattgefunden; der neue Laut fiel zusammen mit demjenigen, der aus germanischem *w* hervorgegangen war. Ähnlich scheint der Gang der Entwickelung im Rheinfränkischen gewesen zu sein, und wohl auch im übrigen Mitteldeutschen.

§ 271. 1. Bei den Gutturalen zeigt der Anlaut eine Spirans von verschiedener Beschaffenheit auf dem Gebiete des Niederfränkischen, des Niederdeutschen westlich der Elbe (mit vereinzelten Ausnahmen), des Niederdeutschen in der Priegnitz, Mecklenburg-Strelitz, Uckermark, Westpreußen, der Mark Brandenburg, im nördlichen Mittelfränkischen. In Ostfalen ist die Vertretung des *g* durch *j* schon für die altsächsische Zeit bezeugt (vgl. F. Jostes, ZsfdA. XL, 165).[1])

Anlautender Verschlußlaut gilt im Niederdeutschen in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg-Schwerin und Pommern, im südlichen Mittelfränkischen, dem übrigen Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen. Die Grenze zwischen Reibelaut und Verschlußlaut liegt im Westen zwischen Prüm und Neuenburg, geht herüber nach Kochem, die Mosel abwärts nach Koblenz und überschreitet die Sieg unterhalb Hamm. Im Siegerländischen und im Saynischen gilt im allgemeinen im Wortanfang der Verschlußlaut, aber im Präfix *ge-* steht die Spirans. Im Nordthüringischen tritt ein Laut auf, der aus Verschlußlaut und Spirans zusammengesetzt ist: *gjrot.*

2. Im Inlaut hat die Spirans weit größeren Umfang als im Anlaut. Die Spirans steht im Niederfränkischen, im größten Teil des Niederdeutschen, im Mittelfränkischen, Ostfränkischen, Teilen des Rheinfränkischen, in Teilen des Hessischen, des Thüringischen, Sächsischen.[2]) Verschlußlaut liegt vor in Mecklenburg-Schwerin, in Teilen des Hessischen, Thüringischen, Sächsischen, im Schlesischen, im größten Teil des Oberdeutschen. Im Südrheinfränkischen steht der Verschlußlaut nach dunkeln Vokalen, *j* nach palatalen Vokalen und *r*. Im nördlichen Alemannischen, in Teilen des Badischen erscheint nach allen Vokalen und nach *r* ein *j;* im Elsaß hat sich der *g*-Laut nach hellen Vokalen zu *j*, nach dunkeln zu *u* gewandelt (wie auch im Siegerländischen). In diesen südrheinfränkischen und alemannischen Gebieten ist gewiß der spirantische Laut nicht das Ursprüngliche, sondern erst wieder aus dem Verschlußlaut hervorgegangen.[3])

[1]) Mit dieser deutschen Spirans hat es nichts zu tun, wenn ältere Geschlechter und noch heute manche das *g* im Anlaut lateinischer Wörter vor *e* und *i* als Spirans sprechen: χ*enitiv*, χ*eorg*, χ*eographie*, χ*ymnasium.*

[2]) Sehr merkwürdig ist, daß in der heanzischen, also bairischen Mundart von Neckenmarkt einige *ch* = *g* vorkommen: *jecha* Jäger, *jocht* Jagd, *mocha* mager.

[3]) Ein Beweis für den Wandel der Spirans *g* zum Verschlußlaut *g* liegt in dem analogen Wandel bei *j*, s. oben S. 203.

3. Im Bairischen, nicht im Alemannischen, war auslautendes *g* zur Affrikata geworden, wovon noch heute isolierte Reste wie *wäcch* (weg) Zeugnis ablegen.

Vgl. K. Bohnenberger, *Auslautend g im Oberdeutschen.* PBB. XXXI, 393.

4. Eine besondere Stellung nimmt innerhalb des Gebiets mit Verschlußlaut die Ableitungssilbe *-ig-* ein. Sie weist die Spirans *ch* auf im Schlesischen und, wie es scheint, meist auf den mitteldeutschen Gebieten, die sonst inlautenden Verschlußlaut besitzen (in Ruhla *künnek, hunnek;* bei Tilo von Kulm 555 *stric : ewic*), ferner im Südrheinfränkischen und im nordwestlichen Schwaben. Die Grenze dieses letzteren Gebietes gegenüber dem übrigen Schwaben geht etwa von Oberndorf nach Balingen, Hechingen, Reutlingen, Kirchheim, Göppingen, Gmünd, Krailsheim. Wo *g* im allgemeinen auslautend als Affrikata erscheint, weist doch die Endung *-ig* die Spirans auf.

Offenbar ist diese Sonderstellung der Endung *-ig* die Wirkung der abweichenden Betonung. Die Sonderstellung der Endung *-ig* besteht schon im Altdeutschen, wie die Sammlungen von Jellinek beweisen (PBB. XV, 273 ff.); an Einwirkung des Suffixes *-lich* ist nicht zu denken, die im Zahlwort (zwanzig usw.) und im Substantiv (*Honig, König,* schwäb. *Feirtich,* Feiertag, *Herzich,* Herzog) auch ganz unbegreiflich wäre.

Vgl. Ed. Schroeder, AnzfdA. XXIV, 18 (1908). — Herm. Fischer, *Geographie der schwäbischen Mundart,* S. 64. — Phil. Lenz, *-ich, -ig aus älterem -ig, -eg.* ZsfhdMaa. IV, 198.

5. In der Verbindung *-ng-* ist der zweite Laut heute meist durch Angleichung verloren gegangen; wo er noch bewahrt wird, erscheint er als Spirans.

Vgl. G. Kewitsch, *Zur Aussprache des ng und Bezeichnung des Gaumennasallautes.* Zs. f. Orthogr. V, H. 7.

Zum ganzen Paragraphen vgl. K. Koppmann, *Zum mnd. gh.* Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforsch. III, 7. — H. Dorn, *Die Aussprache des deutschen Buchstaben G.* Berlin 1879. — E. Jung, *Die Aussprache des deutschen Buchstaben G und Herr Professor H. Dorn.* Musikal. Wochenblatt 1879, Nr. 25 und 26. — J. F. Kräuter, *Das nhd. G.* Blätter für das bayrische Realschulwesen XV, 393. — ders., *Die Schicksale des germanischen g und j im Nhd.* Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen LXIII, 123. — J. Stockhausen, *Der Buchstabe G und «Sängeralphabet».* Frankfurt a/M. 1880. — G. Kunkel, *Der Konsonant G in Deklamation und Gesang.* Frankfurt a/M. 1881. — A. Diederichs, *Über die Aussprache von sp, st, g, ng.* Straßburg 1884 (aus der Zs. f. Orthographie, Bd. II). — G. Kewitsch, *Zur Aussprache des G im*

Deutschen. Zs. f. Orthographie 1895, H. 8—10. — B. von Hochberg, *Verordnungen zur Erzielung einer einheitlichen richtigen Aussprache des Konsonanten g auf den königlichen Bühnen.* Berlin 1887. — A. Grabow, *Die mustergültige Aussprache des g.* Monatsschrift f. d. gesamte Sprachheilkunde VI, 132 (= Mitteilungen des deutschen Sprachvereins Berlin, Nr. 9/10). — J. Spieser, *Zur Aussprache von ng und g.* Pädagogisches Archiv XLI, H. 5.

§ 272. *g* in den ahd. Verbindungen *agi, igi, ogi* ist vokalisiert worden, so daß daraus altdeutsch *ei* (für *agi, egi*), *î* (für *igi*), *oi* entstand; der Wandel macht sich seit dem Ausgang der ahd. Zeit bemerkbar, z. B. *Maginza* = *Mainz, Eginhart, Meginhart, Reginhart* = *Einhart, Meinhart, Reinhart; agidehsa* = Eidechse, *gitragidi* = Getreide, *gagini* = *gegen;* ahd. *tragit,* er trägt mundartl. *treit,* ahd. *lagita* = mhd. *leite.* Auch von *sagên* erscheinen die Formen *seit, seite, geseit,* denn es gab neben dem Paradigma *sagên* von altersher Formen, die nach der *j*-Klasse gebildet waren; *bigiht* > *bîht, pfligit* > *pflît, Sigifrit* > *Sîfrit, voget* > *voit.*[1])

2. Nach dem Muster von *sagen—seit—seite* sind dann in ältern bairischen Denkmälern auch Neubildungen geschaffen wie *dagen—gedeit, klagen—gekleit, vrâgen—gevreit.*

3. Solche Formen mit geschwundenem *g* herrschen heute im Alemannischen, in großen Teilen des Bairischen (Tirol, Oberösterreich, Kärnten, Gottschee), in einem Gebiet, das sich von Waldeck, Wildungen, Fritzlar nach Osten über Witzenhausen, Eschwege, Dingelstedt erstreckt und noch über Mühlhausen und Eschwege hinausgeht, in Gegenden am Niederrhein, in Sachsen und Schlesien. Sie waren aber zweifellos auch im übrigen Bairischen in der ältern Zeit vorhanden und sind später nur durch Analogiebildungen vielfach verdrängt worden.

4. Das aus *agi* entstandene *ei* aber war und ist im Bairischen nicht in allen Wörtern derselbe Laut. In den Wurzeln, die in späterer ahd. Zeit nur *ege-* aufwiesen (z. B. *leite*), hat sich ein *ei* entwickelt, das dem aus *î* entwickelten *ei* nahestand oder mit ihm zusammenfiel; in den Wurzeln, in denen neben *-ege-* Formen solche mit *-age-* standen, stand *ei* dem *ei* aus urgerm. *ai* nahe oder fiel mit ihm zusammen (z. B. in *treit*).

Danach wird anzunehmen sein, daß in *geleit* aus *geleget* die eigentlich lautgesetzliche Entwicklung vorliegt, daß dagegen das lautgesetzliche *tregit* aus *tragit* Angleichung an *tragen* erfuhr und wieder zu *tragit* wurde, das dann entweder unmittelbar oder

[1]) Für *voget* findet sich im Mhd. und älteren Nhd. die Form *vout, vaut.*

über *trägit* (mit Umlaut der zweiten Schicht) zu *treit* wurde. Ebenso wurde *segita* durch *sagita*, *sägita* ersetzt.

5. Dieses *ei* entwickelt sich unter Umständen weiter zu *e:* ahd. *seginsa* > mhd. *seinse* > Sense; *gegen* > *gein* > *gen*.

Vgl. K. von Bahder, ZsfdPh. XII, 485. — Herm. Fischer, *Zur Geschichte des Mittelhochdeutschen.* Tübinger Universitätsschrift 1889. — O. Behaghel, *Litbl. f. germ. u. roman. Philol.* 1889, 327. — F. Wrede, AnzfdA. XVI, 275. — K. Zwierzina, *Mhd. ei* < *ege, age, ede, mhd. î,* < *ige, ibe.* ZsfdA. XLIV, 345. — Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 27 und Prager Deutsche Studien VIII, 262. — H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart*, S. 199.

§ 273. Der tonlose Spirant *s* hat ursprünglich dem *sch* in der Aussprache nahegestanden. Das wird bewiesen:

1. Durch die Art, wie die altslovenischen Übersetzungen in Freising, die dem Ende des 10. Jahrhs. und dem 11. Jahrh. angehören, die Lautzeichen des Ahd. verwenden: zur Wiedergabe des Slovenischen *š* und *ž* dient *s*. Ebenso bezeichnen die altböhmischen Denkmäler des 13. u. 14. Jahrhs. böhmisches *š* mit *ss*, *ž* mit *s*.

Vgl. W. Braune, PBB. I, 528. — W. Vondrák, PBB. XXII, 202. — Ernst W. Kraus, *Zur Aussprache des mhd. s.* Festschrift zum VIII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage, S. 32.

2. Durch die Wiedergabe, die ältere Lehnwörter aus dem Kärntischen im Windischen erfahren: *s* wird durch *š* oder *ž* vertreten.

Vgl. Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 132.

3. Durch das Jüdisch-deutsche, in dem *ss* als *š* erscheint, vgl. M. H. Jellinek, AzfdA. XXIX, 269.

4. Durch die mhd. Schreibung *s* oder *ss* für altes sc, z. B. in der Vorauer Hs. der Kaiserchronik 172 *chreichissen* griechischen, 607 *judeis* jüdisch.

Vgl. F. Bech, Germ. XXX, 257.

5. Durch gelegentliche mhd. Reime: Ottokars österreichische Reimchronik 60709 *rosse: gedroschen.*

6. Durch den Tatbestand in den heutigen Mundarten, die *s* auch außerhalb der Stellung vor und nach bestimmten Konsonanten als *š* zeigen.

Dieses dem *sch* nahestehende *s* wird sich von dem *sch* namentlich auch dadurch unterschieden haben, daß *sch* Fortis, *s* Lenis war.[1])

[1]) Damit gewinnen wir nun wohl auch für das *s* in *suln* aus älterem *sk* > *sch* eine Erklärung (die bisherigen können nicht befriedigen, vgl. v. Fierlinger, *Zs. f.*

§ 274. 1. Heute erscheint altes *s* als *š* im Anlaut, Inlaut und Auslaut in der Mundart von Gottschee.

2. Nach Vokal beliebiger Art erscheint *s* als *sch* in Kärnten, im Lusernischen, in den Sprachinseln in Friaul, wie es scheint in Rima (südl. des Monte Rosa), im Gebiet zwischen Mittelmain und Neckar. In *Eis* erscheint *sch* auch im südlichsten Elsaß, *ch* in Wildungen und sonst südlich von Waldeck.

3. Für Visperterminen und Bündten gilt wohl das Lautgesetz, daß *s* vor *i* der Endung als *sch* erscheint (*diše* dieser in Visperterminen hat sein *š* aus der Form *dišiu*); auch Brienz zeigt Andeutungen dieses Zustandes. Auch *sie*, *sich* zeigen in Visp. und Bündten das *š*, wohl in der Unbetontheit ausgebildet. Ferner tritt hier auch die Genitivendung als *š* auf.

4. Ein südtirolischer Rest des *š* ist *Etsch* aus *Etisa;* hier hat sich *š* gehalten wegen der durch den Ausfall des Mittelkonsonanten entstandenen Stellung nach Konsonant.[1])

5. Ganz vereinzelt ist *s* als *h* wiedergegeben, was sich aus einer dem *š* nahestehenden Aussprache leichter begreift als aus dem heutigen *s*: altbair. *mir hand, es heids, sie hand,* wir sind, ihr seid, sie sind (S. N. Schwäbl, *Die altbayr. Mundart.* S. 44), auch in Oberösterreich und Pernegg; *ahó* = so in Gottschee (Tschinkel S. 46), *hent* = sind (ebda.).

6. Sonst erscheint, abgesehen von der Stellung in der Nachbarschaft von Konsonant, *s* heute allgemein als ein Spirant, der dem romanischen *s* entspricht.

7. Im Auslaut wie in der Verdoppelung ist völliger Zusammenfall mit mhd. *ȝ* eingetreten,[2]) während zwischen Vokalen teilweise noch *s* als Lenis dem *sz* aus *ȝ* als Fortis gegenübersteht.

Nach dem Zeugnis des Urkundenbuchs der Stadt Basel und des Züricher Urkundenbuchs ist dort der Zusammenfall in den 60er Jahren des 13. Jahrhs. bereits abgeschlossen. Beispielsweise erscheint in einer Züricher Urkunde von 1269 (Züricher Urkundenbuch IV, 119) altes *ȝ* stets (6 mal) als *s* geschrieben, ebenso in einer Basler Urkunde von 1272 (Urkundenbuch der Stadt

vergl. Sprachforschung, XXVII, 190, K. F. Johansson, PBB. XIV, 295, F. Holthausen, AzfdA. XXVI, 33). Es wird *schol* in der Unbetontheit die Fortis zur Lenis gewandelt haben (vgl. die Behandlung von *be-* im Oberdeutschen, S. 290), und dann der neuentstandene Laut mit den übrigen *s* zu unserem *s* geworden sein.

[1]) Ist in ähnlicher Weise auch nhd. *feilschen* aus ahd. *feilison* zu beurteilen?

[2]) In mehreren Schweizermundarten besteht aber noch heute *Donštig* aus *donerstag* neben *Samstig* aus *sambaztag*, s. PBB. XVIII, 388.

Basel II, 52; 14 mal). In einer Basler Urkunde, die zwischen 1264 und 1269 geschrieben ist (Urkundenb. der Stadt Basel I, 315) erscheint altes *s* 8 mal durch *z*, altes *ſ* 4 mal durch *s* wiedergegeben.

8. Im Anlaut und im Inlaut zwischen Vokalen ist *s* zum Teil tönend geworden: im größern Teil des Niederdeutschen, nicht im ganzen; z. B. nicht im Westfälischen und großen Gebieten von Schleswig.

Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 139. — ders., ZsfdMaa. 1906, 312. — ders., *Germanisch-romanische Monatsschrift* II, 283. — J. Schatz, *Altbairische Grammatik*. Göttingen 1907, S. 81. — H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart*, S. 125.

O. Weise, *Der Übergang von s in z*. ZsfdMaa. 1908, 194. — ders., *Der Übergang von sch in tsch*, ebda. 197.

§ 275. *s* ist in den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, *sw* auf hochdeutschem Boden zu *š* geworden — die Anfänge finden sich schon in mittelhochdeutscher Zeit —, teilweise auch auf niederdeutschem Gebiet, wie in Teilen der Altmark und Nordthüringens, zwischen Saale und Elbe, zwischen Elbe und Havel.

Eine scheinbare Ausnahme bilden mhd. *swer*, *swelcher*, *swa*, die im Nhd. zu den relativen *wer*, *welcher*, *wo* wurden. Man hat gemeint, der Wandel von *sw* zu *w* sei der eigentlich lautgesetzliche im freien Anlaut, der Wandel von *sw* > *schw* gehöre dem Satzinnern an und habe sich lautgesetzlich nur nach *r* vollzogen. Die letztere Annahme ist schon deshalb unmöglich, weil *schw* auch in Mundarten entstanden ist, die *rs* nicht zu *rsch* wandeln (vgl. W. Horn, PBB. XXII, 220). Vielmehr ist der Wandel von *sw* > *schw* das ältere; als *sower* über **sewer* zu *swer* geworden war, galt ein anderes Gesetz, nach dem *sw* zu *w* wurde, vgl. älter alem. *neiwer* (Belege im DW. unter *neiszwer*) aus *neizwer*[1]) und den analogen Lautwandel von *sn* > *n* in dem würtembergischen Ortsnamen *Flunau* aus *Flusnau*.

§ 276. *sp* und *st* entwickelten sich so, daß im Alemannischen und im oberdeutschen Fränkisch (zum mindesten in Baden) *s* an allen Stellen des Wortes zu *š* wurde. Im Bairischen gilt im Inlaut im allgemeinen *s*, aber auch *š*; in Mittel- und Unterkärnten besteht *st*, in Oberkärnten und Tirol *št*, ebenso in Lusern.

Auf mitteldeutschem Gebiete scheint im ganzen nur im Anlaut

[1]) In Appenzell bestand *s* vor *w* fort in *etsche* irgendwo; hier war in *eteswa* zunächst das *e* ausgefallen, dann trat *s* an den Konsonanten *t* an, und in der Lautgruppe *tsw* behielt *s* Bestand.

s zu *š* geworden zu sein; das Schlesische wandelt jedoch inlautend *sp* zu *šp*. Auch im Nfr. erscheint anlautend *št* und *šp*; ferner sind *št* und *šp* über einen großen Teil Niederdeutschlands verbreitet. Im Kolonisationsgebiet hat wohl nur Mecklenburg *st*, *sp*.

Über *sk* s. unten § 300.

§ 277. Für die Entwickelung von *rs* (und *rʒ*) scheint im allgemeinen etwa folgendes zu gelten: im Niederfränkischen, Mitteldeutschen, Bairischen und Alemannischen ist es zu *rš* geworden; im Niederdeutschen ist es geblieben, ebenso wie im Alemannischen von Brienz, von Visperterminen. Dabei besteht im Bairischen ein Unterschied zwischen *r* + Fortis und *r* + Lenis (vgl. P. Lessiak, IgmAz. XXVII, 44, AzfdA. XXXII, 133; XXXIV, 35).

Die Schriftsprache hat beides nebeneinander: *Arsch, Barsch, Hirsch* neben *Hirse, Vers; Wirsching* neben *Wirsing* (vgl. Lessiak, AzfdA. XXXII, 133).

In md. Mundarten, zum Teil auch alemannisch erfolgt der Wandel auch bei angelehntem *s* : *mirsch* = mir es, *fürschich* = für sich.

Zu den §§ 275—277 vgl. A. Diederichs, *Über die Aussprache von sp, st, n und ng.* Straßburg 1884. — O. Aron, *Zur Geschichte der Verbindungen eines s bzw. sch mit einem Konsonanten im Nhd.* PBB. XVII, 225. — K. Bohnenberger, ZsfhdMaa. III, 168. — W. Horn, *Beiträge zur deutschen Lautlehre.* Gießener Diss. 1898, S. 22. — ders., ZsfdMaa. 1909, 372. — Ed. Schroeder, AnzfdA. XXXIV, 17. — W. Horn, ZsfdhdMaa. I, 28. — P. Lessiak, AzfdA. XXXIV, 35. — Esajas Beck, *Wandel von S + C(onsonant) im Alemannischen.* PBB. XXXVI, 230.

§ 278. 1. *th* ist, wohl durch die tönende Spirans hindurch, zum Verschlußlaut, zur Lenis *d* geworden. Im Bairischen ist dieser Übergang bereits im Beginn unserer Quellen vollzogen; im Alemannischen fand er in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhs., im Oberfränkischen im 9. Jahrh. statt; im Niederfränkischen und den nördlichen mitteldeutschen Mundarten dagegen erst im Ausgang des Althochdeutschen, und noch die Straßburger Hs. des Rolandsliedes weist *th* auf. Im Beginn der mittleren Periode folgen Niederfränkisch und Niederdeutsch nach; doch ist im Mittelniederdeutschen teilweise noch bis ins 14. Jahrh. der dem alten *th* entsprechende Laut nicht völlig mit dem alten *d* zusammengefallen.

2. Im Inlaut ist der Wandel zu *d* etwas rascher geschehen als im Anlaut.

3. In unbetonter Silbe erscheint früher *d* als in der hochtonigen: im Altfränkischen findet sich *frithes* in ersten Kompo-

sitionsgliedern neben *frides*, im zweiten Glied dagegen nur *-fridu;* Thietmar von Merseburg schreibt meist *Magadaburg* und schreibt *Godefridus, Sigifridus*, aber *Frithericus, Fritheruna, Ethela* (briefliche Mitteilung von E. Sievers).

4. Urdeutschem *th* des Auslauts entspricht in der althochdeutschen Schreibung in weitaus den meisten Fällen *d* — und zwar in derselben Weise und Zeit des Auftretens wie im Inlaut. Dies ist aber wohl nur eine, sei es lautliche, sei es rein graphische Übertragung aus dem Inlaut. Die rein lautliche Entwickelung von auslautendem *th* scheint dagegen *t* zu sein, denn die Endung der 3. Ps. Ind. Sg. Präs., die urdeutsch auf *-th* und *-d* ausgeht, schließt ahd. mit *-t*, und dieser Wandel beschränkt sich nicht auf das Hochdeutsche; auch im Hel. lautet jene Endung in der großen Mehrzahl der Fälle auf *-t* aus (neben seltenerem *-d*, was vielleicht die vor Vokal entwickelte Form ist); auch für stammschließendes *th* findet sich hier *t* geschrieben.

Vgl. W. Braune, PBB. I, 53. — W. Schlüter, *Exkurs über die Geschichte des mnd. dh.* Mitt. aus d. Gebiete d. Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands, XVIII, 522.

5. Seine besonderen Schicksale hatte altes *th* in der Stellung vor *w*. Ahd. *dw* ist im Mhd. zu *tw* geworden: as. *thwingan* = mhd. *twingen;* im übrigen teilt dieses *dw* bzw. *tw* die Schicksale von urgerm. *dw* (s. unten § 287); so besteht denn in der heutigen Schriftsprache nebeneinander *quer* und *Zwerchfell, quängeln* und *zwingen*.

h im Anlaut ist schon in den frühesten Quellen nicht eigentlicher Spirant, sondern Hauchlaut und hat diese Eigenart bewahrt, so weit es nicht gänzlich verloren gegangen ist. Dies geschah in den Verbindungen *hl, hn, hr, hw;* im Althochdeutschen findet das Verklingen etwa um 800 statt und zwar früher auf oberdeutschem als auf fränkischem Gebiet; im Anfr. der Psalmen ist *h* ebenfalls schon geschwunden. Noch fest ist es im Altsächsischen des Heliand, schon bisweilen fehlend in der Freckenhorster Rolle; das Mittelniederdeutsche besitzt es nicht mehr.

Bei Tatian, einigemale auch bei Otfrid wird von *wer* der Instrumentalis *hiu* gebildet. Offenbar war hier das *w* der Anlautsgruppe *hw* abgefallen (wofür sich verschiedene Gründe denken lassen), ehe der Wandel von *hw* > *w* eintrat.

Daß *h* in manchen Fällen auch vor Vokal im Anlaut abzufallen oder vokalischem Anlaut vorzutreten scheint, ist wohl rein

graphisch zu beurteilen, soweit nicht Dissimilationserscheinungen vorliegen.

Vgl. E. Förstemann, *Unorganisch anlautendes H in altdeutschen Personennamen.* Von der Hagens Germania X, 37. — H. Garke, *Prothese und Aphärese des H im Ahd.* Straßburg 1891. — W. Bruckner, AzfdA. XXII, 164. — Ed. Schroeder, *Gött. gel. Nachrichten* 1908, 25.

§ 279. 1. *h* im Inlaut zwischen Vokalen hat jedenfalls schon im Altsächsischen sehr schwach geklungen, denn es wird öfters nicht geschrieben. Verloren ist es im Altniederfränkischen sowie in der mittleren Periode des Niederdeutschen und Mitteldeutschen; auch oberdeutsch verschwindet es in dieser Stellung in den meisten Gebieten. Doch ist in Imst und wohl auch im übrigen Tirol, in Pernegg, in Gottschee *-h-* erhalten, und in Visperterminen, Brienz, in Appenzell ist *h* teils erhalten, teils ausgefallen, ohne daß der Grund der Verschiedenheit überall deutlich erkennbar wäre.

2. Vor Konsonanten ist *h* echter Spirant.

§ 280. 1. Die Verbindung *ht* erscheint im Niederdeutschen und im größten Teil des Mitteldeutschen der mittleren Periode als *cht* geschrieben (noch nicht z. B. in der Friedberger Urkunde von 1301, Friedberger Urkundenbuch I, 65), oberdeutsch als *ht*; im späteren Mhd. kommt auch oberdeutsch die Schreibung *cht* zur Herrschaft: im Urkundenbuch der Stadt Basel ist *cht* schon vor 1270 stark vertreten, im Schwäbischen ist *ht* bis in die Mitte des 15. Jahrhs. noch reichlich angewendet (F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart,* S. 206); bei Hugo v. Montfort überwiegt *cht* stark über *ht* (J. E. Wackernell in der Einleitung seiner Ausgabe, S. CLXX).

2. In heutigen Mundarten, in Teilen des Nieder- und Mittelfränkischen, in Ruhla ist der gutturale Spirant des *ht* zum Vokal aufgelöst, zu *i*, teilweise auch zu *u*.

3. Wo der Guttural nicht überhaupt untergegangen ist (vgl. § 226), wandelte sich im Mitteldeutschen, Elsässischen, Schwäbischen, Bairischen *hs* > *ks;* wohl im ganzen Schweizerischen — Basel ausgenommen — ist der Spirant erhalten (ein alter Beleg für die Aussprache *ks* ist *wügchssen* Proplemata Arestotiles teutsch 6, a [von 1492]). Der Wandel ist jünger als der Ausfall des *e;* denn in süddeutschen Mundarten ist z. B. auch *sihestu* zu *sikste* geworden. Er beruht schwerlich auf einer Dissimilation der beiden Spiranten (vgl. K. Brugmann, *Abhandlungen der Sächs. Gesell-*

schaft der Wissensch. XXVII, S. 155), sondern viel eher auf einer Angleichung: *k* liegt dem *s* näher als *ch*.

4. Vor den gleichen Konsonanten, vor denen *h* im Anlaut abfiel, ist es wohl auch im Inlaut verloren gegangen: z. B. ahd. *ftla* aus **fihla* neben *fihala*.

Vgl. R. Kögel, AzfdA. XX, 244.

5. Wo in mhd. Zeit *h* im Silbenanlaut nach Konsonant bestand, ist es in neuerer Zeit geschwunden, und zwar vollzieht sich der Abfall zuerst, schon in mittelhochdeutscher Zeit, auf mitteldeutschem und niederdeutschem Gebiet: mhd. *befelhen* = nhd. *befelen*, mhd. *vorhe* = nhd. *Föhre*, mhd. *vorhele* = *Forelle*; zahlreiche nhd. Eigennamen auf *-er, -art, -ert* gehen auf mhd. *-her, -hard* zurück; mundartlich *Kranket, Woret* = Krankheit, Wahrheit; bair. alem. *abe, abi, aufi, uffi* = mhd. *abhin, ufhin;* die schweizerischen Ortsnamen auf *-ikon* sind aus *-ikhoven* entstanden. *Mannheim* in der Mundart = *Mannem*.

Vgl. Ch. Walther, *Mitteilungen des Vereins für lübeckische Geschichte* 1894, 115.

6. Wo *lh, rh* in den Auslaut trat, ward daraus nach dem oben § 214 Gesagten *lch*, das lautgesetzlich erhalten blieb; so erklärt es sich, daß in heutigen Mundarten auch inlautend *lch* erscheint; so begegnet *befelche* bair. wie alem.

Trat dieses *ch* durch Übertragung auch in den Inlaut, so hat es sich in der Stellung nach *r* zu *k* gewandelt: neben *durch* steht mhd. *dürkel* aus *dürchel*, neben mhd. *varch* steht *verkel*.

Vgl. H. Paul, PBB. VI, 556.

§ 281. 1. Die tonlose urdeudsche Spirans *f* ist anlautend auf nfr. und mfr. Gebiet tönend geworden.

2. Im Inlaut zwischen Vokalen ist *f* in geschichtlicher Zeit auf einem großen Teile des Gebietes mit dem Nachfolger des germ. *ƀ* aus igm. *bh* zusammengefallen, nämlich im Niederfränkischen und Niederdeutschen, ferner im Hessischen, Thüringischen und Sächsischen, im Mittelfränkischen und im Rheinfränkischen nördlich einer Linie, die zwischen Worms und Mannheim den Rhein schneidet. Und zwar wird schon in den Hss. des Heliand für altes *f* das Zeichen verwendet, welches auch zur Wiedergabe alter Spirans dient.

Auf dem übrigen Gebiet ist jenes *-f-* als tonlose labiodentale Spirans bewahrt, aber als Lenis, soweit die betreffenden Mundarten Fortis und Lenis unterscheiden. Es steht also in dem größten Teile des Alemannischen, sowie in Teilen des Schle-

sischen dieses *f* aus *f* einem *b* aus *þ* gegenüber; im Südfränkischen, in Teilen des Schlesischen, in Teilen des Alemannischen, im Bairischen einem *w* aus *b* aus *þ*.

3. Wo *f* vor *t* stand, ist es im Ripuarischen und dem Nordwesten des Nd. zu *ch* geworden; im Cottonianus des Heliand 38 steht *craht* für *craft;* andere Belege z. B. in den Prudentiusglossen, den Essener Evangelien, der Freckenhorster Heberolle; *ahter* im Trierer Kapitular. Mehrere Belege für diese Erscheinung sind aus dem Niederdeutschen in die neuhochdeutsche Schriftsprache übergegangen, so *sacht* = *sanft, echt* = mhd. *êhaft, Nichte* = mhd. *niftel; Echternach* alt *Efternacum;* zweifelhaft ist, ob *Schlucht* hierher gehört, als verwandt mit *schlüpfen;* es erscheint mehrfach in oberdeutschen Flurbezeichnungen und Ortsnamen (vgl. E. Schroeder, AnzfdA. XXIV, 20).

4. Auslautendes *f* des Urdeutschen ist niederdeutsch geblieben, im Mitteldeutschen und Oberdeutschen regelmäßig nur da, wo inlautend daneben *f* oder *v* steht: doch begegnet im Hessischen *hob* = 'Hof'. Da, wo heute im Wortinlaut labiolabialer Spirant *(w)* oder Verschlußlaut gilt, erscheint seit der althochdeutschen Zeit im Wortende der Verschlußlaut: as. *lîf* = ahd. *lîb.* Da wo inlautend Verschlußlaut steht oder stand, ist sicher die lautgesetzlich auslautende Spirans durch Übertragung aus dem Inlaut verdrängt worden. Wäre auf mitteldeutschem Gebiet das heutige *w* direkte Fortsetzung der urdeutschen Spirans, so müßte dort der auslautende Verschlußlaut unmittelbar aus *f* entstanden sein, wie hessisch *hob* aus *hof*, und wie — *ch* zu — *k* ward; es scheinen diese letzteren Parallelen aber zu jung zu sein.

§ 282. 1. Die gutturale Spirans des Urdeutschen blieb in der altdeutschen Zeit lautgesetzlich im allgemeinen auslautend bewahrt. Dieser lautgesetzliche Stand der Dinge liegt vor im And. und Mnd.: also *sehan — sach, liggian — lach.* Ebenso im größeren Teile des Mitteldeutschen; im Oberdeutschen aber — und dies gilt teilweise auch für das Mitteldeutsche — ist nur das *ch*, das mit inlautendem *h* wechselt, regelmäßig bewahrt; inlautendem *g* dagegen entspricht in mhd. Zeit auslautend *c*, wenn auch Belege für *ch* bis tief ins Mittelhochdeutsche hinein vorliegen. Es hat also Angleichung des spirantischen Auslauts an den Verschlußlaut im Innern stattgefunden. Das Elsässische weist *heilije* (aus *heilige*) neben *heiliche* auf; hier wird man annehmen müssen, daß nicht, wie sonst meist, der Inlaut über den Auslaut den Sieg

davon getragen hat, sondern umgekehrt der Auslaut auch in den Inlaut eingedrungen ist.

2. Dagegen in neuhochdeutscher Zeit begegnet auf mitteldeutschem Gebiete wirkliche Verschiebung von ausl. *ch* zum Verschlußlaut: mhd. *vlôch* 'Floh', *schuoch* 'Schuh' erscheint im Hessischen, in Ruhla, im Altenburgischen, in Leipzig, im Schlesischen als *Flok, Schuk;* in denselben Gebieten begegnet teilweise auch *sāk, geschāk* = 'sah, geschah'.

Die gleiche Verschiebung von — *ch* zu — *k* liegt wohl auch vor, wenn auf mitteldeutschem Gebiet einer inlautenden Spirans *g* im Auslaut wie es scheint allgemein lautgesetzlich ein Verschlußlaut entspricht. So heißt es pfälzisch *Ak* — *Âche* = 'Auge — Augen'. Freilich ist dieser Wechsel zwischen inlautender Spirans und auslautendem Verschlußlaut nicht mehr überall lebendiges Gesetz; durch Übertragung aus dem Inlaut kann die Spirans auch in den Auslaut treten. So hat das Sächsische in Leipzig inlautende Spirans, auslautend nebeneinander *ch* und *k: Wēch — Wēk.*

Diesem Wandel von — *ch* zu — *k* entspricht der oben erwähnte Wandel von — *w* zu — *b,* von — *j* zu — *k* (s. § 257 und 259, 7).

3. Wo in der Auslautsverbindung *-ng* noch nicht Assimilation vorliegt (§ 223, 2), wird auslautend teilweise der Spirant gesprochen, so im Westfälischen, wo auch im Inlaut *n* + Spirans gilt; überwiegend aber steht der Verschlußlaut, auch in Mundarten, die außerhalb der Verbindung mit *n* die Spirans sprechen, und sogar auch neben *n* + Spirans des Inlauts, wie in Hamburg, im Hannöverschen.

§ 283. Die aus den tönenden Spiranten hervorgegangenen deutschen Verschlußlaute waren anfänglich reine Medien. Zwischen ihnen und den aus den indogermanischen Medien hervorgegangenen germanischen und westgermanischen Tenues bestand also der Hauptunterschied, daß die Medien tönend, die Tenues tonlos waren.

Dieser wichtige Unterschied trennt auf niederdeutschem Gebiet die beiden Reihen bis auf den heutigen Tag. Dazu kam aber noch in vorgeschichtlicher Zeit eine zweite Verschiedenheit: die germanischen Tenues erfuhren — mit bestimmten, später zu besprechenden Ausnahmen — eine Artikulationsverstärkung, die sie den als Lenes artikulierten alten Medien als Fortes gegenüberstellte und zugleich (teilweise) sie mit Aspiration versah.

Dieser Unterschied wurde besonders wichtig auf dem hochdeutschen Gebiet. Denn hier gaben die aus Spiranten entstandenen Medien ihren Stimmton auf, und es blieb somit bloß der Unterschied in der Art der Expiration.

§ 284. 1. Nach dem Verlust des Stimmtons erscheint nd. *g* und *b* im Hochdeutschen im allgemeinen als Tenuis lenis. Ihr gegenüber steht die alte Tenuis *k* und *p* als Tenuis fortis bzw. aspirata und deren weitere Umgestaltungen. Ebenso entspricht dem nd. *d* aus urdeutsch *th* im allgemeinen hochdeutsche Tenuis lenis. Daneben steht erstens die alte Tenuis *t* in ihren verschiedenartigen Fortsetzungen, zweitens der Laut, der aus nd. *d* = urdeutsch *d* sich entwickelt hat.

2. Dieses letztere *d* ist in altdeutscher Zeit im allgemeinen zur Tenuis fortis geworden im Oberdeutschen, Schlesischen, wohl auch im Obersächsischen und Thüringischen. Im Südfränkischen traf die Verschiebung nur den In- u. Auslaut. Im Moselfränkischen und im Hessischen ist nur *rd* zu *rt* verschoben am Schlusse von hochtoniger Silbe: in unbetonten Silben steht nebeneinander *rd* und *rt*.

Vgl. die Literatur auf Seite 48.

3. Als Tenuis aspirata erscheint die dem nd. *d* entsprechende Fortis in Sprachproben aus Lautsch bei Odrau und aus Weidenau, beide in Österr.-Schlesien, vgl. Wiener Sitzungsberichte, Bd. 158, 4. Abhandlg., S. 18; in Dubraucke (Lausitz, vgl. Waldemar Goessgen, *Die Mundart von Dubraucke*, S. 19); vereinzelte Fälle von *t'* werden für Mediasch in Siebenbürgen verzeichnet. Vermutlich besitzt dieses *t'* noch größere Verbreitung oder hat sie wenigstens früher besessen. Hieran schließt sich möglicherweise die Theateraussprache an: *T'ag*, *T'od*, *t'auchen*, die bis ins 17. Jahrh. hinauf zu verfolgen ist (vgl. aber auch § 80 und W. Braune, *Über die Einigung der deutschen Aussprache*, Heidelberg 1904, S. 11).

Gefördert wurde diese Aussprache wohl noch durch das Bestreben, dem Nebeneinander der Rechtschreibuug Rechnung zu tragen, wo *dach* neben *Tag*, *dorn* neben *tot* stand; denn die einfache Unterscheidung nach Lenis und Fortis ist uns fremd geworden.

4. Die ‚Fortis *t* hatte nicht im ganzen Gebiet Bestand.

Im Anlaut hat der Süden im allgemeinen die Fortis mehr festgehalten als nördlichere Gebiete. Auf alemannischem Boden

dürfte es wesentlich das Niederalemannische sein, das die Fortis zur Lenis hat herabsinken lassen; aber auch Basel-Land verfährt ebenso. Von bairischen Mundarten haben Tirol, Kärnten (s. ZsfdMaa. 1906, 311), Gottschee, Westböhmen, Nürnberg die Fortis gewahrt. Die Proben der Wiener Akademie aus Ober- und Niederösterreich zeigen die Lenis. Weiter ist, soweit wir sehen können, im oberdeutschen Fränkischen wie im Mitteldeutschen die Senkung zur Lenis erfolgt; doch hat das Schlesische und natürlich die Mundarten mit *th* die Fortis bewahrt.

Im Inlaut verteilen sich Fortis und Lenis ungefähr wie im Anlaut; im Niederösterreichischen steht nach kurzem Vokal die Fortis, nach langem die Lenis. Daß auch in nördlicheren Gebieten diese Lenis erst aus der Fortis entstand, nicht alte Lenis ist, beweisen die Vokalkürzungen, die vor diesem Laute stattgefunden haben.

Diese Lenis aus älterem *t* fällt zusammen mit *d* aus germ. *th*.

§ 285. Nach Nasalen ist die Fortis *t* schon im späteren Ahd. zur Lenis geworden: ahd. *lantes* > mhd. *landes, hintar* > *hinder, untar* > *under;* das Präterium von *rûmen* lautet mhd. *rûmde.*

Vgl. Alb. Waag, PBB. XI, 85.

§ 286. Die inlautende Lenis *d* ist auf großen Gebieten des Mitteldeutschen und Niederdeutschen in einen *r*-Laut übergegangen.

§ 287. Eine besondere Entwickelung hatte urdeutsches *d* in der Stellung vor *w*. Schon im Mittelniederdeutschen steht die Schreibung *tw* neben der allerdings überwiegenden *dw;* in heutigen niederfränkischen und niederdeutschen Mundarten gilt *tw*. Das aus *dw* verschobene *tw* des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen ist in der neuhochdeutschen Periode zu *zw* gewandelt worden: mhd. *twerc* = Zwerg; allerdings nicht überall, so nicht in der Luzerner Gegend (*Twerenegg*, *Twerenmoos* zu mhd. *twerh,* vgl. Jos. Leop. Brandstetter, *Ortsnamenstudien auf Menzberg,* Geschichtsfreund LXII, S. 176.

Zur Erklärung des Übergangs vgl. Ed. Schroeder, AnzfdA. XXIV, 20.

Auf niederdeutschem wie mitteldeutschem Gebiet findet sich auch Ersatz des *tw* durch *kw,* und zwar begegnet md. *kw-* teilweise innerhalb derselben Mundart neben *zw-*.

§ 288. Germ. *b* war im ältesten Bairischen durchweg zur hauchlosen Fortis *p* geworden. Heute teilt sich in bezug auf den Anlaut das Gebiet in zwei Teile, einen nördlichen, in dem die

Fortis zur Lenis herabgesunken ist, einen südlichen, in dem die Fortis erhalten ist. Die Grenze der Gebiete ist nicht bekannt. Zum nördlichen Gebiet gehört Nürnberg, sowie die Orte aus Nieder- und Oberösterreich, aus denen das Wiener Phonogrammarchiv Proben gibt. Zum südlichen gehört Tirol, Pernegg, Gottschee.

Wann in dem nördlichen Gebiet der Anlaut zur Lenis geworden ist, ist nicht zu erkennen. Bis zum Beginn der neueren Zeit halten bairische Hss. an der Schreibung *p-* fest, die noch heute im Namen *Passau (Castra Batava)* vorliegt.

Im Inlaut nach Vokalen ist im Bairischen im Beginn des 11. Jahrhs. *b* zur Lenis geworden.

Vgl. J. Schatz, *Altbairische Grammatik.* Göttingen 1907, S. 75. — ders., *Die tirolische Mundart,* S. 15. — Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 120.

§ 289. Bisweilen ist in einem und demselben Gebiet die Entwicklung von *d* und *b* eine zwiespältige.

1. Anlautend *b* spaltet sich in mitteldeutschen Mundarten in Lenis und Fortis, so im Schlesischen und Hessischen: im Hessischen ist die Fortis ziemlich vereinzelt, in *Pusch*, *Puckel* (aber *bücken*), etwas häufiger im Schlesischen: *Pauer*, *Paerschke* (Barsch), *Pengel*, *picklig* (bucklig), *Pittch* (Bottich), *plären, Prille, prillen, Pursch, Purzelbaum, Putter;* in der Zips (Leibitz): *Pengel, Posch* Busch, *Porsch* Bursch, *petter* bitter, *gepatsich* batzig usw.

Statt eines zu erwartenden *d* des Anlauts erscheint mhd. *t* in *trûbe*, *tûsent* (auch schon ahd.), *tünewenge, tiusche;* in manchen Schweizer Mundarten ist *d* im selben Worte bald durch *d* bald durch *t* vertreten; in anderen Gegenden der Schweiz sind viele oder die meisten *d* zu Fortes geworden.

Diese Tatsachen sind wohl so zu erklären, daß in den betreffenden Mundarten im Anlaut ursprünglich Tenuis und Lenis wechselten nach Art des Notkerschen Kanons, und daß dieser Wechsel bald zugunsten der Lenis, bald zugunsten der Fortis ausgeglichen wurde. In Imst und andern Gegenden von Tirol wird noch heute nach Pause jeder stimmlose Konsonant als Fortis gesprochen. Vgl. J. Schatz, *Die Mundart von Imst*, S. 21; ders., *Die Tirolische Mundart*, S. 24. — E. Schroeder, AnzfdA. XXIV, 18.

Sogar auf niederdeutschem Gebiet scheint teilweise ein solcher Wechsel bestanden zu haben; für das Ravensburgische wird das Nebeneinander von *daks — taks, draspe — träspe, duls — tuls* gemeldet.

2. In der Mundart von Stiege im Unterharz und den Mundarten von Appenzell weist gegenüber dem sonst ausschließlichen oder stark überwiegenden *t* (Tenuis, bzw. Fortis) aus altem *th* der Pronominalstamm *der* und seine Ableitungen *d* auf (in Stiege Media? oder Lenis? in Appenzell Lenis); das wird mit der vielfachen Verwendung in der Unbetontheit zusammenhängen (vgl. die ähnliche Erscheinung beim *b*, s. § 290).

§ 290. Von der Wandlung des anlautenden *b* zur Fortis, die sich im Bairischen vollzog, machen unbetonte Silben eine Ausnahme, insbesondere *be-*: z. B. in dem von Adelb. Keller herausgegebenen Text der Gesta Romanorum, bei Gundacker von Judenburg und in Fueterers Lanzelot wird fast durchgängig *p-*, aber *be-*, teilweise auch *bey* geschrieben; damit stimmen die Verhältnisse im Lusernischen und Cimbrischen.

Vgl. Primus Lessiak, *Litbl. f. germ. u. roman. Philol.* 1908, 270. — H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart*, S. 110.

§ 291. Bei den germanischen Tenues greift die Veränderung, die «Verschiebung», am weitesten im In- und Auslaut nach Vokalen. Hier sind *p*, *t*, *k* auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet zu den tonlosen Doppelspiranten (bzw. im Auslaut einfachen Spiranten) der betreffenden Organe geworden. Diese Entwickelung liegt vor dem Auftreten unserer Quellen. Im Althochdeutschen erscheinen die drei Laute als *ff*, *zz*, *hh* (über ihre Gestaltung nach langen Vokalen s. S. 182). Für *hh* erscheint früh und bald ausschließlich die Schreibung *ch*.

§ 292. 1. Im heutigen Alemannischen — die nördlichsten Gebiete abgerechnet — hat der Spirant *ch* nach allen Vokalen, wie nach *r* und *l*, die gleiche Aussprache als *ach*-Laut; im übrigen Hochdeutschen steht nach palatalen Vokalen, wie nach *r* und *l*, der *ich*-Laut, sonst der *ach*-Laut; wenn aber ein *a* aus einem älteren *ai* hervorgegangen ist, so steht auch hier der *ich*-Laut, z. B. in *blāch*, *wāch* (= bleich, weich) im Hessischen und andern md. Mundarten.

In unbetonten Silben, speziell in der Silbe *-lich* ist *ch* im Alemannischen und teilweise im Bairischen zum Verschlußlaut *g (k)* geworden: mhd. *weideliche* = alem. *weidlige*, mhd. *lîlachen* = bair. *leilig*. Ferner begegnen in zahlreichen alemannischen Mundarten die Formen *ig* und *aug* = ich, auch.

2. Die alte Spirans *ȝ* hat sich von *s* durch die Artikulationsstelle unterschieden (s. oben S. 216) und ferner dadurch, daß *s*

Spirans lenis, *ʒ* Spirans fortis war. Der Unterschied der Artikulationsstelle ist im Laufe der Zeit geschwunden. Dadurch ist im Mitteldeutschen Zusammenfall von *-s-* und *-ʒ-* eingetreten; oberdeutsch blieb im ganzen der Unterschied zwischen Lenis und Fortis bestehen; in den unbetonten Silben erscheint *ʒ* als Lenis, so in der pronominalen Endung des Nom., Akk., Sing. Neutrius: *es, gutes, das, was.*

Bei den Gutturalen geht die Expirationsverstärkung und weiterhin die Verschiebung zum Spiranten im Auslaut noch über das Gebiet des Hochdeutschen hinaus: in Teilen des Nfr. (s. oben S. 43) ist *-k* zu *-ch* geworden. In mittelhochdeutscher Zeit sind die Belege dafür zahlreicher als heute. Jetzt hat wohl in allen Fällen, wo flektierte Formen mit inlautendem *k* daneben standen, dieses *k* das lautgesetzliche *ch* verdrängt; Formen wie *ich, auch* entzogen sich der Ausgleichung.

§ 293. Von der Verschiebung des *t* zu *z* macht eine Ausnahme das Mittelfränkische mit den pronominalen Formen *dat, wat, dit, it, allet;* d. h. lautgesetslich fand hier im Auslaut überhaupt keine Verschiebung statt; jene vereinzelten Wörter sind aber die wenigen, die sich der Ausgleichung nach Formen mit inlautendem Spirant entziehen konnten. *dit* hat auch im Hessischen das *t* nicht verschoben. Eine eigentümliche Doppelung gilt auf dem Grenzgebiet von Mittelfränkisch und Hessisch. Es steht dort der unverschobene Laut in der volleren Wortform: dat Wäldche, et blaibt daobei, dagegen der verschobene Laut im verkürzten, angehängten Wort: in's Wäldche, doabei blaibt's.[1])

Vgl. H. Paul, *Das mittelfränkische Lautverschiebungsgesetz.* PBB. V, 554. — Ewald Lidén, *Isl. þetta, fhd. dit, diz, fs. thit, ags. þis.* Arkiv for nordisk filologi IV, 97.

Neuerdings ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß lautgesetzlich die Verschiebung des Auslauts höchstens bis zur Affrikata gegangen sei, daß also z. B. im Oberdeutschen es ursprünglich geheißen habe: *schutz-schuzzes, schâpf-schâffes;* dadurch würden sich allerdings besonders manche schwierige Formen des heutigen Alemannischen befriedigend erklären.

§ 294. Standen die Tenues fortes im Anlaut oder im Inlaut nach Konsonanten, so fand im allgemeinen Verschiebung zur Affrikata statt; ebenso wurden die Doppeltenues zu Affrikaten (z. B. *pp* zu *pf*). Der Wandel von *t* zu *tz* (in altdeutscher Zeit *z*

[1]) *Wat* «was» findet sich auch im elsässischen Zorntal.

oder *c* geschrieben) ist auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet eingetreten. Nur im Worte *zwischen* ist die Verschiebung im Ripuarischen im Rückstand: noch in Andernach gilt *tösche* neben *zwösche*. Das gleiche Nebeneinander von *tösche* und *zwesche* findet sich aber auch bedeutend weiter nördlich in Neuß, so daß ursprünglich auf dem mittelfränkischen Gebiet wohl Doppelformen vorhanden waren. Vielleicht haben auch rheinfränkisch einmal solche Doppelformen bestanden; das Keronische Glossar, das möglicherweise aus rheinfränkischer Vorlage entstammt, weist *zw* und *qw* nebeneinander auf, von denen das letztere auf *tw* zurückgeht.

In einem Fall findet Weitergehen der anlautenden Affrikata zur Spirans statt: hessisch tritt neben *ze* (zu) ein *sze* auf, und auch im Bairischen begegnet *so* = zu; wahrscheinlich ist die Spirans in den Silben entstanden, wo das *t* in Satzzusammenhang zum Inlaut geworden war.

§ 295. Anlautend *p* ist im Oberdeutschen zu *pf* verschoben. Bloß graphische Bedeutung hat es nach Ausweis der heutigen Mundart, wenn Notker an Stelle des anlautenden *pf* ein *f* schreibt. Auch Notkers eigene Schreibung *infindan* für älteres *antfindan* beweist, daß ihm *f* die Geltung von *pf* haben konnte; denn *tf* konnte sich unmöglich zu einfachem *f* wandeln. Dagegen ist *f* für *pf* heute thüringisch, sächsisch, schlesisch, d. h. im ganzen Ostmitteldeutschen, eingetreten; ferner ersetzt *f* das *pf* in Wörtern, welche Mundarten mit anlautendem *p* dem Hochdeutschen entlehnen, häufig auch dann, wenn Niederdeutsche hochdeutsch sprechen.

Vgl. K. Bohnenberger, *Die Verbreitung von anlautendem p und pf zwischen Main und Rhein.* ZsfhdMaa. IV, 129.

Auch diejenige Tenuis-Aspirata *ph,* die erst in neuerer Zeit durch Ausstoßung eines Vokals und Zusammenrücken zweier Konsonanten entstanden war, konnte zu *pf* weitergehen; so findet sich bairisch *pfend*, *pfalten* = behende, behalten, schwäb. *pfüet Gott* behüte Gott.

§ 296. *p* nach Konsonanten ist oberdeutsch allgemein zu *pf* geworden; nach *r* und *l* geht dieses schon im 9. Jahrh. weiter zu *f*: *helpan* = *helpfan* = *helfan*. Damit stimmt überein der Stand der Dinge in den südlichsten Teilen des Thüringischen; *mp* ist geblieben, aber *lp* und *rp* zu *lf* und *rf* geworden im Schlesischen, Obersächsischen, dem größten Teil des Thüringischen, im Rhein-

fränkischen und Mittelfränkischen. *pp* wird in demselben Umfang zu *pf* gewandelt, wie *mp* zu *mpf*. Wörter wie *Kämpe* neben *Kampf*, *Krampe*, *Krempe*, *Krempel* neben *Krampf*, *Stempel* neben *stampfen*, *Stümper* neben *stumpf* sind aus dem Md. oder Nd. in die Schriftsprache gelangt.

§ 297. Wenn den Mundarten, die kein *-pf* als Ergebnis der Lautverschiebung besitzen, durch andere Lautentwickelung oder durch Entlehnung ein *pf* zugeführt wird, so kann dieses durch *pp* ersetzt werden: in md. Mundarten erscheint *Hambel* aus *Hampfel* aus *Handvoll*, *Mumbel* aus Mundvoll, *Drump* aus Trumpf, *oppern* aus *opfern* (vgl. R. Loewe, PBB. XVI, 415). So kommen sogar Formen wie *empangen* = empfangen zustande (K. Weinhold, *Mhd. Gramm.*[2], S. 161).

Norddeutsche, die die Schriftsprache reden wollen, ersetzen das ihnen fremde *pf-* vielfach durch *f-*: *Fenning*, *Ferd*, *Fund*.

§ 298. 1. In der Behandlung des *k* im Anlaut, in der Stellung nach Konsonanten und in der Verdoppelung teilt sich das hochdeutsche Gebiet in zwei Teile, einen nördlichen Teil mit geringerer und einen südlichen mit stärkerer Verschiebung. Die Grenze wird im Westen gebildet durch die Linie, die wir S. 50 als die Scheide von niederalemannisch und hochalemannisch bezeichnet haben. Weiter östlich fehlt es an genaueren Angaben. Der Südrand von Baiern gehört noch zum südlichen Gebiet (Ruhpolding, Schliersee sind noch zu diesem zu rechnen), sodann Tirol, Kärnten, Steiermark, Gottschee.

2. Der nördliche Teil hat *k* in keiner Stellung weiter als bis zur Aspirata mit schwachem Hauch geführt; es heißt also: *Kopf*, *Acker*, *denken*, *melken*, *merken*. Daß dieses *k* in einzelnen Teilen des Gebiets eine Rückverschiebung aus früherm *kh*, *kch*, *ch* sei, ist nicht anzunehmen.

Einzelne Wörter zeigen allerdings *lk*, *rk* zu *lch*, *rch* verschoben, z. B. *Milch*, *Kalch*, das mundartlich neben *Kalk* weit verbreitet ist, *Storch*, neben dem nur mundartlich (oberdeutsch allgemein, pfälzisch, westthüringisch) *stork* steht. Hier gab es Formen, in denen ursprünglich ein Vokal zwischen *l* oder *r* und *k* stand oder sich später (als Svarabhakti) entwickelt hatte; so ergaben sich Doppelformen: *storah-storkes*, bei denen dann in verschiedener Richtung Ausgleich erfolgen konnte.

3. Das unverschoben gebliebene *k* bleibt im Anlaut vor Vokal im allgemeinen als Tenuis fortis Aspirata bestehen. In einem

Gebiet jedoch, das sich im Osten über Leipzig hinaus erstreckt, im Westen das Mansfeldische umfaßt, ferner in der Provinz Sachsen bis Torgau, an der Saale von Cönnern bis über Naumburg hinaus wird zumeist unaspirierte Fortis gesprochen, die aber ihren Fortischarakter immer mehr verliert; namentlich die städtische Aussprache zeigt immer mehr die Lenis, so in Halle, noch mehr in Leipzig (freundliche Mitteilung von O. Bremer, der auf seinen Aufsatz «Mundart» in Ules Heimatskunde des Saalkreises verweist).

§ 299. 1. Im südlichen Gebiet ist *lk* und *rk* durchweg zu *lch* und *rch* verschoben: *melchen* melken, *merchen* merken. Nach *n* und in der Verdoppelung erscheint die Affrikata oder die Fortis — diese letztere im obern und mittlern Thurgau, im angrenzenden Teil von St. Gallen, im Rheintal vom Hirschensprung aufwärts bis über Chur hinaus, im Gaster und Glarnerland (s. A. Bachmann, *Geographisches Lexikon der Schweiz*, V, S. 61): *denkchen, sinkchen, ackcher, brückche.* Eine Ausnahme machen die Gebiete im Westen des Hochalemannischen, die Nasal vor Spirans ausfallen lassen (s. oben S. 51 und 208); hier erscheint für die Lautgruppe *nk* durchaus die Spirans *ch*, also *bouch* aus *bonk* aus *bank*, *šweichen* schwenken, *trîchen* trinken, *kštūchen* gestunken. Hier muß also schon vor Ausfall des *n* die Spirans bestanden haben; der Ausfall des *n* wäre sonst nicht erfolgt.

Dieser Umstand legt die Frage nahe, ob nicht auch in dem übrigen hochalemannischen Gebiet ursprünglich *nk* zu *n*χ verschoben wurde und das heutige *nkch* jüngere Entwickelung ist, indem sich *k* als ein Übergangslaut einstellt.[1])

2. Im Anlaut teilt sich das südliche Gebiet. Im Westen, im Hochalemannischen, gilt im allgemeinen Spirans: χ*lī* klein, χ*ō* kommen; doch findet sich Affrikata im südlichen Elsaß, im Kurzenberg (Appenzell), im St. Gallischen Rheintal. Im Osten, im Bairisch-österreichischen, gilt Affrikata oder stark behauchte Aspirata; der Unterschied ist vielfach nicht deutlich festzustellen.

Vgl. A. Bachmann, *Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute.* Züricher Diss. von 1886. — M. H. Jellinek, *Zur Verschiebung der Gutturale.* ZsfdA. XXXVI, 77. — Jos. Schatz, *Die tirolische Mundart*, S. 11. — Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 144. — Carl Corves, ZsfdPh. XLI, 281.

[1]) Das Auftreten der Fortis in der Verbindung *nk* faßt A. Bachmann als eine Einwirkung des Romanischen (Geogr. Lexikon der Schweiz, S. 61); die Verbreitung der Fortis beschränkt sich auf alträtisches Gebiet.

§ 300. In der Verbindung *sk* ist schon in der althochdeutschen Periode *k* zur Spirans *ch* verschoben worden, freilich wohl nicht auf allen Gebieten zur gleichen Zeit. In mittelhhochdeutscher Zeit ist wenigstens auf alemannischem Boden schon sicher der Wandel von *s-ch* zu dem einheitlichen Zischlaut der heutigen Sprache erfogt, später auf den meisten übrigen Gebieten. Auf dem Boden des Westfäl. ist im In- und Auslaut *sk* noch rein erhalten; im Anlaut wird ebenfalls noch ein Doppellaut gesprochen, teils *s-ch*, teils *š-ch; s-ch* begegnet auch niederfränkisch.

§ 301. Die alten Tenues fortes in den Verbindungen *tr, ht, st, sp* sind nicht zur Affrikata oder Spirans verschoben worden; sie haben wohl auch die Aspiration in dieser Stellung entbehrt. So ist got. *triggwa* = ahd. *triuwa*, got. *baitrs* = ahd. *bittar*.

§ 302. Soweit die Tenues fortes keine Verschiebung zur Affrikata oder Spirans erfahren haben, werden sie in der Stellung vor oder nach Konsonant *(kl, kn, kr, ks* [geschrieben *chs*], *ckt* [z. B. *geweckt*], *kw, pl, pr, ps, ppt* [z. B. *geschleppt*]; *tr; lk, nk, rk, sk* in der älteren Zeit, *mp, sp, ft, ht, st)* in einem mittleren Gebiete als Lenes gesprochen und zwar so ziemlich im ganzen Md. und nicht näher zu bestimmenden Teilen des nördlichen Oberdeutschen. Das gleiche gilt von *kk, pp, tt*.

§ 303. Rückblickend kann man sagen, daß in den verschiedenen Akten der zweiten Lautverschiebung sich zwei entgegengesetzte Bewegungen zeigen. Bei ihrem Beginn standen sich bei Spiranten und Verschlußlauten die Gegensätze von tönend und tonlos, von Lenis und Fortis gegenüber, bei den Verschlußlauten noch der von nicht aspiriertem und aspiriertem Laut. Die Verschiebung brachte nun einesteils eine Verschärfung der Gegensätze, indem die Aspiraten weiter gingen zu Affrikaten und Spiranten. Andernteils vollzog sich eine Verminderung der Gegensätze. Auf der einen Seite wurde der Stimmton im Md. und Obd. aufgegeben; auf der andern Seite trat in den mittlern Gebieten der Fortischarakter und teilweise auch die Aspiration zurück; auf ostmd. Gebiet ist zum Teil auch der letzte Rest von Fortis und Aspirata geschwunden.

Zu dem ganzen Abschnitt über die Geräuschlaute vgl. J. Winteler, *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus*. Leipzig 1876; dazu W. Scherer, AzfdA. III, 57, Winteler, ebda. IV, 111. — J. Kräuter, *Zur Lautverschiebung*. Straßburg 1877; dazu K. Verner, AzfdA. IV, 333. — W. Scherer, *Die nhd. und ahd. Tenuis-Media*. ZsfdA. XX, 205. — W. Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hoch-*

deutschen Lautverschiebung. PBB. I, 1. — H. Paul, *Zur Lautverschiebung.* PBB. I, 147; *Tönende Verschlußfortis.* PBB. VIII, 222. — K. Nörrenberg, *Die Lautverschiebungsstufe des Mittelfränkischen.* PBB. IX, 371. — E. Sievers, *Oxforder Benedictinerregel.* Tübingen 1887, S. XVI; dazu John Meier, *Jolande, Einl.* S. VII. — A. Heusler, *Zum Consonantismus der Mundart von Basel-Stadt.* Straßburg 1888, dazu F. Kauffmann in Vietors Zs. II, 331. — H. Stickelberger, *Consonantismus der Mundart von Schaffhausen.* PBB. XIV, 381. — Friedrich Wilkens, *Zum hochalemannischen Konsonantismus der ahd. Zeit.* Leipzig 1891; dazu A. Heusler, AzfdA. XIX, 40. — M. H. Jellinek, *Germanisch g und die Lautverschiebung.* PBB. XV, 268; ders., Zsfd. öst. Gymn. 1893, 1086. — H. Breslau, *Urkundenlehre.* I, 568. — Peter Engels, *Zur Grenze der Lautverschiebung zwischen Mittel- und Niederfranken.* Diss. von Münster 1904. S. auch die Literatur auf Seite 48.

§ 304. Einen Terminus post quem für das Auftreten der Lautverschiebung bietet der Name *Attila*, der zu *Etzel* geworden ist, also beim Eintritt der Lautverschiebung bereits vorhanden gewesen sein muß (vgl. F. Kluge, PBB. XXXV, 152).

Einzelne Belege von Bildungen auf -ριχος bei griechischen Schriftstellern wie Olympiodor und Prokop oder bei Ammian, der zwar lateinisch schreibt, aber aus Antiochia stammt und sich selbst einen Griechen nennt, können für die Chronologie nicht in Betracht kommen, denn sie können, wie mich O. Immisch freundlichst belehrt, Angleichungen an griechische Diminutivbildungen auf -ιχος enthalten.

§ 305. Von den Versuchen, die Vorgänge der Lautverschiebung, der zweiten wie der ersten, zu erklären, hat bis jetzt keiner zu einem befriedigenden Ergebnis geführt. Wenn man gemeint hat, die Lautverschiebung sei als ein einheitlicher Vorgang der Expirationsverstärkung aufzufassen, und diese sei bewirkt durch das Einrücken der Deutschen in Gebirgsgegenden, wo durch beständiges tagtägliches Steigen die gesteigerte Lungentätigkeit zum dauernden Zustand wurde, so sprechen bei der zweiten Lautverschiebung die Tatsachen sehr entschieden gegen diese Auffassung. Von den Gebieten, die die zweite Lautverschiebung erfahren haben, ist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil so beschaffen, daß tagtägliches Steigen notwendig wird,[1]) und die Siedelungsgeschichte lehrt, daß die eigentlichen gebirgigen Gegenden verhältnismäßig

[1]) Einem freundlichen Schreiben von Sven Hedin entnehme ich die Mitteilung, daß er zwar die Einwirkung von Höhe und Kälte auf die Sprache für wahrscheinlich hält, daß er aber weder bei seinem Diener noch bei sich selbst eine Verstärkung der Expiration beobachtet hat.

erst recht spät besiedelt worden sind; es kann daher unmöglich daran gedacht werden, etwa gar diese Gegenden zum Ausgangspunkt der ganzen Bewegung zu machen.

Der Gedanke, die Lautverschiebung durch das Einrücken in fremdsprachliche Gebiete zu erklären, denen etwa gewisse Laute fehlten, ist bis jetzt auch nicht imstande gewesen, erhebliches für die Erklärung zu leisten.

Insbesondere entbehrt die neuerdings von Sigm. Feist vorgetragene Theorie jedes Haltes. Danach wäre die Lautverschiebung das Ergebnis einer Mischung des Germanischen mit den Idiomen der vorindogermanischen Bevölkerung, die «sich unter der dünnen Schicht übergelagerter keltisch sprechender Herrscherfamilien» erhalten hätte, und die auch das Lateinische der Kaiserzeit nicht zu verdrängen vermocht hätte: je stärker nach Süden zu der Prozentsatz der rätisch sprechenden Urbevölkerung, desto stärker der Grad der Lautverschiebung.

In Feists Theorie ist schon die Grundlage falsch, denn er behauptet, daß wie im Etruskischen die hochdeutschen Mundarten Media und Tenuis («$d = t$, $b = p$, $g = k$») nicht unterschieden! Daß die Idiome der Urbevölkerung sich bis zum Einbruch der Germanen erhalten hätten, ist eine jedes Beweises entbehrende Annahme. Die Anschauung Feists würde z. B. zu folgendem Widersinn führen. Der Ortsname *Zarten* im Dreisamtal geht auf keltisches *Tarodunum* zurück. Die Germanen müßten also unter dem Einfluß der rätischen Artikulationsweise im Anlaut das *t* durch *z* ersetzt haben, d. h. das *t* müßte der rätischen Weise unangemessen gewesen sein. Aber im Inlaut hätten die Germanen unter dem Einfluß derselben Räter das *d* wieder zu *t* gewandelt! Tatsächlich wird aber durch die neue Hypothese überhaupt nichts erklärt. Es bleibt völlig unbegreiflich, wie ein geringerer Grad der Mischung erklären soll, daß nur Inlaute von der Verschiebung ergriffen werden, oder nur Dentale und Labiale, während bei stärkerem fremdem Bestandteil auch der Anlaut die Verschiebung erfährt, und schließlich auch die Gutturale betroffen werden. Endlich ist nicht einzusehen, warum gerade die Lautverschiebung das Ergebnis einer Mischung sein soll, während zahlreiche andere, besonders vokalische Änderungen eine solche Erklärung schlechterdings ausschließen.

Sehr wahrscheinlich darf aber der Verlust der Aspiration in ostmitteldeutschen Gebieten (s. S. 232) so gedeutet werden; denn

die slavischen Sprachen, die vor der Neubesiedelung des Landes durch die Deutschen hier herrschen, entbehren durchaus der Aspiration.[1])

Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, *La cause probable de la première Lautverschiebung.* Revue celtique XXIV, 254. — G. Kossinna, IgF. VII, 296. — H. Meyer, *Über den Ursprung der germanischen Lautverschiebung.* ZsfdA. XLV, 101. — S. Feist, *Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung sprachlich und ethnographisch betrachtet.* PBB. XXXVII, 307. — W. Gartner, *Zu den zwei Lautverschiebungen.* PBB. XXXVI, 562, mit einer Anmerkung von W. Braune.

X. DIE FLEXION.

A. Das Verbum.

Vgl. J. Kelle, *Otfrids Verbalflexion.* ZsfdA. XII, 1.

Edvard Strömberg, *Die Ausgleichung des Ablauts im starken Präteritum mit besonderer Rücksicht auf oberdeutsche Sprachdenkmäler des 15. und 16. Jahrhs.* Diss. von Göteborg 1907. — Rud. Fatschek, *Die nhd. Konjugation im XVI. Jahrh., nach Clajus' deutscher Grammatik.* Progr. des Altstädt. Gymn. zu Königsberg 1839. — Siegfr. Herz, *Beiträge zur Geschichte der regelmäßigen deutschen Konjugation im 16. Jahrh.* Diss. von Halle 1885.

D. B. Thumway, *Das ablautende Verbum bei Hans Sachs.* Diss. von Göttingen 1894. — ders., *The verb in Thomas Murner.* Americana germanica I, 3 (1897), Nr. 3, 17; Nr. 4, 1. — A. W. James, *Die starken Präterita in den Verben des Hans Sachs.* Münchner Diss. 1894. — Paul O. Kern, *Das starke Verbum bei Grimmelshausen.* Journal of Germanic Philology II, Nr. 1 (Diss. von Chicago 1898). — P. Toews, *Über das Verbum in Goethes Tasso.* Diss. von Heidelberg 1894.

Aug. Kaiser, *Studien zur Bildung des Präteritums in den heutigen deutschen Mundarten.* Gießener Diss. 1910. — Kurt Jacki, *Das starke Präteritum in den Mundarten des hd. Sprachgebiets.* PBB. XXXIV, 425. — Jac. Bosshart, *Die Flexionsendungen des schweizerischen Verbums.* Züricher Diss. von 1888. — *Beiträge zur Kenntnis des berndeutschen Verbums,* hrsg. von S. Singer, ZsfhdMaa. II, 13. 226. VI, 65. — E. Fankhausen, *Die Flexion des Berner-(l)Dialekts nach Jeremias Gotthelf.* Lausanner Diss. 1898. — W. Mankel, *Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münstertales im Elsaß.* Straßburger Diss. 1886. — C. Lienhart, *Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Zorntales im Elsaß.* Straßburger Diss. 1891. — A. Sütterlin, *Laut-*

[1]) R. Brandstetters Schrift: *Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malaio-polynesischen Sprachen,* Luzern 1906, S. 14 und seinen freundlichen brieflichen Mitteilungen verdanke ich die Belehrung, daß eine Art von Lautverschiebung sich auch im Madagassischen findet: *p* und *k* werden im Anlaut und im Inlaut nach Vokalen zu *f* und *h* gewandelt. Ein Wandel von *t* zu *ts* findet sich nur in der Stellung von ursprünglichem *i*, ist also anders zu beurteilen, als der Wandel von *p* und *k*.

und Flexionslehre der Straßburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag. Straßburger Diss. 1891. — O. Heilig, *Die Flexion des Verbums in der alemannsichen Mundart von Kenzingen.* ZsfhdMaa. I, 359. — Fr. Veit, *Zum Konjunktiv Präteriti im Schwäbischen.* PBB. XXXV, 348. — A. Schönbach, *Über den Konjunktiv Präteriti im bairisch-österreichischen.* PBB. XXIV, 232. — J. Nassl, *Über den mit der Dehnung und der Schärfung der Stammsilben verbundenen Lautwechsel in der Konjugation der Verba der Tepler Mundart.* Progr. von Mies 1877. — E. Wanner, *Die Flexion des Verbums in der Zaisenhäuser Mundart.* ZsfdMaa. 1908, 173. — K. Hoffmann, *Laut- und Flexionslehre der Mundart der Moselgegend von Oberham bis zur Rheinprovinz.* Diss. von Straßburg 1900. — Nik. Tarral, *Laut- und Formenlehre der Mundart des Kantons Falkenberg in Lothringen.* Straßburger Diss. 1903. — Ph. Lenz, *Die Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialekt.* ZsfhdMaa. I, 17. — W. Horn, *Verbalformen der Ma. von Grossenbuseck bei Gießen.* ZsfhdMaa. I, 9. — W. Schoof, *Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart.* ZsfhdMaa. VI, 246 (I. Die Flexion des Schwälmer Verbums). — J. Roth, *Die Laut- und Formenlehre des starken Verbs im Siebenbürgisch-Sächsischen.* Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde. N. F. X, 423; XI, 3. — J. Pickert, *Das starke Verbum im Münsterländischen mit besonderer Berücksichtigung der Dorstener Ma.* Progr. des Gymn. v. Attendorn 1908.

Formenbestand.

§ 306. Das Verbum hat in der Zeit unmittelbar vor dem Auftreten deutscher Sprachquellen einige Einbußen gegenüber dem germanischen Bestand an Formen erlitten. Es besitzt noch von Genera das Aktiv, von Zeitformen bestehen noch Präsens und Perfektum, daneben eine vereinzelte alte Augmentform, ahd. mhd. *az* (aus **êt, *eat*), neben der allerdings schon seit ahd. Zeit die Neubildung nach den übrigen Verba der *e*-Reihe besteht (vgl. K. Zwierzina, Prät. *az* mit langem oder kurzem *a* bei mhd. Epikern, ZsfdA. XLIV, 22). Weiter sind vorhanden von Modi Indikativ, Konjunktiv und Imperativ, die Numeri des Singularis und des Pluralis, die drei Personen, die nominalen Bildungen des Infinitivs und des Partizips. Diese Formen erfahren im Laufe der geschichtlichen Entwickelung noch weitere Einschränkungen.

§ 307. Der Konjunktiv Präsentis ist wohl fast in allen den Gebieten geschwunden, in denen er nicht im Nebensatz der abhängigen Rede angewendet wird (vgl. O. Behaghel, *Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen,* S. 43); erhalten ist er noch in Gottschee: z. B. *de diern gea, ar gea droschn, si las uerbaisn* sie lese Erbsen. In Pernegg liegt die Form wenigstens noch in gewissen Redewendungen vor, z. B. *sogr, tuer, wosr wil* (sage er, tue er, was er will).

§ 308. 1. In bezug auf die Fortführung des Indik. Präteritī können wir mehrere Gebiete unterscheiden, die sich von Süden nach Norden abstufen.

a) Das einfache Präteritum ist gänzlich verloren gegangen.

b) Es ist im allgemeinen verloren gegangen, aber noch bei einzelnen besonders häufigen Verben, insbesondere bei Hilfszeitwörtern, bewahrt.

c) Das Präteritum ist neben dem Perfekt gebräuchlich in den Formen, in denen keine Zweideutigkeit entsteht, sei es, daß die fragliche Form selber die Zeitstufe deutlich erkennen läßt, sei es, daß sie mit einer deutlichen Form durch und, oder verknüpft ist. Deutlich ist also z. B. *er kief, er mochte, si sachte*, aber auch *er stellt* etwa in dem Satz: *er wusch den Tisch und stellt en hin.*

d) Das Präteritum wird von allen Verben gebildet.

2. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Gebieten sind schwer zu ziehen. Nur im Westen liegen die Verhältnisse einigermaßen klar. Das Präteritum fehlt durchaus im Alemannischen, im Oberfränkischen von Baden und Württemberg und zweifellos in Teilen von Baiern, in Imst, im Cimbrischen, in Lusern, in Gottschee; literarische Niederschläge dieser Gebiete, die präteritale Indikative anwenden, sind als durchaus unzuverlässige Zeugnisse zu betrachten.[1])

3. Die Grenze zwischen dem durchaus fehlenden und teilweise vorhandenen Präteritum fällt im Gebiet des Rheins etwa mit der Scheide zwischen oberdeutsch und mitteldeutsch zusammen.

In der südlichen Pfalz gilt noch *war*, in Mainz noch *war* und *wollte*, die lothringische Mundart an der Mosel kennt einfaches Präteritum zu *haben, sein; denken, sagen, wissen;* in großen Teilen von Baiern kommt *war* vor, ist aber nicht frei vom Verdacht der Entlehnung aus der Halbmundart oder aus der städtischen Rede. In Sonneberg gilt *wor* und *docht;* das Vogtländische besitzt das Präteritum der Hilfszeitwörter; im ungarischen Bergland begegnet *hatte.*

4. Die Stufe, die vom Präteritum lediglich die deutlichen Formen anwendet, ist nur für den Westen nachgewiesen. Die Grenze gegen das Gebiet b liegt wenig nördlich von Mainz, die Nord-

[1]) Es sei darauf hingewiesen, daß z. B. in Stolz' Gedichten in Frankfurter Mundart massenhaft der Indik. Prät. erscheint, in zweifellosem Gegensatz zur Mundart.

grenze ist nicht bekannt. Aber schon in Großenbuseck und Eschenrod in Oberhessen und in der Schwalm wird bei der großen Mehrzahl der Verba das einfache Präteritum gebildet.

5. Das Präteritum ist durchweg vorhanden im nördlichen Mittelfränkischen, im Thüringischen, Obersächsischen, Schlesischen, im Niederdeutschen.

§ 309. An Stelle des verlorenen Präteritums ist die Umschreibung mit *haben* oder *sein* getreten. Diese kann aber auch im Gebiete des lebendigen Präteritums die Funktion des einfachen Präteritums übernehmen, selbst auf nd. Gebiet. Außerdem findet sich neben dem einfachen Präteritum die Umschreibung mit *tun: er tat schießen.*

§ 310. Daß die Perfektumschreibung die Bedeutung des einfachen Präteritums übernimmt, ist ein psychologischer Vorgang. Daß von den beiden nun gleichwertig gewordenen Formen die einfache Form untergeht, und daß es gerade die südlichen Gebiete sind, in denen sie untergeht, ist die Folge lautlicher Verhältnisse. Durch den Abfall auslautender Vokale waren beim schwachen Verbum die 3. Personen des Sgl. Ind. Präs. und Präteriti zum größten Teil gleich geworden: z. B. *er meint, er redet, er lebet, er salbet.* Hier gingen also die einfachen Formen des schwachen Präs. als undeutlich unter, und die starken Formen richteten sich nach dem Verhalten der größeren Masse.

Daß diese Annahme das Richtige trifft, zeigt insbesondere das Gebiet c, das nur die deutlichen Präterita festgehalten hat. Die Berufung auf südliche Gebiete mit erhaltenem Endvokal kann dagegen nichts beweisen, denn der Endvokal erhielt sich wohl nur nach Nachton, nicht nach Nebensilbe (s. § 191, 4); die schwachen Verba besaßen aber überwiegend mehrsilbige Präterita.

Vgl. H. W. Nagl, *Grammatische Analyse des nieder-österr. Dialektes.* Wien 1886, S. 369. — ders., *Die «mögliche Art» der Mitvergangenheit statt der «anzeigenden» im Sprachgebrauch echter alter Volkslieder.* In Pommers und Fraungrubers Zs. «Das deutsche Volkslied», III, Juni/Juli (mir nicht zugänglich). — Hans Reis, *Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart.* Gießener Diss. 1891, S. 14. — Jos. Schiepek, *Der Satzbau der Egerländer Mundart* I, 151. — Theod. Schachner, *Das Zeitwort sein in den hd. Mundarten.* Gießener Diss. 1908. — H. Reis, *Das Präteritum in den süddeutschen Mundarten.* PBB. XIX, 334. — K. Jacki, ebda. XXXIV, 523. — H. Reis, *Der Untergang der einfachen Vergangenheitsform.* Germ.-roman. Monatsschrift II, 382.

§ 311. Der einfache Konjunktiv Präteriti ist nahezu untergegangen im Niederalemannischen, im badischen Oberfränkischen

und in großen Teilen des Rheinfränkischen; die einfache Form ist hier nur bei Hilfsverben und einer kleinen Anzahl häufig gebrauchter sonstiger Verba möglich. Der Ersatz wird geschaffen durch die Umschreibung mit *ich taete*, die jedoch auch auf den andern Gebieten eine Rolle spielt, neben der Umschreibung mit *ich würde*.

§ 312. Das Partizipium Präsentis ist den heutigen Mundarten im allgemeinen verloren gegangen. Lebendig ist es noch in Visperterminen (z. B. *er isch grinunde ts mier chō* er ist weinend zu mir gekommen), in Südmähren (nach freundlichen Mitteilungen von cand. phil. K. Bacher, die ich J. Seemüller verdanke), in der Egerländer Mundart, in Gottschee (z. B. *rearintai 'š si huaimkham* weinend ist sie heimgekommen); nur bei einer beschränkten Anzahl von Verben ist es in Pernegg erhalten, selten ist es im Lusernischen. In manchen Mundarten leben noch erstarrte Formen des Partizips weiter, so in Rappenau *fallit, fliegit, frischmelkit*; *lached, steed* in der Rhön; mehrfach in Weiterbildungen auf *-ing, -ig:* z. B. hennebergisch *schreiennig*, thür. *sitzening*, schlesisch *liegnich* liegend, vgl. J. Schiepek, *Der Satzbau der Egerländer Mundart*, S. 196, K. Herterich, ZsfdMaa. 1906, 374 und § 336, 3.

§ 313. Die Formen des Verbs können sich unterscheiden a) durch den Vokal der Stammsilbe; b) durch den stammschließenden Konsonanten; c) in der Anwendung von Ableitungssilben, bzw. in deren Gestalt; d) durch die Endungen; e) durch Präfixe.

Unterschiede im Vokal der Stammsilbe.

Ablaut.

§ 314. Die Verschiedenheiten des Stammvokals sind teilweise aus indogermanischer Zeit ererbt; es sind dies die Nachwirkungen des in Akzentverschiedenheiten begründeten Ablauts. So steht niederfränkisch *trôren* neben *trûren* trauern. Im übrigen tritt der Ablaut hauptsächlich auf in den Formen des sog. starken Verbs. Von den germanischen Gestaltungen des Ablauts sind im frühesten Deutschen noch erhalten die *e(i)*-Reihe, die *î-*, *iu-*, *(û-)*- und *a*-Reihe.

Außerdem zeigen sich Ablautsverschiedenheiten bei denjenigen mit Suffix gebildeten Präterita, bei welchen der Dental des Suffixes unmittelbar an den stammschließenden Konsonanten antritt. Teilweise erschien der Ablaut innerhalb des Präteritums selber: ur-

deutsch bestand nebeneinander *wolda* und *walda*, *worhta* und und *warhta*, *mohta* und *mahta*. Das Nebeneinander von ahd. *gunda* und *gonda* geht zurück auf das von urd. **unda* und **ônda*; *kunda-konda* ist eine Nachbildung des letzteren Verhältnisses. Teilweise auch zeigen sich Ablautsverschiedenheiten zwischen den mit Suffix gebildeten Präterita und den zugehörigen Präsentia, so bei den meisten Präterito-Präsentia.

§ 315. Die weiteren Schicksale dieser Ablautsverschiedenheiten wurden durch zwei Neigungen bestimmt; durch das Streben nach Ausgleichung innerhalb desselben Paradigmas und das Streben nach Annäherung der verschiedenen Paradigmen.

Das erste Moment macht sich am frühesten geltend. Ihm ist zunächst das Nebeneinander von Doppelformen in den Suffixpräterita zum Opfer gefallen: schon im frühesten ahd. sind **walda* und *warhta* gänzlich, *unda* fast vollständig verschwunden. Wenn *gunde* in den mittleren Perioden wieder herrschend wird, so ist das wohl eine Anbildung an den Plural des Präsens *gunnen*.

§ 316. 1. Vokalunterschied zwischen Singular und Plural des Indikativs Präteriti ist von den heutigen Mundarten teilweise aufgegeben worden, teilweise beibehalten.

Von md. Mundarten hat Seifhennersdorf in der Oberlausitz den Wechsel in allen Ablautsreihen bewahrt; im Nordostmeißnischen und im Schlesischen ist er im wesentlichen auf die Ablautsreihen *schrîbe — schreibe* und *fliuge — flouc* beschränkt. Im Westfälischen ist der Wechsel noch in allen Reihen bewahrt; sonst hat das Nd. meist ausgeglichen.

Die Verhältnisse in den nd. Mundarten gehen auf lautliche Unterschiede zurück. In den meisten Mundarten sind die Stammvokale von *stêg — stigen, flôch — flugen* in ihrer Entwickelung zusammengetroffen; der lautliche Zusammenfall in diesen beiden Reihen zog dann den Zusammenfall in den andern Reihen nach sich. Im Westfälischen dagegen blieben in jenen beiden Ablautsreihen die Vokale des Sgl. und Plur. getrennt, und so unterblieb überhaupt der Zusammenfall.

Aber auch da, wo nd. der Ausgleich zwischen Sgl. und Pl. eingetreten war, fielen Sgl. und Pl. doch meist nicht völlig zusammen, denn der Plur. zeigte fast überall den Umlaut, der nur zum Teil auch in den Sgl. übertragen wurde.

2. In der Schriftsprache ist der Wechsel ganz allgemein auf-

gegeben worden, soweit nicht schon durch rein lautliche Veränderungen der Zusammenfall eingetreten war. Bei den *î-* und *iu*-Stämmen hat der Vokal des Plurals den Sieg über den des Singulars davongetragen: mhd. *meit-miten* = nhd. *mied-mieden*, mhd. *flouc-flugen* = nhd. *flog-flogen* (mit der mitteldeutschen Gestaltung des Vokals). Diese Ausgleichung zeigt sich vereinzelt in der eigentlich mittelhochdeutschen Zeit; sie wird häufiger im 15. Jahrh., aber noch Luther hat den alten Unterschied größtenteils bewahrt. Erst im 17. Jahrh., seit Schottel, ist im Neuhochdeutschen die Sache entschieden.

3. Bei der Reihe *e (i)* + Liquida oder Nasal mit Konsonant hat sowohl Übergriff des Singulars in den Plural, als das Umgekehrte stattgefunden. Im Neuniederdeutschen hat überwiegend der Vokal des Plurals den Sieg davongetragen: *spranc-sprungen, fant-funden* = *sprung-sprungen, funn-funnen*. Im übrigen Gebiet ist der Schluß der mittelhochdeutschen und der Beginn der neuhochdeutschen Periode eine Zeit des Schwankens. Es heißt ebensowohl ich *half* als ich *hulf*, *halfen* als *hulfen; schwamm* als *schwumm*, *schwammen* als *schwummen; starb* als *sturb, starben* als *sturben*. Schließlich wurde hier in den meisten Fällen der Vokal des Singulars herrschend: seltener der des Plurals (wieder mit dem mitteldeutschen Vokal): *quoll, scholl, schwoll; schmolz; glomm, klomm*. Ein Rest der alten Doppelformigkeit ist das Nebeneinander von *ward-wurde*.

Aus dem Konjunktiv ist der abweichende Umlautsvokal im Neuhochdeutschen nicht ganz verdrängt: bei einer Anzahl der Verba, wo im Indikativ der Vokal des Singulars siegte, ist das alte *u* oder Umformungen desselben im Konjunktiv bewahrt: *hülfe; schwömme; zerrönne, gewönne; verdürbe, stürbe, würbe, würde, würfe*. Ausgenommen die drei Nasalstämme, würden hier bei Durchführung der *a*-Umlaute im Konjunktiv die Formen des Konjunktivus Präteriti mit Präsensformen fast oder ganz gleichlautend sein *(ich helfe-ich hälfe, ich sterbe-ich stärbe)*.

4. In der Reihe *e (i)* mit nachfolgender einfacher Konsonanz war im Neuhochdeutschen auf dem größeren Teile des Gebietes der Stamm des Singulars und des Plurals nur durch die Vokalquantität unterschieden; hier wurde der lange Vokal des Plurals verallgemeinert; wann, läßt sich kaum mit Bestimmtheit sagen.

Im Niederdeutschen war im Plural statt *â* ein *ê* eingetreten (s. S. 134). Hier ist denn auch bis heute der Unterschied zwischen Singular

und Plural teilweise geblieben: *năm-nêmen, sach-sêgen, săt-sêten.* Teilweise ist aber das *ê* des Plurals in den Singular übertragen worden: *bêd* (bat), *êt* (ass), *trêd* (trat). Dieser Vorgang reicht in mittelniederdeutsche Zeit zurück.

§ 317. Ein zweiter Ausgleichungsvorgang innerhalb desselben Paradigmas besteht darin, daß der Vokal des Partizips eines Präteritums das Präteritum beeinflußt. In Betracht kommt die Reihe *brechen-brach-gebrochen.* Hier ist schon im Mittelniederdeutschen mehrfach das *o* des Partizips in Singular und Plural des Präteritums eingedrungen; es findet sich *bevelen-bevôl, dwelen-dwôl, plegen-plôch, spreken-sprôk, wreken-wrôk.* Ebenso erklärt sich nhd. *pflog, roch, schwor* neben *schwur.* Auch bei den Verben, wo das *u* (*o*) des Plurals das *a* des Singulars verdrängte (z. B. *schwoll*), wird der Einfluß des Partizips mit im Spiele gewesen sein.

§ 318. Einfluß des Präsensablauts auf den von Präteritum bzw. Partizip oder umgekehrt hat nur selten stattgefunden. Ganz vereinzelt im starken Verbum, wo ja der Ablaut wesentliches Hilfsmittel zur Charakteristik der Zeiten war: ad. *bliuwu* und die gleichgebauten Verba haben neben der ursprünglichen Form des Präteritum Pluralis und des Part. Prät. mit *û* auch eine mit *iu* gebildet: *blûwen* und *bliuwen;* ferner beim Präterito-Präsens, wo der Ablaut des Präteritums nicht das eigentliche Kennzeichen der Form war, vgl. § 346, 1; 355, 7.

§ 319. 1. Von den Beeinflussungen verschiedener Paradigmen sind die frühesten da eingetreten, wo innerhalb der Hauptablautsreihen das Präsens etwas Abnormes bot. So haben die *û*-Präsentia der *iu*-Reihe sich in Präsentia mit *iu* umgestaltet: urdeutsch *drûpan* ist anfr. *driepan.* Im Mittelniederdeutschen ist *krepen* (aus **kriepen*) neben *krûpen* getreten. Im Althochdeutschen haben urdeutsch *bûgan, drûpan, rûkan, skûvan, slûtan, stûvan* den Formen *biogan, triofan, riohhan, skioban, sliotan, stioban* weichen müssen. Urdeutsch **spurnu (sparn, spurnum)* erhält bei Otfrid neben sich ein *spirnu;* urdeutsch **kumo (*quam, quâmum)* erscheint ahd. meist als *quimu.* Urdeutsch **burnu* besteht zwar noch mnd. und md. neben der Neubildung *berne, brinne,* aber oberdeutsch gilt nur noch *brinne.*

2. Durch die ganze historische Zeit hindurch gehen die gegenseitigen Beeinflussungen der verschiedenen e-Reihen. Von *brestan* erscheint schon ahd. neben *brustum* auch *brâstum;*

mhd. wird älteres *vluhten* durch *vlâhten* verdrängt. Neben dem Partizip *quoman* ist im Ahd. die Neubildung *quëmen* das weitaus häufigere; (*ge-*) *steken* des mnd., mnfr., mfr. kann alt sein, aber auch erst wieder neuerdings an die Stelle von **gestoken* (das selber nach *gebroken, gesproken* gebildet) getreten sein. Mhd. begegnet *gestemen, gezemen* für älteres *gestomen, gezomen. Gähren* hat sich nach *scheren* gerichtet (mhd. *gise, jas, gejesen*).

3. Es beeinflussen sich die beiden Unterabteilungen der *î*-Reihe und der *iu*- Reihe, die dadurch entstanden sind, daß *ai* und *au* im Prät. Sgl. unter gewissen Bedingungen (s. S. 150 und S. 153) monophthongiert worden waren. Neben mhd. *lêch, verzêch* besteht *leich, verzeich* nach dem Muster von *meit, schreip*; neben mhd. *flôch, frôs, gôz* auch *flouch, frous, gous* nach dem Muster von *flouc, stoup* usw.

e-Reihe und *a*-Reihe berühren sich, indem das Mnd. *schere-schôr-schôren* gebildet hat, nach dem Muster von *swere-swôr-swôren,* statt des zu erwartenden *schere-schar-schâren.*

Neben *dragen, malen* erscheint mnd. *dregen, melen,* neben *drepen* ein *drapen,* neben *bevelen, dwelen* die Formen *bevalen* und *dwalen.* Von *bevelen, drepen, dwelen, plegen* und *wegen* wird nd. (und md.) ein Präteritum *bevôl, drôp, dwôl, plôch, wôch* gebildet. Die Berührung könnte vom Präsens ausgehen: *dreges* ist nahezu = *weges* < *wigis.* Möglicherweise liegen aber auch im *plôch, schôr, wôch* uralte Ablautsbildungen vor (K. v. Bahder, Az. f. idg. Sprachwissenschaft u. Altertumskunde II, 60); dann geht die Berührung der beiden Reihen eben vom Präteritum aus.

Im Nhd. richtet sich *weben* nach *pflegen* und *wegen;* das alte Partizipium *gepflogen* zieht die Bildungen *gewoben, gewogen* nach sich; nach *weben* richtet sich *heben,* indem *hub, gehuben* zu *hob, gehoben* umgebildet wird; *stund-stunden* wird unter dem Einfluß von *band-bunden, fand-funden* zu *stand-stunden,* das dann wieder zu *stand-standen* ausgeglichen wird.

4. Berührung zwischen *e*-Reihe und *i*-Reihe findet im Mhd. beim Verbum *jehen* statt: auf mitteldeutschem Gebiet erscheint die Präteritalform *gigen* (Germ. XXX, 400) und das Partizipium *(ver)gigen,* indem nach dem md. Ausfall des *h* das Präs. *gie* sich nahe berührt mit *rîhe-sîhe* aus *rîhe-sîhe.*

5. Auf die gleiche Weise ergab sich im Mittelniederdeutschen eine Berührung der *e*-Reihe und der *iu*-Reihe: von as. *sehan, giskehan* lautete nach Ausfall des *h* der Pl. des Präs. Ind.,

der Konj. Präs., der Inf. und das Part. Präs. *sên, sê, sênde*; von as. *fliohan, tiohan* waren die entsprechenden Formen zu *flên, têN* geworden; daher bildete man nach *flûst-flût, tûst-tût* auch zu *sên, (ge-)schên* die zweiten und dritten Personen des Sgl.: *sûst-sût; schûst-schût.*

6. *î*-Reihe und *iu*-Reihe haben sich beeinflußt bei den *w*-Stämmen: die Präterita *spiwen-spiuwen* (von *spîwen*), *liwen-liuwen* (von *lîhen*) trafen zusammen mit *bliuwen, riuwen* und erhielten daher nach dem Muster der zugehörigen Zwillingsformen *blûwen, rûwen* ihrerseits die Nebenformen *lûwen, spûwen.*

§ 320. Eine andere Verschiedenheit der Stammvokale ergab sich in urdeutscher Zeit bei den ursprünglich reduplizierenden Verben durch Verschmelzung der Vorsilbe mit der Stammsilbe.[1]) Und zwar war das Ergebnis dieser Zusammenziehung entweder einfacher Vokal: teils *ê* (über dessen weitere Entwickelung, s. o. S. 143), z. B. urdeutsch *lætan-lêt, haitan-hêt,* teils *ĕ,* nämlich vor Doppelkonsonanz, z. B. *fallan-fel,* oder Diphthong, z. B. *hrôpan-hriop, hlaupan-hliop.*

Der Unterschied zwischen den Formen mit *ê* und denen mit *e* hat keinen dauerhaften Bestand gehabt, sondern hat Ausgleichung zugunsten von *ê* erfahren: so im Mnd., wo neben *venc, genc, henc* ein *vinc, ginc, hinc* aus *vienc, gienc, hienc* steht; noch umfassender im Hochdeutschen: hier sind die Formen mit *ê* bzw. dessen weitere Entwickelungen schon im Althochdeutschen die Regel; nur Isidor weist noch *fenc, genc, henc* auf.

§ 321. Weitere Ausgleichungen innerhalb der Paradigmen der reduplizierenden Verba haben kaum stattgefunden, wohl aber mehrfache Berührungen der reduplizierenden Verba mit den ablautenden Verben. Zusammentreffen der reduplizierenden *a*-Reihe und der ablautenden *a*-Reihe erzeugt im Mnd. neben der Bildung *schapen-schôp* auch ein *schapen-schêp,* im Mhd. zu *blanden* neben *blienden* das vereinzelte *bluonden;* im Nd. tritt zu *vangen* seit dem 15. Jahrh. das Prät. *vunk* auf, das dann zugleich mit *gung* zu *gân* und *hung* zu *hangen* im heutigen Niederdeutschen ziemlich allgemein geworden ist; vereinzelt begegnet *gung* auch im älteren Neuhochdeutschen. Durch Berührung von *ei*-Klasse und *î*-Klasse entsteht im Mitteldeutschen schon in der

[1]) Die wahrscheinlichste Erklärung für diesen Vorgang ist mir die von R. Loewe, Zs. f. vergl. Sprachf. XL, S. 318. Seitenstücke für die dabei angenommene Dissimilation s. oben § 237.

mittleren Periode zu *heizen* ein Partizip *gehîzen* (auch nhd.: *gehiessen habe*, E. Bethe, Rh. Museum LXII, 327), zu *scheiden* das Partizip *geschieden* (vgl. F. Bech, Germ. XXX, 262), und im Präteritum *scheid* (Kehrein I, 264, Wigand von Gerstenberg S. 5), indem der Plural *schieden* zu *schîden* wurde und mit *miten, miden* zusammenfiel. Zu *houwen* begegnet im Mhd. das Präteritum *hou,* weil der Plur. *hiuwen* mit *bliuwen,* Plur. Prät. zu *bliuwen-blou* zusammenfiel; die Annäherung von *laufen* und *saufen* erzeugt im 15. Jahrh. ein Präteritum *lof, luf,* namentlich in bairischen Quellen; das seit der mhd. Zeit begegnende Part. *geloffen* könnte möglicherweise alt sein, oder aber Bildung nach *gesoffen.* Neben *stôzen* hat sich ein seltenes *stiezen* gestellt (ZsfdPh. XXI, 255); bei Weckerlin findet sich das Präteritum *er stoss* (Gedichte I; 450), wobei die Verben der *iu*-Reihe mit ihrer Gleichheit von Vokal des Präteritums und des Partizipium Präteriti als Vorbild gedient haben.

Brechung.

§ 322. 1. Der Einfluß der Endsilben auf die Stammsilben reicht teilweise in das Germanische, bzw. Urdeutsche hinauf, in den Erscheinungen der sog. Brechung. Beim Verbum hatte sich dadurch ein Wechsel ergeben a) zwischen *e* und *i* bei der *e*-Reihe, soweit der Stammschluß nicht durch Nasal + Konsonant gebildet wurde: *i* ist der Vokal des Präs. Sgl., *e* der übrigen Präsensformen; ferner bei *witan,* dessen Prät. Sgl. Ind. ursprünglich *wessa* lautet; b) zwischen *u* und *o* zwischen dem Plural Präteriti uud dem Partizipium Präteriti bei einer Unterabteilung der *e*-Reihe und bei der *iu*-Reihe: *wurfum-gaworfan, lugum-galogan,* ferner bei den Präterito-Präsentia, z. B. *durfun-dorfta*; c) zwischen *iu* und *io,* bzw. deren Umformungen, die im Präsens der *iu*-Reihe in gleicher Weise verteilt sind, wie *i* und *e* in der *e*-Reihe.

2. Am frühesten ist der Wechsel zwischen *i* und *e* bei *witan* gestört worden, s. § 354; über Ausgleichung bei *wollen* vgl. § 355, 7.

3. Der Wechsel im Präsens der *e*- und der *iu*-Reihe ist zuerst wieder auf niederdeutschem Gebiet ins Schwanken geraten. Altsächsisch heißt es meist *niman* statt *neman,* öfters *giban* statt *geban*; umgekehrt finden sich die Imperative *gef, help, teoh.* Im Anfr. ist bei *gian, sian* (= *jehan, sehan*) das *i* durchweg an Stelle des *e* getreten. Im Neund. hat die 1. Pers. Sgl. Präs. den Vokal

des Plurals angenommen; wahrscheinlich geht diese Ausgleichung in das Mittelniederdeutsche zurück; der dadurch sich ergebende Wechsel zwischen 1. Pers. einerseits, 2. und 3. Pers. anderseits ist demjenigen nachgebildet, der sich infolge des Umlauts bei den *a*-Verben findet.

Bei der *iu*-Reihe ist das Eindringen des Pluralvokals in die 1. Pers. Sgl. im Mittelniederdeutschen schon allgemein.

Auch auf mitteldeutschem Gebiet dringt in der mittleren Periode der gebrochene Vokal in die 1. Pers. Sgl. ein. Teilweise aber wird heute in diesen Gebieten, ebenso auch Südfränkisch, der gebrochene Vokal auch in die 2. und 3. Pers. Sgl. und den Imperativ eingeführt, besonders bei der *iu*-Reihe, aber auch bei der *e*-Reihe (südrheinfränkisch ich *geb*, du *gebsch*, er *gebt*). Im Oberdeutschen, abgesehen vom oberdeutschen Fränkischen, ist bei der *e*-Reihe in der 1. Pers. Sgl. der ungebrochene Vokal und somit der alte Wechsel zwischen Sgl. und Plur. bewahrt.

In der *iu*-Reihe ist meist ausgeglichen durch alle Formen des Präsens hindurch, und zwar ist bald der Vokal des Plurals, bald auch der des Sgl. verallgemeinert (z. B. basl. schaffh. *verliere*, kerenz. *verlüre*). Reste des alten Singulars finden sich in archaischer Ausdrucksweise: *zeuch ein zu deinen Thoren; was da kreucht und fleugt.* Nhd. *lügen* für mhd. *liegen* hat Anlehnung an *Lüge* erfahren, denn *liegen* war auch = *jacere*, und nach *lügen* hat sich dann *trügen* gebildet (= mhd. *triegen*; vgl. B. Liebich, *lügen und trügen*, PBB. XXIII, 288).

Vgl. Edward Strömberg, *Zur Geschichte des starken Präsens im Nhd.* Minnesskrift utgifven af filologiska samfundet i Göteborg, S. 53.

4. In der Schriftsprache ist bei der *e*-Reihe der Wechsel die Regel; bei einer Anzahl von *e*-Verben ist der Wechsel aufgehoben, fast immer zugunsten von *e*: bei allen denen, die zugleich ganz oder teilweise in die Klasse der schwachen Verben übergetreten sind: *bellen, gellen, melken, jäten, kneten, pflegen, weben, bewegen*, ferner bei *gären* und *genesen.* Das *i* hat gesiegt bei *wiegen* und *ziemen*, weil hier die 3. Pers. Sgl. Ind. die weitaus häufigste Form war. Neben *quellen* steht *quillen*, namentlich im 18. Jahrh.

5. Der Wechsel zwisehen *u* und *o* ist in der neuhochdeutschen Schriftsprache teilweise durch lautliche Entwicklung beseitigt, indem auf mitteldeutschem Boden sich ein Wandel von *u* zu *o* vollzogen hat: mhd. *flugen-geflogen* = nhd. *flogen-geflogen.* Durch

Ausgleichung ist mhd. *durfen* (*dürfen*)-*dorfte* zu nhd. *dürfen-durfte* geworden, aus mhd. *vürchten-vorchte* nhd. *fürchten-fürchtete*.

Umlaut.

§ 323. 1. In geschichtlicher Zeit sind Veränderungen des Stammvokals durch den Umlaut bewirkt worden. So sind erstens Verschiedenheiten zwischen den Präsentia der zur selben Reihe gehörigen starken Verba entstanden: das *j*-Suffix zeigen im Urdeutschen die Verba **arjan, *haffjan, *hlahhjan, *saffjan, *skappian, *swarjan, *hwôppian, *hrôppian,* wo also später, soweit es lautgesetzlich möglich ist, der Umlaut eintreten muß.

Dieser Umlaut ist bei den Verben der *a*-Reihe in geschichtlicher Zeit im allgemeinen geblieben. Für **hlahhian* findet sich nirgends *lechen*, sondern nur *lachen*. Neben *skepfen* ist im Ahd. *skaffan* gebildet worden nach dem Muster der übrigen *a*-Verben; ebenso tritt im Mnd. neben *scheppen* ein *schapen* (im And. ist das Präsens nicht belegt). Urdeutsch *hrôppian* ist as. *hrôpan*, späteres nd. *ropen*; auch auf hochdeutschem Gebiete gewinnt die Form ohne Umlaut den Sieg, wenngleich noch in heutigen Dialekten *rüefen* besteht; *wôppian* ist mhd. *wuofen* und *wüefen*.

2. Zweitens haben sich durch den Umlaut Unterschiede entwickelt beim schwachen Verbum der *j*-Klasse mit langer Stammsilbe, indem das Präsens umlautet, das Präteritum nicht, während im Partizipium umgelautete Formen (bei erhaltenem Suffixvokal) und unumgelautete (bei fehlendem Suffixvokal) nebeneinander stehen. Grimm hatte das bei anderer Auffassung des Vorgangs als Rückumlaut bezeichnet.

Dieser Unterschied hat sogar über seinen lautgesetzlichen Umfang hinausgegriffen: von *kêren* und *lêren* wurden auf mittelbinnendeutschem und mittelniederdeutschem (vereinzelt auch auf alemannischem?) Gebiet die Präterita *kârte-lârte* gebildet nach dem Muster von *maeren* (*mêren*)-*mârte* usw.; ebenso von *leuchten*, wo altes *iu* zugrunde liegt, die Formen *erlaucht-durchlaucht*; zu *reuen* bildet das Ostthüringische im Präteritum *raute* (ZsthdMaa. I, 355). Umgekehrt beginnt schon im Altsächsischen die Ausgleichung zwischen Präsens und Präteritum und zwar zugunsten des Präsensvokals: es heißt zwar *habda, sagda, salda, talda, wahta*, aber neben *lagda — latta — quadda — sanda — salta* besteht *legda — letta — quedda — senda — setta*; von *heftian — wendian* gelten die Präterita *hefta-wenda*.

Ungefähr in gleichem Umfang besteht der Wechsel noch im Mittelniederdeutschen, doch ist er bei allen Verben, bei denen er hier erscheint, nur fakultativ: neben dem *a* des Präteritums findet sich überall auch *e* (abgesehen von *dâhte*). Im Mittelhochdeutschen ist der Wechsel mit ganz vereinzelten Ausnahmen lebendig.

In den heutigen Mundarten sind verschiedene Gebiete zu unterscheiden:

a) Gegenden, die den Rückumlaut in weitem Umfang erhalten haben: das Westmitteldeutsche (mit Ausnahme des Südrheinfränkischen), Mundarten des Harz, Thüringen, Oberlausitz und Schlesien meist, das Niederfränkische, Westfalen.

b) Gegenden, die den Rückumlaut nur teilweise erhalten haben, d. h. entweder nur in den Verba auf *-enden, -ennen*: in ostfränkischen Mundarten wie kleinen Teilen des Niederfränkischen und Westfälischen; oder gerade in diesen Verbalgruppen nicht, wie in Frankenhausen, Altenburg, Greiz, Zwickau.

c) Gegenden, in denen der Umlaut fast gänzlich ausgeglichen ist: Oberdeutschland, das Südrheinfränkische (hier kommt natürlich nur das Part. Prät. in Betracht), das Niedersächsische.

Die heutige Grenze zwischen den Gebieten ohne Rückumlaut und denen mit Rückumlaut, sei es auch nun in der einen oder der andern Klasse, verläuft ungefähr folgendermaßen: sie wird im Westen durch die Mosel gebildet; südlich der Moselmündung geht sie östlich ungefähr bis Homburg v. d. H., von da nach Schweinfurt, zwischen Koburg und Meiningen hindurch bis ungefähr Rudolstadt, im Norden von Greiz vorbei bis südlich von Zwickau, von da ungefähr der böhmischen Grenze entlang; die Grenze des mitteldeutsch noch erhaltenen Rückumlauts gegen die ausgleichenden niederdeutschen Mundarten wird annähernd mit der md./nd. Grenze zusammenfallen (vgl. A. Kaiser, *Studien zur Bildung des Präteritums*, S. 79).

Die Schriftsprache hat sich den ausgleichenden Mundarten angeschlossen; sie bewahrt nur einige lebendige Beispiele des alten Wechsels: bei *brennen, nennen, rennen, senden, wenden, denken,* und einzelne erstarte Reste wie *abgeschmackt* (älter nhd. auch *ungeschmackt*, z. B. Vernünftige Tadlerinnen, S. 35), *gedackt, getrost, vertrackt* (zu nd. *trecken* ziehen). Die Mundarten, die den Wechsel nicht in weiterem Umfang gewahrt haben, lassen ihn wohl auch bei *brennen* usw. fallen: *gebrennt, gedenkt.*

Ganz vereinzelt ist der Vokal des Präteritums in das Präsens eingedrungen: mhd. erscheinen die Präsentia *kâren, lâren* neben *kêren, lêren;* im Nhd. stehen *atzen, bestallen, schatzen* neben *ätzen, bestellen, schätzen.*

3. Drittens hat der Umlaut einen Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv erzeugt. Nur vereinzelt im Präsens: im Alemannischen ist schon in althochdeutscher Zeit das *j*-Suffix im Konjunktiv der schwachen Verben (§ 329) auch auf den Konjunktiv des Verbums *tun* übertragen worden.

Auch im Präteritum mußte der Umlaut einen Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv erzeugen. Aber schon im Althochdeutschen ist beim Präteritum der schwachen Verba Ausgleichung eingetreten, indem der Indikativvokal sich den Konjunktivvokal angleicht: *zalta — zaltî.* Möglicherweise sind umgekehrt die vorhin erwähnten as. *legda — telda* usw. auf Rechnung des Konjunktivvokals zu setzen.

Das Mittelhochdeutsche steht oberdeutsch auf der Stufe des Althochdeutschen (jedoch *brâhte — brœhte, dâhte — dœhte*), aber im Mitteldeutschen zeigt der Konjunktiv den Umlaut: *brande — brende* und schafft sogar Neubildungen wie *mechte* zu *machte* (F. Bech, German. XXIV, 140); im Neuhochdeutschen werden von den wenigen Verben, welche sich den Wechsel zwischen Präsens und Präteritum bewahrt haben, bei denen allein also der Konj. Prät. sich durch den Umlaut vom Indikativ unterscheiden konnte, keine Konjunktive des Präteritums zur Anwendung gebracht, abgesehen von *brachte — brächte, dachte — dächte,* denn ich *sändte, wändte* usw. würden sich nicht deutlich genug vom Präs. Ind. unterscheiden.

4. Über das Auftreten des Umlauts im Indik. Prät. des Nd., selten auch des Hd., vgl. oben S. 134. An solche Formen schließt sich dann die Singularform *i wär* in Pernegg an, deren Stammvokal nur auf *ae* zurückgehen kann (vgl. Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 208, Carinthia IC, 23).

5. Beim Prät. des starken Verbums ist im Mhd. die 2. Pers. Sgl. Indik. und der Konjunktiv in der Regel durch den Umlaut von den übrigen Formen des Indikativs unterschieden, was die Unvollkommenheiten der mittelhochdeutschen Orthographie nicht immer erkennen lassen. Daneben kommen tatsächlich unumgelautete Formen vor: *funde, sunge, twunge* usw. (vgl. G. Ehrismann, AzfdA. XXVI, 40).

6. Endlich ist im starken Verbum durch den Umlaut ein Unterschied zwischen der 2. und 3. Pers. Präs. Sg. einerseits und den übrigen Präsensformen anderseits entstanden: as. ahd. *faru — feris — ferit.* Aber schon im Altsächsischen findet sich eine ziemliche Anzahl von Formen, in welchen *a* das *e* verdrängt hat, vereinzelt auch im Althochdeutschen. Im Mittelniederdeutschen sind Formen ohne Umlaut stark vertreten; im Mittelhochdeutschen sind im Oberdeutschen die Ausnahmen von der alten Regel wieder vereinzelt, häufiger auf mitteldeutschem Gebiet. In den heutigen Mundarten ist der Wechsel zu einem großen Teil ausgeglichen zugunsten des *a*, so im Alemannischen, in großen Teilen des Bairischen, im Südfränkischen. Vereinzelt aber hat er auch über seinen ursprünglichen Umfang hinausgegriffen, so im Pfälzischen, im Westfälischen; ich *mach* — du *mächst*, — er *mächt, sag — sägst — sägt; ik make, mekest, meket, hale (hole) — helst — helt;*[1]) mundartlich mehrfach: er *fäßt.* Eine einzelne derartige Neubildung liegt auch im Nhd. vor: *frage — frägst,* nach *schlagen, tragen* gebildet.

Unterschiede im stammschließenden Konsonanten.

§ 324. 1. Die Verschiedenheiten im stammschließenden Konsonanten haben ihren Grund einmal in dem Vernerschen Gesetz. Im allgemeinen kommt der tonlose Spirant ursprünglich dem Präsens zu und der 1. und 3. Person Sgl. Prät. Ind. des starken Verbs, der tönende Spirant der 2. Ps. Sgl. Prät. Ind., dem Pl. Ind. und dem ganzen Konj. Prät. sowie dem Part. Prät.

2. Im And. läßt sich bei den Labialen nicht erkennen, ob der grammatische Wechsel vorhanden, da altes *f* und altes *b* inlautend — auch nach Konsonanten — zusammengefallen sind. Wechsel zwischen *th* und *d* ist sicher nicht vorhanden, sondern ausgeglichen teils zugunsten von *th: queđan-quâđun, lîđan-lidun, werđan-wurđun,* teils zugunsten von *d:* urdeutsch *hlaþan* = and. *hladan.* Nebeneinander stehen *skêđan* und *skêdan* = urd. **skêthan;* in den präteritalen Formen gilt *th.* Neben *fîthan* steht *findan* = urd. *finthan;* in den präteritalen Formen gilt *d.*

[1]) Wenn im Hessischen zu *machen* ein *micht,* in Mülheim an der Ruhr zu *dragen* ein *drigt* gebildet wird (vgl. J. Franck, AzfdA. XXV, 143), so ist die Vermittelung zwischen dem Präsens mit *a*-Vokal und dem der *e-i*-Reihe wohl durch die Nomina agentis hergestellt: *Träger, Mächer* (mundartlich verbreitet) stimmen zu *Pfleger, Sprecher, Stecher.*

Der Wechsel von *s* und *r* ist as. bewahrt in *kiosan, farliosan, wesan* (Partizip fehlt), verloren bei *lesan, ginesan, rîsan.* Wechsel zwischen *g* und *h* kam dem And. zu bei *fâhan, hâhan, hlehhian, lahan, slahan, thwahan, sehan* (vgl. mnd. *sâgen*), *lîhan* (vgl. mnd. *gelegen*), **giskehan* (vgl. mnd. *schâgen*), *thîhan, tiohan.* Aber von *tiohan* findet sich auch die Form *tuhin;* von *sehan* sind *g*-Formen im Heliand nicht belegt; dagegen die anfr. Psalmen weisen *sâgen* auf.

Wenn von *lahan* und *thwahan* die Singulare Prät. *lôg* und *thwôg* erscheinen und neben *slôh* ein *slôg* besteht, so ist hier eine Analogiebildung in der Orthographie vollzogen; gesprochen wurde wohl trotzdem tonlose Spirans, die sowohl einem *h* als einem *g* des Inhalts entspricht. In urd. *swelhan-swulgum* hat das And. das *g* verallgemeinert. Wechsel zwischen *h* und *w* findet sich bei *lîhan* und *sehan*, doch ist auch hier *h* schon bedeutend über sein ursprüngliches Gebiet hinausgegangen.

3. Im Mnd. ist der Wechsel von *h* und *w* zuungunsten von *w* gänzlich aufgegeben. Neben *fân* (= *fâhan*) tritt die Neubildung *vangen;* neben *hân* bestand schon von alter Zeit her *hangen* (= as. *hangon*); Präsensformen mit *g* haben sich neben die Vertreter der *h*-Formen gestellt bei *dwân, slân, lien;* bei *vlên* (= and. *fliohan*) ist neben *flogen* des Prät. und Part. ein *vloen* getreten.

4. Im Althochdeutschen ist der grammatische Wechsel noch in größerem Umfang erhalten. Wechsel zwischen *f* und *b* liegt noch vor bei *heffen - huobum - gihaban,* aber schon ist der Sgl. Prät. dem Plur. gleich gemacht: *huob.* Weiterer Ausgleich ist im Althochdeutschen noch in den Anfängen; im Mittelhochdeutschen ist er durchgeführt und zwar zugunsten von *b*: *heben.* Bei urdeutsch *hwerfen - hwurbum* findet sich ahd. in allen Formen sowohl *f* als *b;* mhd. ist *f* verschwunden.

Der Wechsel der Dentalen ist althochdeutsch bis auf wenige Reste beseitigt bei den reduplizierenden Verben *faldan* und *skeidan*, ferner bei *hladan* und *rîdan;* lebendig dagegen ist er bei *findan, werdan, quedan*; *lîdan, mîdan, snîdan; siodan.* Soweit solche Verba der *e*-Reihe angehören, erleidet dieser Wechsel schon im Althochdeutschen Störungen und ist im Mittelhochdeutschen ziemlich allgemein, im Neuhochdeutschen durchaus — zugunsten der Präsenskonsonanten — beseitigt. Im Neuhochdeutschen gibt auch noch *meiden* seinen Wechsel auf.

5. Wechsel zwischen *s* und *r* ist ahd. nicht vorhanden bei

blâsan; völlig lebendig im Ahd. ist er bei *rîsan*, *friosan*, *kiosan*, *fraliosan*. Im Mhd. ist das Prät. *riren* bereits in der Minderzahl gegenüber *risen;* umgekehrt hat im Nhd. bei *friesen* und *verliesen* das *r* sich in allen Formen fortgesetzt, bei *kiesen* wenigstens im Prät. Sgl. Schon althochdeutsch in Zerrüttung begriffen ist der Wechsel bei den Verben der *e*-Reihe: *lesan*, *ginesan* zeigen neben *lâren - genâren*, *gileran - gineran* früh Formen mit *s*, das im Mittelhochdeutschen im Partizip ausschließlich gilt. Auch *lâren*, *genâren* treten mittelhochdeutsch bedeutend zurück, um im Neuhochdeutschen ganz zu verschwinden. Bei *wesan* geht *wârun* durch das ganze Hochdeutsche hindurch und erzeugt nhd. *war; gewesen* ist mhd. Neubildung; bei *jesan*, *kresan* sind alte *r*-Formen nicht vorhanden, es hat aber *jesen* im Neuhochdeutschen zuerst im Prät. nach dem Muster von *was - wâren* ein *r* angenommen und dann dieses verallgemeinert; im Alemannischen ist aber *s* vor *jesen* noch heute erhalten.

Der Wechsel, der vorgeschichtlich bestand zwischen **gadars - *gadurrum* (aus *gadurzum*) ist ahd. ausgeglichen zu *gatar - gaturrum*.

6. Der Wechsel von *g* und *h* ist althochdeutsch und mittelhochdeutsch vorhanden bei den Verben *fâhan* und *hâhan*; auf mittelhochdeutschem Gebiet beginnt schon in der mittleren Periode *ng* in das Präsens von *vâhen* einzudringen, das dann im Neuhochdeutschen den Sieg erlangt hat. In der gleichen Weise ging *hâhen* verloren zugunsten des bereits vorhandenen *hangen* (= ahd. *hangên*). Bairisch gilt noch *ich fâ —, wir fangen*, Gottschee *fûhen* = fangen, *hâ — hangen;* alem. findet sich *fô - gfange*. Bei den ablautenden Verben der *a*-Reihe ist das *h* des Sgl. Prät. schon im Althochdeutschen bis auf vereinzelte Spuren durch das *g* des Plurals verdrängt worden. Im Neuhochdeutschen dringt das *g* auch in das Präsens ein, so daß *zwagen* neben *zwahen* tritt und *schlagen* über *schlahn* den Sieg davonträgt; alem. gilt noch *schloh - gschlage*, indem wie bei *fô* die stärkere Vokaldifferenz vor Ausgleichung geschützt hat.

Kein Wechsel zwischen *h* und *g* ist ahd. bei *gischehan*, *sehan* belegt. In *swelhan* ist der Wechsel im Althochdeutschen noch ziemlich im ursprünglichen Zustand; im Mittelhochdeutschen werden daraus zwei Verba: *swelhen* und *swelgen*. Von *jehan* lautet ahd. das Präteritum *jach - jâhun;* im Partizip findet sich *gejegen*. Dieses verschwindet mittelhochdeutsch; aber auf mittel-

deutschem Gebiet begegnet in dieser Zeit *jâgen*, *sâgen*, *geschâgen*, die wenigstens teilweise alt sein müssen.

In der ganzen altdeutschen Zeit lebendig ist der Wechsel bei den Verben der *î-* und *iu*-Reihe, mit Ausnahme von *lîhan* und *fliohan*, die ihre *g*-Formen früh aufgeben, weil sie mit Formen von *liegen*, *fliogan* zusammenfielen. Neben *wîhan* findet sich schon ahd. *wîgan*; später ist das Wort verloren. Auf mitteldeutschem Gebiet findet sich in der mittleren Periode *g* auch bei *lîhen* und *fliehen*. Im Nhd. haben *gedeihen* und *zeihen* das *g* beseitigt; bei *ziehen* ist *g* auch in den Sgl. Prät. gedrungen, in heutigen Mundarten auch in das Präsens: z. B. südrhfr. *ziege*.

7. Wechsel zwischen *h* und *w* ist im Althochdentschen noch die Regel bei *lîhan*, obgleich bereits das Partizip *farlihan* begegnet. Vereinzelt findet sich *w* noch bei *sîgan* und *sehan*. Mittelhochdeutsch findet sich *w* noch vereinzelt bei *lîhen*; nhd. ist es verschwunden.

§ 325. Ebenfalls noch in gemeingermanische Zeit reichen die konsonantischen Verschiedenheiten zurück, welche auf dem Umstand beruhen, daß vor *t* von Geräuschlauten ursprünglich nur Spirans stehen kann. Daher ahd. as. *bringan (brengian) -brâhta*, *thenkian -thâhta*, *thunkian - thûhta; rôkian - *rôhta*, *sôkian - sôhta*, *wirkian - worhta*, *mugan - mohta*, *tugan - tohta*. Im Mittelniederdeutschen findet sich *rokede* neben *rochte*, ferner das Präsens *wrecht, wracht* neben *werket*. Im Mittelhochdeutschen tritt neben *dûhte* ein *dunkte* auf, das neuhochdeutsch ziemlich allgemein wird; umgekehrt begegnet im Präsens auch die Form *dûht*, wie nhd. *mich dünkt* und *mich däucht* nebeneinander stehen. Im Mittelhochdeutschen steht neben *worhte* schon *würkte*; im Neuhochdeutschen verschwindet *worhte* vollständig. An Stelle von mhd. *touc - tohte* tritt nhd. *tauge - taugte*. Zu *denken* bilden heutige Dialekte das Partizip *gedenkt*.

§ 326. Aus westgermanischer Zeit stammt der Wechsel zwischen einfacher Konsonanz und Doppelkonsonanz im Stammausgang der schwachen *j*-Flexion, hervorgerufen durch die Verdoppelung der Konsonanten vor *j*. Im Präteritum besteht lautgesetzlich nur einfache Konsonanz, ebenso vor den Präsensendungen *-is*, *it-*, *-i*, wo *j* vor *i* geschwunden ist, Doppelkonsonanz vor den übrigen Präsensendungen.

Der lautgesetzliche Wechsel des Präsens ist im Altniederdeutschen noch rein bewahrt; im Mittelniederdeutschen hat über-

wiegend die Doppelkonsonanz, seltener die einfache Konsonanz den Sieg davongetragen.

Im Althochdeutschen ist der aus dem Wechsel von alter Doppelkonsonanz und alter einfacher Konsonanz hervorgegangene Wechsel von Affrikata und Spirans beseitigt; meist zugunsten der ersteren: *skepfu-skepfit, setzu-setzit;* doch trat auch das Umgekehrte ein: daher die mittelhochdeutschen Doppelformen, wie *streipfen-streifen, büe(t)zen-büezen, rei(t)zen-reizen.* Dagegen der Wechsel, der bloß auf der Verschiedenheit von einfacher und Doppelkonsonanz beruht, ist im 8. und 9. Jahrh. im ganzen noch bewahrt. Die Ausgleichung vollzieht sich hier im wesentlichen zugunsten der einfachen Konsonanz. Schon vollkommen durchgeführt ist sie bei Tatian, weit fortgeschritten bei Notker; doch begegnen noch mittelhochdeutsch Doppelformen, wie *bitten - biten, zellen - zeln.*

Im Präteritum bleibt beim starken Verbum die einfache Konsonanz unangetastet; as. mnd. *biddian, bidden — bâdun, bâden,* ad. *sitzen - sâzen.* Dagegen dringt beim schwachen Verb die Doppelkonsonanz auch in das Prät. ein: z. B. *setzan - satzte.*

§ 327. Der in altdeutscher Zeit vollständig lebendige Auslautswechsel ist in der nhd. Schriftsprache zugunsten des Inlauts ausgeglichen, z. B. ich *sah* — er *sieht,* ich *floh,* er *zieht.* In oberdeutschen Mundarten ist der Wechsel zum Teil noch vorhanden, z. B. Visperterminen: *fach* fange, *flich, gsich* sieh; Appenzell *schlacht* schlägt, *siecht, zücht, ksäch* sähe; Imst 1. Ps. Sgl. Präs. Ind. *i sīch,* Pl. *söihe;* Konj. Prät. *sāch,* Nürnberg *sicht* sieht, Pernegg *gschāch* geschähe, Gottschee Imper.: *fūch* fange, *sīch, tsiech;* aber auch hessisch *geschēch* geschähe, *sēch* sähe.

Gelegentlich ist sogar an Stelle des alten *ch* (= germ. k), das natürlich im Inlaut wie im Auslaut stand, nach Analogie des Wechsels *h-ch* ein neuer Wechsel eingeführt worden; so heißt es in Imst *ferpöihe* mit Pech verkleben, zu *pöich.* So ist nun auch nhd. *geruhen* aus mhd. *geruochen* zu erklären: aus *geruohen-geruochte,* das dann wieder Ausgleichung nach dem Inlaut erfuhr.

Stammbildende Suffixe.

§ 328. Stammbildende Suffixe kommen zur Anwendung im Präsens wie im Präteritum und Partiz. Präteriti. Im Präsens des starken Verbs liegen im Urdeutschen *j*-Suffixe und *n*-Suffixe vor. Die *j*-Suffixe blieben immer auf das Präsens beschränkt; hier

aber behalten sie bzw. ihre jüngeren Entwickelungsstufen ihren festen Sitz mit Ausnahme der vorhin erwähnten Formen: *lachen, schaffen, ruofen, wuofen.*

Von den Verben mit *n*-Suffix im Präsens hat *standen* im Altsächsischen das ursprüngliche Verhältnis noch rein bewahrt: *standan — stôd;* im Mittelniederdeutschen bestehen *stund* und *stôt* nebeneinander; im Neuniederdeutschen ist die nasalierte Form wohl allgemein. Im Ahd. kennt nur das Fränkische noch einige Formen ohne *n;* ebenso vereinzelt sind diese Formen im Mittelhochdeutschen. Bei **giwahnan — *giwôg,* wo zu der durch das Suffix bewirkten Verschiedenheit noch die des grammatischen Wechsels kommt, besteht noch im Mittelhochdeutschen der ursprüngliche Unterschied zwischen Präsens und Präteritum. Ganz vereinzelt steht im Rolandslied der neue Imperativ *gewah;* mitteldeutsch ist ein neues Präsens *gewagen* gebildet worden. Die altsächsische Form des Wortes ist nicht bekannt; im Mittelniederdeutschen ist die Form mit dem *n*-Suffix durch die Neubildung *gewagen* völlig verdrängt. Germanisch **fraihnan — *frah* ist vielleicht schon urdeutsch, dann altsächsisch umgebildet zu *(gi)fregnan — fragn;* sonst fehlt das Wort. Bei **backen* (aus **baknan,* oder aus *bakwan?*) — *bôk* ist der Wechsel zwischen Präs. und Prät. im Mittelniederdeutschen gewahrt, aber in das Partiz. Prät. ist das *ck* eingedrungen; im Hochdeutschen ist schon in der frühesten Zeit ein Präsens *bachen* neben *backen* getreten. Im ältern Neuhochdeutschen wird noch *backe — buch* als Regel angegeben; ebenso noch heute in nördlichen hessischen Mundarten.

§ 329. Ein *j*-Suffix tritt ferner beim schwachen Verbum präsensbildend auf. Und zwar von Hause aus in allen Klassen desselben; unter der Wirkung bestimmter Lautgesetze aber ist es schon vorgeschichtlich in einzelnen Formen der Ableitungen von *-ê-* und *-ô-*Stämmen geschwunden, so daß Verschmelzung zwischen dem Stammausgang und der Endung entstand; in andern blieb es zunächst und ging erst später teilweise verloren, so daß dort Endung und Stammausgang getrennt blieben und sich längere Formen darbieten.

Der lautgesetzliche Stand wäre Erhaltung des *j* in der 1. Pers. Sgl., 1. (2.)und 3. Pers. Plur. des Indik. und im ganzen Konjunktiv des Präsens, sowie im Infinitiv und Partizip. Die Formen ohne *j* haben jedoch schon in den frühesten Quellen über ihr ursprüngliches Gebiet hinausgegriffen.

Im Altsächsischen sind in der *ô*-Klasse Belege für die 1. Pers. Sgl. Ind. mit *j* nicht mehr vorhanden, dagegen eine Form des Plurals des Ind. mit *j*, wenige des Konjunktivs und Partizips, ziemlich zahlreiche des Infinitivs. Im Mittelniederdeutschen sind diese Reste der verlängerten Formen verschwunden.

Im Althochdeutschen weist nur noch der Konjunktiv die längeren Formen auf, und zwar sind sie im Alemannischen die fast allein herrschenden; im Bairischen finden sich daneben die kürzeren Neubildungen, im Fränkischen sind diese die allein üblichen. Vereinzelt haben umgekehrt die längern Formen über ihr ursprüngliches Gebiet hinausgegriffen, indem *tun* in die Analogie derselben hereingezogen wurde: as. ist *duoian* als Adhortativ einmal belegt; bei Notker lauten die Konjunktivformen *tuoie, tuoiest* usw. Diese Formen auf *-je* begegnen noch im Mittelalemannischen, und sie leben fort, wie es scheint, in der im heutigen Schweizerischen weit verbreiteten Endung *-i* des Konj. Präs.

3. Von den Verben der alten *ai*-Klasse haben im Alts. *hebbian* und *seggian* den lautgesetzlichen Stand bewahrt. *M* weist folgende 2. und 3. Personen des Präs. Ind., bzw. des Imper. auf: *habes (habas), habed (habad), sagad, habe (haba), saga* (aus **habais, *habaid* usw.). Im Cott. sind — ausgenommen *habes* 118 — hier die Ausgänge der gewöhnlichen Verba eingetreten: *habis, habit;* aber der Ursprung der Formen verrät sich noch durch den durchgehenden Mangel des Umlauts. Bei *libbian* ist für die Formen, denen das *j* lautgesetzlich fehlt, nur ein Beleg vorhanden:[1]) *libod (lebod),* also mit der zu erwartenden einfachen Konsonanz, aber mit Übertritt zur *ô*-Klasse. Dieser Übertritt hat weiter stattgefunden bei *thagon, tholon, wonon,* die urd. der *ai*-Klasse angehören; Reste der *j*-Formen liegen hier noch in Belegen der Infinitive *tholian, wonian,* des Partizips *thagiandi* vor (wo aber der einfache Konsonant bereits Ausgleichung verrät). Ferner wohl bei *bibôn, frâgôn, folgôn* u. a. m. Übergang in die *j*-Klasse hat stattgefunden bei *huggien.*

Im Hochdeutschen liegen die Dinge ziemlich wie bei den *ô*-Verben. Die verlängerten Formen erscheinen nur im Konjunktiv, sind aber seltener als bei den *ô*-Verben: sie sind wesentlich auf das Alemannische beschränkt, wo sie bis heute weiter leben.

[1]) Diese Formen müssen aber, nach Ausweis des mnd. *leven,* die Regel gebildet haben.

§ 330. 1. Die stammbildenden Suffixe des Präsens finden sich bei den schwachen Verben urdeutsch auch im Präteritum und Partizipium Präteriti: urdeutsch *nasis-nasida-nasid, thagais-thagaida-thagaid* = *minnôs-minnôda-minnôd.* Und zwar steht in der *ô*-Klasse in den Formen der Vergangenheit das Suffix ausnahmslos. Bei den beiden anderen Klassen finden sich Verba, bei denen das Präteritalsuffix direkt an die Wurzel antrat (s. T. E. Karsten, *Mémoires de la société néophilologique à Helsingfors* II, 172): im Altsächsischen etwa folgende: *brâhta, buggian-giboht, hogda-gihugd, sohta, wahta, warhta; lagda, sagda-gisagd, salda-gisald, talda-gitald, quadda, latta, satta, habda-(be-)habd, libda-gilibd.* Die meisten davon sind auch althochdeutsch; dazu kommen hier noch *dahta* (zu *decken*), *forahta, gistraht, dwalta, ratta, trahta*, mhd. *mahte, gemaht* (s. Zwierzina, ZsfdA. XLV, 23).

Bei manchen Verben kann man zweifeln, ob das Fehlen des Vokals ursprünglich oder ob derselbe erst später ausgefallen ist. Denn bei den Verben der *j*-Klasse mußte bei langsilbigen Stämmen das suffixale *i* synkopiert werden, während es nach kurzen Stammsilben blieb: **hôrien-hôrta, *nerien-nerita.* Im Partizipum Präteriti der langsilbigen Verba blieb das *i* lautgesetzlich in den unflektierten Formen: es wurde unterdrückt in den flektierten: *gibrennit-gibranter.*

2. Zwischen den Formen ohne suffixalen Vokal — ihr Ursprung sei, welcher er wolle —, und denen mit Vokal *i* sind nun aber sehr vielfache Ausgleichungen eingetreten. In der älteren Zeit geschah beim Präteritum dieser Ausgleich in weit überwiegender Weise zugunsten der Formen mit Vokal. So haben vielfach die kurzsilbigen Verba mit bindevokallosem Präteritum früh den Vokal angenommen: as. *wekida* neben *wahta;* ahd. *hebita, hugita* neben *hogta; libita; retita, segita, selita, zelita;* mnd. *hugede;* mhd. *hugete* ohne daneben bestehendes *hogte.* Neben diesen Bildungen auf *-ita* stehen althochdeutsch auch solche auf *-êta: hogêta, sagêta, habêta, lebêta,* und zwar sind dies die regelmäßigen Formen.

Auch bei den langsilbigen Verben findet sich Annahme des Suffixvokals. Im Altsächsischen sind es besonders solche Verba, deren Stamm mit Doppelkonsonanz schließt, die *-ida* aufweisen: z. B. *andwordida, boknida, leskida, lestida* (neben *lesta*), *mahlida* (neben *malda*), *wernida;* dann die, deren Stamm vokalisch oder auf *h* ausgeht: *saida, streida, nahida, wihida.* Aber auch andere: *diurida* neben *diurda, dopida* neben *dopta, wrêdida.* Im Ober-

deutschen sind althochdeutsche Formen auf *-ita* fast gar nicht belegt, dagegen zahlreich im Fränkischen, wo sie bei Isidor Regel sind (mit ganz vereinzelten Ausnahmen); der Tatian stellt sich dem Niederdeutschen zur Seite: die *i*-Formen sind besonders häufig bei mehrsilbigen und auf mehrfache Konsonanz ausgehenden Stämmen, ferner bei den auf *h* ausgehenden: *nâhita, wîhita.* Bei Otfrid herrschen die vokallosen Formen, ausgenommen *antwurtita* und einige andere mehrsilbige Stämme.

Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen haben sich unter der Wirkung der Lautgesetze eine Menge von Formen ohne Suffixvokal ergeben: derselbe ist bei den mehrsilbigen Verben vielfach verloren gegangen (nach S. 163), gleichgültig, welcher Klasse der schwachen Verba sie ursprünglich angehörten. Ferner mußten im Mittelhochdeutschen kurzsilbige auf Liquida ausgehende Stämme den Suffixvokal verlieren (s. S. 169).

Daher haben denn im Mittelhochdeutschen auch einsilbige Stämme der alten *ê-* und *ô*-Klasse, die lautgesetzlich die Form *-ete* haben, das suffixale *e* vielfach eingebüßt: *vrâgte, machte.* Umgekehrt kann so ziemlich von jedem Verbum, das ursprünglich *-te* hat, die Form auf *-ete* gebildet werden. Nur bei den auf Dental ausgehenden Stämmen hat das Mittelhochdeutsche bloß die kürzeren Formen, während das Mittelniederdeutsche auch hier die längeren gestattet, wie überhaupt im Mittelniederdeutschen die längeren Formen häufiger sind als im Mittelhochdeutschen.

3. Aus den altdeutschen Formen auf *-ete* entwickeln sich im Übergang zum Neuhochdeutschen lautgesetzmäßig die Formen *-et* und *-te;* unter gewissen Umständen — in Pausa? — scheint *-ete* lautgesetzlich geblieben (oder Ergebnis der Grammatikerweisheit? vgl. O. Lyon, ZsfdU. I, 148). Schließlich hat in der Schriftsprache *-te* den Sieg davongetragen; nur die mit Dental schließenden Stämme haben die volle Form *-ete* bewahrt oder angenommen.

4. Im Partizipium Präteriti haben die ursprünglich ohne Suffixvokal gebildeten Formen den Vokal noch früher angenommen als im Präteritum: as. *gihugid* neben *gihugd,* aber *hogda, gilegit,* aber *lagda;* Tatian *giselit,* aber *salta;* ahd. *gisezzit,* aber *sazta.*

Der bei den langsilbigen *i*-Stämmen vorhandene Wechsel zwischen unflektierter und flektierter Form (*gihôrit-gihôrter*), ist im Althochdeutschen nur ganz vereinzelt zugunsten der synkopierten Form ausgeglichen worden; dagegen ist der Suffix-

vokal auch in die flektierten Formen eingedrungen, wo wie im Fränkischen die Formen auf *-ida* um sich gegriffen haben, und auch sonst vereinzelt.

Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen sind — wohl besonders unter dem Einfluß des Präteritums — die flexionslosen Formen ohne Suffixvokal weit häufiger geworden; sie sind die Regel bei den Dentalstämmen. Umgekehrt im Neuhochdeutschen: hier ist *-t* die Regel, *-et* nur bei den Dentalstämmen vorhanden, so daß die Endung sich deutlich vom Stamm abhob. Flexivische Formen mit eingedrungenem Suffixvokal sind im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen ziemlich selten; im Neuhochdeutschen besteht überhaupt kein Wechsel mehr zwischen flektierten und unflektierten Formen.

§ 331. 1. Bei der Bildung von Präteritum und Partizipium Präteriti kommt nun aber noch ein weiteres Suffix hinzu, und darin liegt der Hauptunterschied zwischen den schwachen und starken Verben: im Präteritum der starken Verba wird gar kein stammbildendes Suffix verwendet und im Partizipium Präteriti ein *n*-Suffix, beim schwachen Verbum in beiden Fällen ein *t*-Suffix. Allerdings findet sich das *t*-Suffix in vorhistorischer Zeit auch bei Verben mit starker Präteritalbildung, aber in den uns vorliegenden Sprachquellen stehen derartige Partizipia nirgends mehr in lebendiger Beziehung zum Verbum, sondern sind Adjektiva geworden (z. B. *alt, gewiß*).

Vereinzelt fand sich vorhistorisch auch ein *t*-Präteritum bei sonst starken Verben. Hiervon ist vielleicht im As. das neben *fand* einmal belegte *funda* ein Rest, möglicherweise auch ahd. *bigunda (bigonda, bigonsta)*.

Wenn bei Otfrid von *missen* das Prät. *missa* erscheint, so ist *wizzen-wissa* vorbildlich gewesen.

Zu den as. Präterita wie *wisda* vgl. J. W. v. Helten, *Zur westgerm. Erweichung der alten im Inlaut stehenden stimmlosen Spiranten*. PBB. XX, 511.

2. In geschichtlicher Zeit sind dann die Vermischungen zwischen beiden Klassen sehr zahlreich. Weitaus überwiegen die Fälle, wo schwache Bildungen an die Stelle von starken getreten; das Umgekehrte ist verhältnismäßig selten. Die Neubildung betrifft häufiger die Formen des Präteritums. Das Niederdeutsche gleicht, wie überhaupt, so auch hier im ganzen früher und stärker aus, als das Hochdeutsche. Im Altsächsischen erscheint von *bûwan* das schwache Verb *bûwida*. Im Mittelniederdeutschen sind u. a.

bagen, halsen, kluven, salten, schalten, temen, vloken, walden, walken, wallen zur schwachen Konjugation übergetreten; *heten, scheden* haben schwaches Präteritum, *heten* daneben starkes Partizip, *scheden* starkes und schwaches; starkes und schwaches Präteritum bei starkem Partizip bieten z. B. *backen, houwen, râden*, starkes Präteritum mit Belegen für schwaches Partizip *spannen, vangen, walden*. Doppelformen für Präteritum wie Partizip finden sich bei einer ziemlichen Anzahl von Verben.

Belege für den Ersatz schwacher Formen durch starke kommen im Mittelniederdeutschen nur ganz vereinzelt vor. Niederfränkisch sind besonders *iehen* und *geschehen* in die schwache Flexion übergetreten (vgl. C. Nörrenberg, PBB. IX, 416). Ein eigenartiger mhd. Übertritt *du silbe* salbtest bei Gundacker von Judenburg 754.

3. Im Althochdeutschen haben die alten starken *j*-Präsentia **rôppian, *wôppian* schwache Präteritalformen gebildet, so daß nun, da auch die Präsentia Umbildung erfahren haben (s. o. § 323), normales starkes und normales schwaches Paradigma nebeneinander stehen. Zu urd. *giwahnan* erscheint ein Part. Prät. *giwahinit; bûan* bildet sein Prät. im Althochdeutschen fast ausschließlich schwach, im Mittelhochdeutschen tritt auch im Partizip eine schwache Form neben die ursprüngliche starke (althochdeutsch allerdings nicht belegte), die dann neuhochdeutsch ganz verloren geht.

Außerdem hat eine Reihe von starken Verben im Mittelhochdeutschen schwache Nebenformen; häufiger sind dieselben bei *besinnen, heben, schrîen, spîwen*. Mittelfränkisch und auch sonst mitteldeutsch sind bei *jehen* und *geschehen* die schwachen Formen zahlreich. Umgekehrt finden sich starke Nebenformen bei schwachen Verben, so bei *gelîchen, prîsen*; von *swîgen* ahd. *swîgên* finden sich schwache Formen nur noch vereinzelt. Sehr gewöhnlich ist gegenüber ahd. *eiscôn-eiscôta* das mittelhochdeutsche Prät. *iesch*, nicht selten die starken Partizipia *gedrân, gehân, erkunnen, gevorhten*.

4. Im Laufe des Neuhochdeutschen haben die starke Flexion völlig aufgegeben die starken Verba mhd. *walken, wallen, halsen, falten, schalten, walten, walzen, bannen, spannen, schweifen; schaben, nagen, waten; bellen, gellen, (er)grimmen, rimpfen, hinken, verwerren, smerzen; heln, zemen, entbern, jeten, kneten; nîden, rîhen, stên, verstên, grînen; smiegen, bliuwen, briuwen, kiuwen, riuwen*. Von einzelnen dieser Verba finden sich die alten starken Parti-

zipia noch in adjektivischer Verwendung, so *gefalten*, *abgeschaben*, *verworren*, *verhohlen*. Bei *(h)eischen* sind die im Mittelhochdeutschen neben den schwachen geltenden starken Formen im Laufe des Neuhochdeutschen wieder verschwunden.

Sodann sind ältere starke Verba durch schwache, von Substantiven gebildete ersetzt worden: mhd. *hellen*, *knellen*, *dimpfen*, *schrimpfen*, = *hallen*, *knallen*, *dampfen*, *schrumpfen* (vgl. das mnd. *schrumpe* Falte). An die Stelle von *schellen* ist das denominative *schallen* getreten, aber neben *schallte-geschallt* die alten Formen *scholl-erschollen* erhalten.

Eine Anzahl von starken Verben des Mittelhochdeutschen hat im Neuhochdeutschen starke und schwache Bildungen der gleichen Formen neben einander aufzuweisen: *glimmen*, *klimmen*, *weben*, *pflegen*, *gären*, *befleissen*, *erkiesen*, *niesen*, *spriessen*, *saugen*. Nur im Präteritum weisen schwache Bildung auf: *spalten*, *salzen*, *backen* (seltener *backte* als *buk*), *malen*, *melken*, *werden* (*wurde* neben *ward*). Das Präteritum ist schwach geworden, das Partizip zeigt Doppelformen bei *schroten*, *rächen*.

Außer den aufgezählten schwachen Formen, die im Neuhochdeutschen Bestand behielten, finden sich bei neuhochdeutschen Schriftststellern noch zahlreiche gelegentliche schwache Bildungen, wie *dreschete-gedrescht*, *hebte-gehebt*, *geneste*, *scheerte*, *schwimmete*, *sinkete*, *waschete*. Die Mundarten gehen vielfach noch weiter in solchen schwachen Bildungen als die Schriftsprache, z. B. schles. *gewinnte*, *scheinte*, *springte*, *verlierte*; Leipz. *bratte* (*briet*), *fangte*, *fechtete*, *leihte*, *speite*; bair. *gfangt*, *ghaut*; alem. *ghebt*, *gspeit*, *treit* (= getragen), *gwäscht*.

Umgekehrt und noch häufiger haben die Mundarten starke Formen bewahrt, wo die Schriftsprache die schwachen besitzt, so soest. bei *grinen*, *hinken*, alem. (basl.) in den Formen *bolle* (gebellt), *grinne* (gegreint), *graue* (gereut), *ghunke*, *gschabe*, *gspanne*.

5. Übertritt schwacher Verba in die Klasse der starken ist im Neuhochdeutschen eingetreten bei *gleichen*, *laden* (einladen), *preisen*, *weisen*. Älteres Schwanken zwischen starker und schwacher Form ist zugunsten der starken Form entschieden worden bei *beginnen*, *besinnen*, *rufen*; starke Formen haben sich den schwachen zur Seite gestellt bei *bedingen*, *fragen*, *stecken*. Im älteren Neuhochdeutschen findet sich auch gelegentlich *jug*, *kief*, *strief* (Schade, Satiren III, 8, 24, öfter im Rollwagenbüchlein), *geforchten*, *gewunschen*, *gelitten* (= geläutet); noch heute: *verwunschen*. Diese

starken Formen finden sich vielfach auch in heutigen Mundarten, und zahlreiche andere treten ihnen hier zur Seite: so sind im Soest. *holen, machen, trecken, winken* stark geworden; in der Altmark heißt es: *merken, murk, murken* (neben *murkt*); südfränkisch begegnet *beditte, glitte* (geläutet), *gwunke, gezunde,* schles. *kuf* kaufte, alem. *gschumpfe, gwunsche, glache.* Ferner finden sich alem. Konjunktive Präteriti wie ich *miech*, ich *kuff* (zu kaufen); bei Fritz Reuter begegnet ich *fiesz* (zu *fassen*); von *rennen* findet sich bei Gotter (s. DW.) und bei Heine (Hamburger Ausgabe von 1872) das Präteritum *rann* (IV 273, 274).

6. In einigen Fällen hat Vermischung von Hause aus nebeneinander bestehender starker und schwacher Verba stattgefunden. Mhd. *weten* gehen machen hat vereinzelt die Bedeutung von *waten* gehen angenommen. Im Mnd. hat *bidden* gelegentlich die Bedeutung von *beten* erhalten (Mnd. Margareta 14 *Jhesum Cristum yt ane bat*; 18 *dat men se alle van deme lyve dede, de Jhesum Cristum ane bede*; 87 *dar he syne stumme affgode ambat*), und im badischen Oberfränkisch und in mitteldeutschen Mundarten ist für *gebeten* die schwache Form *gebitt* eingetreten nach dem Muster von *gebett* gebetet.

Im Nhd. hat *brennen-brante* die Bedeutungen von mhd. *brinne-bran* und *brenne-brante* vereinigt, nhd. *schmelzen-schmolz* die von mhd. *smilze-smalz* und *smelze-smalzte,* nhd. *verderbe-verdarb* die von mhd. *verdirbe-verdarp* und *verderbe-verdarbte* (daneben *verderbte* mit der kausativen Bedeutung); *beklommen* gehört der Bedeutung nach zu *klemmen*, der Form nach zu *klimmen.*

In einem Fall hat die Vermischung eine ganze Reihe von Verben betroffen, die von derselben Wurzel gebildet sind. In der ältesten Zeit des Altdeutschen standen nebeneinander *hâhan-hiang-gihangan* aufhängen, *hangên* (as. *hangôn*)-*hangêta* (*-gihangêt*) aufgehängt sein, *hengen-hangta* (*hancta*) (*-gihengit*) hängen lassen, erlauben, *henken-hangta* (*hancta*) (*-gihengit?*)[1] aufhängen. In mhd. Zeit erhält *hienc-gehangen* auch intransitive Bedeutung, wird also auch Präteritum von *hangen.* Daneben verschwindet in der mhd. Schriftsprache das alte intransitive Prät. *hangete-gehanget*, bleibt aber im Mnd. wie in den heutigen schweizerischen Mundarten bestehen.[2] Die Vermischung im Prät. hat

[1] *Hengen* und *henken* sind aus einem Paradigma hervorgegangen: **hangju* — *hangis* — *hangit* — *hangjant* > *henku* — *hengis* — *hengit* — *henkant.*

[2] Ein weiteres Zeugnis für die mhd. Schriftsprache, das oben S. 62 nachzutragen wäre.

dann zur Folge, daß öfters das Präs. *hangen* auch transitiv, das Präs. *hâhen* auch intransitiv gebraucht wird. Weiterhin vermischen sich in einem Teile des Gebiets *hengen* und *henken*, die im Prät. übereinstimmen, so daß *hengen* auch die sinnliche Bedeutung «aufhängen» erhält; die schweizerischen Mundarten sind jedoch von dieser Vermischung frei geblieben, indem hier nur *henken* «aufhängen» bedeutet, *hengen* abgeleitete Bedeutung hat. Und nun kommt es auch zur Berührung von *hangen* und *hengen(-hängen)*, wobei das Präs. von *hangen* und das Part. *gehangen* mehr und mehr zurückgedrängt werden. Im Prät. bleibt *hängte* auf die transitive Bedeutung beschränkt; *hieng* kann transitiv und intransitiv verwendet werden.

Vgl. H. Paul, *Deutsches Wörterbuch*², S. 241.

§ 332. Die Endungen der finiten Formen des Verbs gestalteten sich im Urdeutschen etwa folgendermaßen:

Präs. Ind. Sgl.: 1. Ps. *-u* bei den starken und den schwachen *j*-Verben, *-m* bei den unthematischen Verben und den schwachen Verben der *-ê* und *ô*-Klasse, keine Endung bei den Präteritopräsentia; 2. Ps. *-s* außer bei den Prät. präs., die *-t* aufweisen; 3. Ps. *-th* oder *-d*, keine Endung bei dem Prät.-Präs. — Plur.: 1. Ps. *-mês* (?), 2. Ps. *-th*, 3. Ps. *-nd*. Dem Endungskonsonanten gehen bei den Präterito-Präsentia die gleichen Elemente voraus wie bei den Präteritalendungen, bei den unthematischen Verben der Stammvokal, bei den *ê*- und *ô*-Verben das *ê* bzw. *ô*. Im Sgl. geht beim starken Verbum und bei den schwachen *j*-Verben ein *i* vorher. In der starken Flexion geht im Plural dem *-m* der 1. Ps. ein *u* vorher, dem *-nd* der 3. Ps. ein *a*; bei den *j*-Verben in beiden Formen ein *e*. In der 2. Ps. scheinen schon urdeutsch drei Formen nebeneinander bestanden zu haben, eine lautgesetzliche auf *-ith*, eine zweite auf *-ath*, deren *a* wohl der 3. Ps. entstammt, eine dritte auf *-eth*, die vielleicht nur Nebenform von *-ath* bei *j*-Verben, vielleicht auch alte Dualform ist.

Präs. Konj.: Sgl. *-e*, *-ês*, *-e*; Pl. *-êm*, *-êth*, *-ên*. Bei den Präterito-Präsentia liegen die Endungen des Konj. Prät. vor.

Adhortativ: *-am* beim starken und bei den *j*-Verben; *-êm*, *-ôm* bei den beiden anderen Klassen.

Imperativ: in der 2. Ps. Sgl. der Stammausgang, also: *nim*, *neri*, *sage*, *salbo;* Plur. = 2. Ps. Pl. Indik.

Präterit. Ind.: a) des starken Verbs: Sgl. —, *-i*, —; Pl. *-um*, *-uth*, — *un;* b) des schwachen Verbs: Sgl. *-a*, *-ês*, *-a*; Plur. *-ôm*, *-ôth*, *-ôn*.

Präterit. Konj.: a) des starken Verbs: Sgl. *-i*, *-îs*, *-i*; Pl. *-îm*, *-îth*, *-în*; b) des schwachen Verbs: Sgl. *-î*, *-îs*, *-î*; Pl. *-îm*, *îth*, *-în*.

§ 333. 1. In diesem System wird in geschichtlicher Zeit vor allem das Nebeneinander mehrerer Formen für die 2. Ps. Pl. Präs. Indik. beseitigt; *-it* begegnet in etwas größerer Anzahl nur noch in den Monseer Fragmenten; sonst herrscht bairisch und fränkisch im Ahd. *-et*; *-at* ist spezifisch alemannisch, wenn gleich in der älteren Zeit auch *-et* vorkommt, und altsächsisch.

Vgl. W. van Helten, PBB. XXIX, 527. — M. H. Jellinek, *Die Endung der 2. Pers. Pl. Praes. im Ahd.* IgmF. XI, 197.

Eine neue Doppelform war später in der 3. Ps. Sgl. Präs. Ind. dadurch entstanden, daß zwischen Dentalen das *e* im Mhd. unterdrückt werden konnte: *giltet — gilt*, *raetet — raet*, *vindet — vint*. In der nhd. Schriftsprache ist eine Regelung dahin eingetreten, daß die kürzern Formen stehen, wenn die Formen des Singulars sich durch den Brechungswechsel oder den Umlautswechsel unterscheiden: *braet*, *raet*, *hält*, *flicht*, *tritt;* sonst gelten die deutlicheren Formen auf *-et*: *seheidet*, *reitet*, *bittet*, *siedet*.

Vgl. *Die ganze Ästhetik in einer Nuß,* hrsg. von Alb. Köster, S. 398. — M. H. Jellinek, AzfdA. XXIX, 100.

2. Beeinflussung verschiedener Personalendungen innerhalb derselben Zeit und Modusform hat hauptsächlich im Altsächsischen stattgefunden: im Präs. Indik. ist *-ad* der zweiten Person und der dritten, wo der Nasal von *nd* lautgesetzlich ausfiel, auch in die erste übertragen worden. In dem Konjunktiv Präsentis und Präteriti und im Indikativ des Prät. ist das schließende *-n* der ersten und dritten Person im Altsächsischen auch in die zweite eingedrungen: *gi geben*, *gâbun*, *gâbin*. Im Altniederfränkischen hat die Ausgleichung der drei Personen nicht stattgefunden: 1. Pers. Pl. Ind. Präs.: *werthan*, 2. Pers. *cumit*, 3. Pers. *werthant*.

Im Alemannischen erscheint *-nt* in der 2. Ps. Pl. seit früher althochdeutscher Zeit; bei Notker ist es Regel; im Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit beherrscht es das ganze alemannische Gebiet und ist auch in die 1. Person übergetreten. Auch md. ist *-nt* in mittelhochdeutscher Zeit häufig, vereinzelt im Bairischen. Die ältere Endung *-ent* ergibt dann die heutige Endung *-et* (in schweizerischen Mundarten, s. § 44, 1; im Schwäbischen, s. § 45).

Umgekehrt findet sich schon im altfränk. Gesprächsbüchlein, dann seit dem 12. Jahrh. eine 2. Ps. Pl. auf *-en*, zuerst auf mitteldeutschem, dann auf alemannischem, besonders elsässischem Ge-

biet, nicht im Bairischen. Diese Form hat sich wohl zuerst im Konjunktiv ausgebildet, wo 1. und 3. Ps. Pl. übereinstimmend auf *-en* ausgingen.

Eine zweite Beeinflussung verschiedener Personen hat stattgefunden im Prät. Indik. der schwachen Verba. Nur noch im Altsächsischen erscheint etwas häufiger die alte Form der 2. Ps. auf *-es (-as)*: bei *habda*, *mahta*, *sagda*, *sanda*, *welda*; außerdem einmal *chiminnerodes* bei Isidor; sonst ist aus den übrigen Formen, denen ursprünglich *-ô* zukam, dies auch in die 2. Ps. Sgl. eingedrungen. So schon as.: *dedos*, *habdos*, *sandos* und sonst allgemein.

3. Eine Einwirkung des Konjunktivs auf den zugehörigen Indikativ war es schon, wenn *-en* der 3. Ps. Pl. auch im Indikativ auftrat. Die Wechselwirkung zwischen beiden Modi zeigt sich ferner bei der 1. Ps. Plur. Im Niederfränkischen erscheint keine Spur des indikativischen *-mês*; auch für das Altniederdeutsche begreift sich die Assimilation der 1. Ps. Pl. Indik. an die anderen leichter, wenn man annimmt, daß schon vorher das indikativische *-mês* dem konjunktivischen *-m (-n)* gewichen ist. Im Hochdeutschen zeigen nur noch alte Denkmäler wie die Benediktinerregel und die Murbacher Hymnen das alte Verhältnis, indik. *-mês* neben konj. *-m*, aber in andern ganz alten Denkmälern erscheint *-mês* im Indikativ und Konjunktiv des Präsens; bei wieder andern (so Tatian) begegnen im Indikativ, wie im Konjunktiv Formen auf *-mês*, und auf *-n*; Otfrid hat fast nur die kürzere Form. Mittelhochdeutsch zeigen sich nirgends mehr Spuren der längeren Form.

Im Mittelniederdeutschen zeigen Indikativ wie Konjunktiv Formen auf *-et* und auf *-en*; es hat also wechselseitige Ausgleichung der beiden Modi stattgefunden. Über die Verteilung von *-en* und *-et* im Neuniederdeutschen s. o. § 34.

Die 3. Ps. Pl. des Indik. Präs. hat in mittelhochdeutscher Zeit auf mitteldeutschem Gebiet ihr *-nt* zugunsten des konjunktivischen *-n* (und zugleich des präteritalen *-n*) aufgegeben. Später geschieht dies dann auch im Bairischen und seltener im Alemannischen.

4. Auch der Adhortativus und die 1. Ps. Pl. des Präs. Ind. haben sich beeinflußt. Im ältesten Althochdeutschen sind beide zusammengefallen, so daß der Adhortativ die Endung *-mês* zeigt; er hielt diese sogar fester als der Indikativ: bei Otfrid ist sie noch regelmäßig im Adhortativ vorhanden, während sie im Indi-

kativ sich auf einige Fälle beschränkt hat. Aber schon früh wird — ein eigentlich der Syntax angehörender Vorgang — auch der Konjunktiv in adhortativer Bedeutung verwendet. Die hierfür geltende altsächsische Form auf *-an* könnte alter Adhortativ, aber auch Konjunktiv sein.

5. Beeinflussung präsentischer und präteritaler Endungen zeigt sich in der althochdeutsch nicht seltenen Übertragung des präsentischen *-mês* ins Präteritum, so in der Benediktinerregel, den Murbacher Hymnen, im Tatian. Umgekehrt haben die Formen des Präteritums den Sieg davongetragen, wenn das mhd. *-en* im Indikativ wie im Konjunktiv Präs. ein ahd. *-mês* ersetzte. Im Alemannischen erscheint *-nt* auch im Plural des Präteritums.

§ 334. 1. Besonders folgenreich waren die Einwirkungen, welche die verschiedenartigen Bildungsweisen derselben Person in verschiedenen Verbalklassen aufeinander ausübten. Man hat sehr früh begonnen, den Unterschied auszugleichen, der zwischen dem Präsens Indik. der starken Konjugation und dem Präs. Ind. der schwachen *j*-Konjugation in dem den Endungskonsonanten vorausgehenden Vokal bestand. Im Altsächsischen erscheint nur die Pluralendung *-aḍ*, kein *-eḍ;* es sind also die Formen der *j*-Verba verdrängt worden. Im Althochdeutschen findet sich die Scheidung zwischen *-amês* und *-emês* nur noch in Spuren; im ganzen ist der Unterschied ausgeglichen: in den einen Denkmälern, wie den Murbacher Hymnen, erscheint bei beiden Arten von Verben sowohl *-amês* als *-emês;* in den andern gilt *-amês* (wie im Glossar *Rb*) oder *-emês* (wie bei Isidor) ausschließlich. In der 3. Pers. hat der lautgesetzliche Zustand sich etwas fester gehalten; er liegt noch vor in den Glossaren Pa, K, R und in den Monseer Fragmenten, aber doch ist auch hier früh Ausgleichung eingetreten und zwar der Art, daß im Oberdeutschen *-ant*, im Fränkischen *-ent* den Sieg davonträgt.

2. In der 1. Ps. Sgl. Präs. Ind. ist der Unterschied zwischen *-u* und *-m(n)* im Altniederdeutschen bewahrt worden; im Altniederfränkischen finden sich schon Belege für das Eindringen des konsonantischen Suffixes in die starke Konjugation *(wiṛthon, biddon)*. Im Hochdeutschen kennt Tatian von Verben der *ên*-Klasse Formen auf *u- (eru, habu, sagu); habu* und *sagu* sind dann bei Notker das Herrschende. Seit dem 11. Jahrh. ist besonders im Rheinfränkischen das *-n* auch beim starken Verbum häufig.

Im Mittelniederdeutschen ist die konsonantische Endung verschwunden. Im Mittelhochdeutschen hält sich *-n* in den unthematischen Verben *ich gân-stân-tuon*, denen sich *ich hân, lân* als Analogiebildungen anschließen; sonst besteht keinerlei Unterschied zwischen verschiedenen Klassen mehr: entweder steht überall *-e*, und das ist das Überwiegende, oder überall *-en*. Dieses *-en* eignet besonders dem Fränkischen; auch im Alemannischen ist es verbreitet, kaum im Bairischen. Die Neuzeit hat in der Schriftsprache auch noch das *-n* der unthematischen Verba beseitigt; im Alemannischen wie im Hessischen begegnen Formen, die auf *-e*, und solche, die auf *-en* zurückgehen.

3. Im Präteritum ist sehr früh der Unterschied ausgeglichen worden, der in den Pluralendungen des Indikativs zwischen starken und schwachen Verben bestand: im Altsächsischen und im größten Teile des Althochdeutschen hat das *-un*, *(-ut-)*, *-un* der starken Verba den Sieg über *-ôn*, *-ôt*, *-ôn* der schwachen davongetragen; nur das Alemannische und auf fränkischem Gebiete Isidor und die nfr. Psalmen (vgl. Kögel, AzfdA. XIX, 234) haben die alte Scheidung bewahrt.

4. In der 2. Ps. Sgl. Indik. Prät. ist im Mittelniederdeutschen der Unterschied zwischen starkem und schwachem Verbum ausgeglichen und zwar zugunsten des schwachen *-s(t)*: *du gêves, du wêres*. Im Mittelhochdeutschen dringt *-es (est)* allmählich auch in die starke Flexion ein und behauptet schließlich im Neuhochdeutschen den Sieg (ein alter Beleg schon im fränkischen Gesprächbüchlein 28: *quesasti* = *sahst du*), und zwar mit dem umlautlosen Vokal im Stamm (vereinzelt auch mit dem alten Umlaut: Engl. Komödianten, hsg. von Creizenach 241, 21 *wehrest du*). Umgekehrt finden sich beim schwachen Verbum Bildungen nach dem Muster des starken: *du bræhte, dæhte, ruohte*; dieses *-te* springt dann wieder in die starke Flexion zurück und ergibt Formen wie *du shriuwte, trugte*, oder mit oberdeutschem Abfall des *e*: *du sæcht, spræcht, enphiengt*, vgl. z. B. A. Schönbach, PBB. XXIV, 237; *ward du* Gundacker von Judenburg 451, *hiet du* ebda 610.

1. In dem Konj. Prät. ist auf bairischem Gebiete die Endung der schwachen Flexion auf die starke übertragen worden, und zwar zeigt die neue Bildung teils den ursprünglichen Vokal des Präteritums, teils den Vokal des Präsens, so daß also drei Bildungsweisen neben einander stehen: z. B. von schlagen: *schlueg* —

schlueget — schlaget. Im Altbairischen sind alle drei Arten noch erhalten, öfters noch beim selben Verbum; in Imst, Pernegg, Gottschee ist die Bildungsweise von *schlaget* fast ausschließlich herrschend geworden; nur bei *sein*, *tun* ist noch die alte starke Form bewahrt oder wenigstens die Bildung mit dem Präteritalvokal (Gottschee *bârait* wäre).

Beispiele der neuen Bildung finden sich schon bei Abraham a St. Clara (Erzschelm S. 22 *ich lauffet davon*).

Wenn im Altbairischen die Formen *gang* (gienge), *stand* (stünde) vorkommen, so sind das wohl Ausgleichungen zwischen *gieng(e)* und *ganged*, *stüend(e)* und *standed; *ganged* und **standed* gehen aus von den alten Präsentia *gangen* und *standen.*

Selbst schwache Bildungen haben nachmals die Endung *-et* angenommen: *i schölltet* ich sollte, *wolltet*, *westet* ich wollte, wüßte (s. J. Schiepek, *Satzbau der Egerländer Ma.* I, 153).

Diese schwachen Bildungen von ursprünglich starken Verba sind auch auf alemannischem Boden vielfach vorhanden, ebenso im badischen Oberfränkischen: in Karlsruhe *gaebt*, *kämt*, *nämt.* Im Elsaß tritt an solche Bildungen das Suffix noch einmal an: *gabtit-namtit*, mit Dissimilation *gabtik* und abermaliger Weiterbildung *gabtikt.*

§ 335. 1. Eine letzte Umgestaltung der Endungen wird hervorgebracht durch die Berührung mit dem nachfolgenden Personalpronomen. Am frühesten trat ein solcher Einfluß ein in der 2. Ps. Sgl. Präs. Indik. Aus *gibis du* wird *gibistu;* das konnte wieder aufgelöst werden in *gibist du* (vgl. oben S. 199), unter dem Einfluß von *weistu* neben *weist du.* Dies *-st* tritt im Hochdeutschen im 9. Jahrh. auf im Fränkischen, dann im 10. Jahrh. im Oberdeutschen, wo es dann im Mittelhochdeutschen fast ausnahmslos gilt. Im Mittelniederfränkischen und Neuniederfränkischen herrscht *-s;* im Mittelniederdeutschen herrscht *-st* neben seltenerem *-s*, das aber noch heute in Teilen des Westfälischen vorliegt. Mitteldeutsch ist in der mittleren Periode *-s* häufig; heute ist auch dort *-st* durchgedrungen, außer im Mittelfränkischen. Anfangs ist *-st* auf den Ind. Präs. beschränkt; sehr bald aber erscheint es in allen zweiten Personen des Sgl.

2. Im Mittelhochdeutschen fehlt häufig das schließende *-n* der 1. Ps. Plur. vor nachgestelltem *wir*, offenbar infolge von Angleichung des *n* an das *w: gebe wir*, *gabe wir.* Diese Formen erscheinen in der Schriftsprache bis in das 16. Jahrh. hinein. Wenn

lassen wir in Elberfeld als *loffe* erscheint, so geht das auf *lât we* zurück; ebenso ist *staigmer* in Imst aus mhd. *stîge wir* entstanden. Gottschee hat durchaus den Typus *gebe wir*. Wenn daneben auch die Formen mit bewahrtem *n* häufig sind, so ist Analogiebildung nach den Fällen eingetreten, wo das Pronomen nicht nachfolgte. Im Mittelniederdeutschen fehlt der schließende Konsonant in der ersten wie in der zweiten Person Pl.: *geve wi*, *geve gi;* ob er in der 2. Ps. lautgesetzlich abgefallen ist, oder ob Analogiebildung nach der 1. Ps. vorliegt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

3. Im heutigen Bairischen ist das nachgestellte Pronomen vielfältig geradezu an das Verbum angewachsen, so daß es lediglich als Endung empfunden wird und noch einmal ein selbständiges Pronomen zugefügt werden muß: so *mîr hammer* (wir haben), *mîr gemmer* (wir geben); *esz gebts*, *lebts esz* (*esz* die alte 2. Ps. des Duals).

§ 336. 1. Die Endung des Infinitivs ist urdeutsch *-n:* ahd. *geban*, mhd. *geben*. Mhd. erscheint auch eine Form auf *-nt: gebent*, *lebent*, *ougent*, besonders auf mitteldeutschem und niederdeutschem Gebiet, die hauptsächlich substantivisch verwendet wird.

Dazu treten auch Gerundivformen mit *-d* im Mittelhochdeutschen auf: *ze lebende* ausgehend von den Formen auf *-nt* (mit Auslautswechsel); aus *daz buoch ist ze lesende* entstand dann die neuhochdeutsche Konstruktion: *das zu lesende Buch*, eine Konstruktion, die wohl nur der Schriftsprache, niemals der lebendigen Rede angehört hat.

2. Die germanischen Endungen des Partiz. Präs. sind *-nd* für M. und N., *-ndi* für das Feminin. In geschichtlicher Zeit sind M. und N. durch das Feminin. gleichfalls in die *ja*-Flexion hinübergeführt worden, also as. ahd. *gebanti* für alle drei Geschlechter. Substantivische Reste der alten konsonantischen Flexion liegen namentlich im As. vor: *(wapan-)berand*, *heliand*, *hettiand*, *leriand*, *(seo-, wag-)lidand*, *neriand*, *radand*, *waldand*, *wigand*. Aber auch im Ahd.: *heilant*, *helfant*, *lantpuant*, *scepfant*, *wigant*, sowie in Eigennamen wie *Frummand*, *Nendend*, *Throand*, *Waldand*, *Werdant* (R. Koegel, AnzfdA. XIX, 5).

Im Mittelhochdeutschen finden sich auch Formen ohne *-de: lachen* = *lachende* (s. oben S. 184), denen in Mediasch (Siebenbürgen) der regelmäßige Ausgang *-en* entspricht.

In Formen wie *gênde*, *sênde* (aus *sehende*) war das Suffix

nicht deutlich, daher sind nach Analogie deutlichere Formen **gênende, *sênende* geschaffen, die Grundlage von Formen wie thüringisch *gēning (-ing < -ende)* im Gehen, *drening* drehkrank, *farningk* in Fahren, *sitzening* im Sitzen (vgl. K. Herterich, ZsfhdMaa. 1906, 374), schlesisch *stinich* stehend; s. § 312.

Das Präfix des Partizipium Präteriti.

§ 337. 1. Ein Präfix als Hilfsmittel der Flexion findet sich nur im Partizipium Präteriti. Schon im Urdeutschen hat sich die Vorsilbe *ga-* (*gi-*) als Kennzeichen dieser Form ausgebildet, soweit es sich um einfache Verba handelt. Verba, die schon mit einem untrennbaren Präfix zusammengesetzt sind, bleiben stets ohne das Präfix *ge-*: *erfunden, entnommen, vermieden, überanstrengt,* da hier die Vorbedingung fehlte, da es kein *ge-erfinden, ge-entnehmen, ge-vermeiden* gab. Nur da, wo das Präfix durch Synkope für das Sprachgefühl ein Teil des Stammes geworden, konnte im Part. Präs. *ge-* vortreten: *geblieben, geglaubt, gefressen,* mundartl. *gebhalte* (behalten), in Gottschee *gevrekket* (verreckt).

2. Auch von einfachen Verben finden sich in geschichtlicher Zeit noch Partizipia Präteriti ohne *g*: im Altniederdeutschen und Althochdeutschen fehlt es noch bei *brengian* (*bringan*), *findan, kuman, werthan*, lauter Verben, bei denen in den älteren Sprachquellen keine Zusammensetzungen mit *ge-* gebildet werden und denen sie von Hause aus wegen ihrer Bedeutung als Verba perfektiva nicht zukommen konnten. Zu jenen gemeinsamen Beispielen kommen noch im Altniederdeutschen Belege der Partizipia *kennid, lôsôt, neglid*, sowie die zu Adjektiven gewordenen Partizipia *druncan, hêtan, wundan*, im Althochdeutschen das Verbum *treffan*, das altniederdeutsch nicht belegt ist, dazu vereinzeltes andere.

Im Mittel- und Neuniederdeutschen ist das Präfix vielfach wieder geschwunden (s. o. S. 176, 3; *rothe Erde = gerodete Erde,* F. Jostes, AzfdA. XXII, 400). Im Mittelhochdeutschen sind noch die gleichen Verba wie im Althochdeutschen meist im Partizip ohne *ge-*; zu ihnen gesellen sich *geben, lâzen* und vereinzelte andere. Im Neuhochdeutschen wird das *ge-* auch bei den Partizipia von alten Perfektiven, wie *finden, kommen, werden*, nach und nach durchgeführt; seit dem 18. Jahrh. sind die präfixlosen Formen geschwunden bis auf die Form *worden*; im Alem. noch meist eine Form, die aus mhd. *komen* entstanden ist; in Biblis bei Worms

besteht noch *funne* neben *gefunne*, in Gottschee noch *funnen, gaben* gegeben, *khamen* gekommen, *prucht* gebracht. Auch im Odenwald noch *brōcht, funne* (*gewe, kume, troffe*).

3. Partizipia ohne *ge-* liegen vor in Adjektiven: as. ahd. *druncan*, as. *armscapan, fûsid*, ahd. *wuntane bouga*, mhd. *wânschaffen, wintschaffen*, nhd. *altbacken, neubacken, rechtschaffen.*

4. Versteckt liegt die alte Form ohne *ge-* in der Verbindung: *ich habe ihn kommen lassen* vor; nachdem die Form *lassen* vom Sprachgefühl zum Infinitiv umgedeutet worden, bildete man danach: *ich habe ihn gehen heissen, singen hören.*

5. In *gegessen* ist das Präfix noch einmal vorgetreten, weil die Form *gessen* durch die Zusammenziehung undeutlich geworden war (nordthür. *jëëssen*). Ebenso in Pernegg *geghört, gegreut* gereut, *gegwent* gewöhnt.

6. Umgekehrt haben seit dem Ausgang des 16. Jahrhs. die Verba auf *-ieren* das *ge-* verloren, wie überhaupt alle Verba, die den Ton nicht auf der ersten Silbe haben: *marschiert, genehmigt* (wo Nominalpräfix, nicht Verbalpräfix vorliegt); es heißt also *liebkóst, offenbárt, willfáhrt*, aber *geliebkost, geóffenbart, gewíllfahrt.* Diese Entwickelung ging aus von den Präfixkomposita, deren massenhaftes Auftreten die Empfindung hervorrief, daß der unbetonten Silbe das *ge-* zu fehlen habe.

Mundartlich finden sich bei Verben auf *-ieren* auch noch Bildungen mit *ge-*: in Visperterminen *gspaziert, gspendiert*, altbair. *gstudiert*; über Pernegg bemerkt Pr. Lessiak (PBB. XXVIII, 211): «die Fremdwörter auf *-ieren* bilden ihre Laute in der Regel ohne *ge-*»; es gibt dort also auch solche mit *ge-*; vogtländ. *gebegsiert.*

Vgl. G. Maier, *Das ge-Partizip im Neuhochdeutschen.* ZsfdWf. I, 281. — P. Pietsch, *Zs. d. Allg. Deutschen Sprachvereins* 1906, 135. 357.

Besondere Flexionsweisen.

Reste der unthematischen Flexion.

§ 338. *gên* und *stên.*

1. Im Präsens Indikativ, im Infinitiv und im Partizipium Präsentis stehen in den ältern Sprachen wie in den heutigen Mundarten Formen mit *â* und mit *ê* nebeneinander (im Konjunktiv gilt nur *ê*). Die *â*-Formen gelten im Alemannischen, ferner wohl allgemein im Niederdeutschen, die *ê*-Formen im Bairischen, im allgemeinen im Fränkischen (und sonst im Md.?).

Vgl. K. Bohnenberger, *Über gât/gêt im Bairischen.* PBB. XXII, 209. — Otto Mendius, *Gân und stân im Memento Mori.* PBB. XXVII, 205. — F. Panzer, *Hilde-Gudrun,* S. 11. — C. Kraus, *Abhandlungen zur germanischen Philologie.* Festgabe f. R. Heinzel, S. 152. — K. Zwierzina, ebda., 467.

2. Ursprünglich ist aber wohl *â* und *ê* im selben Paradigma vertreten gewesen. Bei Otfrid kommt in der 2. Ps. Sgl. überhaupt keine Form mit *â* vor; im Altnd. erscheint die *ê*-Form nur in der 2. und 3. Ps. Sgl., im Cottonianus des Heliand gilt sie hier ausschließlich, im Monacensis steht sie neben häufigerem *â*. Im südlichsten Alemannischen scheint es noch heute *gêt*, aber *gân* zu heißen (PBB. XXII, 215 Anm.). Danach wird die *ê*-Form ursprünglich der 2. und 3. Ps. Sgl., die *â*-Form den übrigen Formen angehört haben.

3. In der 2. und 3. Ps. Sgl. erscheint ferner eine Form *geis(t), geit — steis(t), steit.* Bei Otfrid ist *geist, steist* die einzige Form der 2. Ps. Sgl., in der 3. Ps. steht *geit, steit* neben *gât, stât.* Die *ei*-Formen sind dann überhaupt wesentlich mittelfränkisch und rheinfränkisch (G. Ehrismann, ZsfdPh. XXXV, 103), aber auch niederdeutsch, und sie kommen auch schweizerisch vor (Visperterminen *gâ — geiš — geid, stâ — steiš — steid;* ebenso Herzogenbuchsee). Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese *ei*-Formen lautlich aus den Formen mit *-ê* hervorgegangen sind (O. Behaghel, *Eneide* XCIV; vgl. aber auch W. Braune, *Ahd. Gramm.* S. 26; W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik* III, 65).

4. Neben *gên* und *stên* liegen die Formen ahd. *gangan* und *standan.* Im Präsens treten diese Formen schon mhd. stark zurück; in den heutigen Mundarten sind sie im größten Teil des Gebiets untergegangen. Im Alemannischen bestehen sie neben den Formen von *gên* und *stên* in der 1. Ps. Sgl. und in der 1. und 2. Ps. Plur. des Präs. Ind., sowie im Imperativ (hier überwiegend); und sie bilden regelmäßig den Konj. Präs. Im Bairischen gilt die längere Form in der 1. und 3. Ps. Plur. im Altbairischen und in Nürnberg, neben den kürzeren in Imst.

5. Das Präteritum und das Partizipium Präteriti werden regelmäßig von den längeren Formen gebildet: *gieng — stuont, gigangen — gistanden.* Doch bildet das Mittelhochdeutsche vom Präs. *gân* aus ein Prät. *gie* (das dann ein *vie, hie* neben *vienc, hienc* nach sich zieht), vereinzelt auch eine Form *stie* (z. B. Zs. des Vereins für Volkskunde 1908, 57, v. 102 *stie : nie*).

6. Bisweilen beeinflussen sich die Präterita der beiden Verba.

Nur im Vokal, wenn nd. *gung* nach *stunn* gebildet wird; im Konsonanten, wenn im Altbair. zu *mir gehngen* gebildet wird *mir stehngen* (wegen des Umlauts s. S. 134) oder auf nd. Boden die Form *stöngen* stunden belegt ist; in Vokal und Konsonant, wenn Visperterminen und Herzogenbuchsee den Konj. Prät. *stieng* aufweisen und in Pernegg und Gottschee der Konj. Prät. *geanget, geangait — steanget, steangait* lautet.

7. Im Infinitiv sowie in der 1. und 3. Ps. Plur. erscheinen auf alemannischem und bairischem, aber auch auf fränkischem Boden die Formen *gene(n) — stene(n):* die alten einsilbigen Formen ließen die Endungen nicht deutlich genug hervortreten; so werden sie nach dem Muster der mehrsilbigen aufs neue angefügt.

8. Zu *ich gie* erscheinen mhd. auch *du gie* du gingst; *ich gie* ich ginge (vgl. F. Bech, ZsfdPh. XXIX, 338; Gundacker von Judenburg 527. 637. Danach auch *du emphie* ebda. 400. 527).

§ 339. tun.

1. Das ahd. Paradigma des Präs. Indik. ist: *tuom — tuost — tuot; tuom(ês) — tuot — tuont.* Dem entspricht das regelrechte mhd. Paradigma und das des Nhd.; nur ist im Nhd. aus *tuon tue* geworden unter Angleichung an die normale 1. Ps. Sgl.

Andere Angleichungen an die thematischen Verba sind der Plural *duad*, der im Alts. belegt ist, der Sgl. *tuis* bei Tatian, *duis, duit* bei Otfrid.

2. Im Mfr. und Nd. scheint seit der mittleren Periode für die 2. und 3. Ps. Sgl. des Präs. Ind. ziemlich allgemein die Form *deis — deit* zu gelten, während dem Alts. diese Form fremd ist.

3. Seit dem spätern Mhd. erscheinen im Bairischen Präsensformen mit einem Vokal, der altem *â* entspricht, und andere, deren Vokal auf altem *ei* beruht, und zwar im Plural des Präs. Ind. und im Infinitiv. Die Form mit *ei* ist im Altbairischen, in kärntischen Mundarten, in Steiermark (vgl. Zs. für österr. Volkskunde, XII, 125) vertreten; ältere Belege s. O. Brenner, PBB. XIX, 415; O. Zingerle, Gött. gelehrte Nachrichten 1899, 856.

Die Form mit altem *â* ist Analogiebildung nach *haben; hâten : hân = tâten : tân.* Die Form mit *ei* ist bis jetzt in ihrer Entstehung unklar.

4. Im Indik. Plur. des Präs. zeigt das Alemannische und Bairische zumeist den Umlaut (vgl. S. 134): z. B. in Visperterminen *tien — tiet — tiend;* altbair. *teən — teəts — teən*, umgelautet aus *taen — taets — taen* (Formen des Stammes mit *ai*).

5. Der Konj. Präs. wird auf alemannischem Boden seit Notker durch eine Form *tuoje* gebildet (vgl. R. Koegel, PBB. IX, 509), also z. B. in Zürich *i tüeg*, in Sulden *tüöi*.

6. Das Präteritum lautet ahd. *teta-tâti-teta; tâtum-tâtut-tâtun;*[1]) Konj. *tâti teta* erscheint mhd. als *tëte* und *tęte* (s. K. Zwierzina, ZsfdA. XLIV, 101), wobei das geschlossene *e* wohl vor dem *i* der Konjunktivendung entstanden ist. Hier ist später Ausgleichung in doppelter Richtung eingetreten. Einerseits wird schon im 13. Jahrh. ein Plural *tëten*, ein Konj. *tëte* gebildet, anderseits kommt mit dem 14. Jahrh. ein Sgl. *tât* auf, der nhd. die Herrschaft gewinnt.

§ 340. *sein.*

Vgl. DW. X, 228. — F. Kuntze, *Das Verbum substantivum im Germanischen.* ZsfdU. IX, 314. — Theod. Schachner, *Das Zeitwort sein in den hochdeutschen Mundarten.* Gießener Diss. 1908 (der noch ungedruckte Teil ist von mir in der Handschrift benützt). — W. van Helten, *Zum Verbum substantivum.* PBB. XXXV, 291.

1. An der Bildung des Verbum Substantivum sind im Deutschen von Anfang an drei Wurzeln beteiligt: *beu-*, *es-* und *wes-*.

Die Wurzel *beu-* tritt nirgends allein auf, sondern nur kontaminiert mit der Wurzel *es-* und ist ursprünglich beschränkt auf die beiden ersten Personen des Singulars und des Plurals im Präsens Ind. Die Wurzel *es-* tritt nur im Präsens auf, und zwar teils in reiner Gestalt, entweder in der vollen Form *es-* oder in der Schwundstufe *s-*, teils kontaminiert mit der Wurzel *beu-*. Die Form *es-* erscheint in der 3. Pers. Sgl., die Form *s-* in der 3. Pers. Plur. Ind. und im ganzen Konjunktiv; die Mischform in den beiden ersten Pers. von Singular und Plural Ind. Die Wurzel *wes-* bildet Imperativ, Infinitiv, die Partizipia und das ganze Präteritum und erscheint vereinzelt im Präsens.

2. Vor dem Auftreten unserer Quellen hat das Paradigma etwa so gelautet:

im-biu-bis-ist; birum-birut-sind, sî-sîs-sî; sîm-sît-sîn.

was-wâri-was; wârum-wârut-wârun.

wâri-wâris-wâri; wârîn-wârît-wârîn, wis-wesan-wesanti-giwesan.

3. In der 1. Pers. Sgl. Präs. Ind. haben wohl noch **im* und **biu* nebeneinander bestanden, denn As. und Ahd. stimmen nicht zusammen; sie haben vielmehr die beiden genannten Formen in verschiedener Weise verschmolzen: as. *bium*, ahd. *bim*.

4. Für die 3. Pers. Sgl. hat vielleicht schon die Nebenform *is*

[1]) Geht *tâtun* aus **dêdun* unmittelbar auf ein älteres **dededun* zurück, in dem das mittlere *d* durch Dissimilation verloren ging? Vgl. S. 245.

bestanden; sie kann entstanden sein unter dem Einfluß der Präterito-Präsentia, oder aber sie ist nach S. 199 zu erklären. Für die 3. Pers. Pl. bestand die Nebenform *sindun*, in Angleichung an die Präterito-Präsentia, denen die 1. u. 2. Pers. Pl. schon nahe standen.

5. Das so gestaltete Paradigma ist im wesentlichen zugleich das althochdeutsche, doch hat das Ahd. keine Form *is; sind* und *sindun* bestehen nebeneinander.

6. Die weitere Entwicklung wird namentlich dadurch bestimmt, daß die Formen der Wurzeln *beu-* und *wes-* zurückweichen, die Wurzel *es-* vordringt und zwar in der Weise, daß der Konjunktivstamm *sî-* mehr und mehr an Gebiet gewinnt.

7. Die Wurzel *wes-* bildet noch im Mnd. und Mhd. Präsensformen, verschwindet aber alsdann aus dem Präsens. Die *b*-Formen des Präsens Plur. sind im Alts. nicht mehr vorhanden, sondern durch *sind* oder *sindun* ersetzt, in Angleichung an die 3. Pers. Plur., mit der im übrigen Verbalsystem die 1. u. 2. Ps. gleich lauten. Aber in solchen Gebieten des Altnd., die nicht durch literarische Quellen vertreten sind, waren die *b*-Formen doch wohl vorhanden, denn im Mnd. kommt *bint, bunt, binnen* vor, allerdings gerade in der 3. Pers. Pl., der die *b*-Form ursprünglich fremd ist (oder nach Nr. 9 zu erklären?). Im Mhd. reichen die *b*-Formen des Plurals namentlich auf bairischem Boden bis ins 13. Jahrh. hinein, verschwinden aber dann auch hier.

8. Die Form *sî-* des Konj. dringt zunächst in den Infinitiv ein. Hier erscheint sie schon bei Isidor und Otfrid (nicht im Tatian und im Altnd.). Dann greift *sît* Platz im Imperativ bei Otfrid und Notker; weiterhin dringt *sîn-sît* im Mhd. und Mnd. in die erste und zweite Pers. Pl. Ind. ein (ein altes Beispiel von *sîn* Memento mori 18, 4).

Im Mhd. (nicht im Mnd.) begegnen dann die Partizipia *sînde* und *gesîn*; *gesîn* hat heute in einem größeren Teil des Gebiets ziemlich die Alleinherrschaft, nämlich im Hochalemannischen und Niederalemannischen (mit Ausnahme des Allgäuischen und Unterelsässischen) und im südwestlichen Schwaben. Im Mnd. wird weiter der Sgl. des Imper. mit *sî* gebildet, was im spätern Mhd. vereinzelt begegnet, dann aber in der Schriftsprache den Sieg davonträgt; in zahlreichen Mundarten dagegen ist die alte Form (*bis* aus *wis*) noch bewahrt: im Hochalemannischen, teilweise im rechtsrheinischen Niederalemannischen (mehrfach in der Form *bisch*)

und im Schwäbischen, im Oberelsässischen, in Tirol (neben *sei*), im Winkel zwischen Donau und Lech und in Niederbaiern (in der Form *bi*), im Obersächsischen (in den Formen *bis* und *bi*), im Schlesischen.

9. In nhd. Zeit dringt die *s*-Form auch in die 1. Pers. Sgl. ein: *ich sein* (*sin, sing, seng*), die Hauptform des Westmd.; endlich tritt im Rheinfränkischen auch in der 2. Pers. Sgl. Ind. die Form *seist* auf, neben den *b*-Formen. Das Eindringen von *ich sin* neben *ich bin* hat im Mittelfränkischen die Folge gehabt, daß umgekehrt die Form *bin* auch für die Formen des Indik. Präs. im Plural gebraucht wird: die Gleichwertigkeit der beiden Formen in der einen Funktion hat ihre Gleichwertigkeit auch in der andern Funktion herbeigeführt.

10. Ausgleichung zwischen verschiedenen Anlauten ist im Imperativ erfolgt: die Form *wis* ist schon mhd. vielfach zu *bis* geworden, und *bis* hat in der neueren Zeit kein *wis* mehr neben sich.

11. Ausgleichung innerhalb desselben Stammes hat mehrfach stattgefunden: wir *sîn* — sie *sint* ist in doppelter Richtung ausgeglichen worden, da sonst kein Unterschied des Stammvokals zwischen 1. u. 3. Pers. Pl. besteht. Einerseits lauten beide Formen (wir) *sîn* — (sie) *sîn*; so im Md. schon in mhd. Zeit, heute insbesondere im Schlesischen, dann im Bairischen der neueren Zeit; anderseits tritt *sind* (*sinn*) für beide Formen ein, so im Alemannischen, im oberdeutschen Fränkischen, im Obersächsischen. Daneben steht dann, insbesondere in bairischen Quellen des älteren Nhd., die Mischform *seind* für erste und dritte Person. Vereinzelt ist noch der Unterschied zwischen der 1. Pers. und der 3. Pers. gewahrt: so in Rima und Pommat, im Cimbrischen, in Oberösterreich (St. Georgen, Pilgersham), in Pernegg und Gottschee. Auch Schottel kennt noch einen Unterschied.

Auf alemannischem Boden ist der Imper. *bis* vielfach der 2. Ps. Präs. Indik. angeglichen worden (= *bisch*). Oder liegen syntaktische Einflüsse vor? (*bis rüewic = bist du rüewic?*).

was — wâren ist im allgemeinen zu *war — waren* ausgeglichen worden; im 15., 16. Jahrh. ist das Umgehehrte nicht selten: *was — wâsen.*

12. Weit verbreitet ist im Bairischen die Form des Infinitivs *sainen,* nach dem Muster der regelmäßigen Infinitive gebildet (vgl. oben § 338, 7).

13. Nach dem Muster anderer Verba sind die insbesondere

alemannisch auftretenden Konjunktivformen *ste, sîge* gebildet (s. S. 250). Diese Nebenformen neben den einsilbigen Formen sind dann neben diesen in alemannischen Quellen des Mhd. und des ältern Nhd. auch im Indikativ verwendet worden, angezogen wohl durch umgelautete Indikativformen (s. S. 134).

14. Das Part. Prät. von der Wurzel *wes-* (über seine Verdrängung durch *gesîn* s. oben Nr. 8) ist teilweise in die schwache Flexion übergetreten: *gewest*; diese Bildung findet sich auf allen hd. Gebieten vertreten, insbesondere aber im Wmd., im Obersächsischen und Schlesischen; auch im Nd. steht beides nebeneinander, sogar in derselben Mundart (so in Soest).

Diese schwache Bildung erfährt dann oberpfälzisch wieder Umbildung nach der starken Flexion: *gewesten* (vgl. *gehatten* unten S. 281).

15. Einige Formen verdanken ihre Gestalt der Verwendung in nichthochtoniger Stellung. So wird mhd. *birn* (aus *birun*) zu *bin*; bair. *sie san* geht auf unbetontes *sain* zurück, und *han*, das bair. mehrfach belegt ist, entsteht aus *san*, indem das breite *s* (s. S. 216) zu *h* abgeschwächt wird (vgl. die Behandlung des anlautenden *s* in *sollen*, S. 216 Anm.).

16. Eine Reihe von Formen entsteht durch Verschiebung der Wortgrenze (s. S. 199). Einesteils verliert so eine Form einen auslautenden Dental. So erscheint *ist* vereinzelt im Mhd., dann in größerem Umfang in den heutigen Mundarten als *is*, und zwar ist *is* ziemlich allgemein bairisch (in Imst *ist* neben *is*, in Gottschee *išt*) und im größten Teil von Mitteldeutschland. Ferner wandelt sich alem. *du bischt*, *er ischt* in weitem Umfang zu *bisch*, *isch*, Formen, die auch in oberdeutschem Fränkisch erscheinen. Endlich entsteht so (z. B. in der Gegend von Karlsruhe) *sinn* aus *sint*.

Umgekehrt erscheint eine Form um *d* vermehrt in dem mhd. begegnenden *du wērd* du warst (< *wês* < *waere*).

Anderseits ist auslautendes *s* verloren in der Imperativform *bi*, die im Winkel zwischen Donau und Lech, in Niederbaiern, im Vogtland, in West- und Nordböhmen auftritt, Schachner, S. 14 (entstanden in Wendungen wie *bis so guet*, *bis stāt*).

17. Die ostfränkische Form *it* (= ist) ist durch Dissimilation im Satzzusammenhang entstanden, aus *ist sie* und *ist's* (seine Erklärung in den Beiträgen zur deutschen Lautlehre, Gießener Diss. 1898, S. 22 erhält W. Horn nicht mehr aufrecht.)

Verba mit teilweisem Übertritt in die Klasse der unthematischen Verba.

§ 341. lassen.

1. Im späteren Ahd. kommen verkürzte Formen vor und zwar der Imperativ *lâ* und das Präteritum *lie*, also nur Formen, in denen *z* am Silbenschluß stand. Der Schwund des *z* ist wohl eingetreten durch Dissimilation in der Verbindung *lâz iz*, *liez iz*, wie mhd. *deiz* aus **da iz* aus *daz iz* entstanden ist (s. S. 192). Von diesen Kurzformen aus ist im Mhd. dann ein ganzes Präsensparadigma nach dem Muster von *gân*, *stân* geschaffen, sowie ein Prät. *gilân*. Heute sind diese Kurzformen (neben den längeren; auch im Schwäb.?) dem alemannischen Gebiet zu eigen, und sind wohl immer nur in diesem Gebiet bodenständig gewesen, denn nur hier bestanden die vorbildlichen *â*-Formen von *gehn* und *stehn*.

2. In der 2. und 3. Ps. Sgl. findet sich auch der Umlaut: *laest* — *laet*, nach dem Muster der unverkürzten Formen. Im Prät. findet sich auch eine zweite Person *du lie* (vgl. F. Bech, ZsfdPh. XXIX, 338).

3. Die Form *lie* berührt sich aber auch mit *vie*, und so erscheint schon im ältern und dann im heutigen Alem. auch der Imperativ *lach* (K. Weinhold, *Mhd. Gramm.*[2], 374). Endlich fällt *lân* mit *hân* im Präsens zusammen, daher in Visperterminen der Konj. Prät. *letti* nach *hetti* (neben *liesz* und *lessti*).

§ 342. haben.

Vgl. Ed. Schroeder, ZsfdA. XXXVIII, 98. — G. Ehrismann, PBB. XXII, 298; ZsfdPh. XXXIII, 512. — K. Zwierzina, ZsfdA. XLIV, 401.

1. haben weist im Altnd. in der 1. Ps. Sgl. Präs. Ind., im Plural des Ind., im Konj. Präs., im Infinitiv nur Bildungen nach der *j*-Klasse auf: *hebbiu* — *hebbiat* — *hebbie*, *hebbien*. In der 2. und 3. Ps. Sgl. Ind. Präs. stehen Formen der *ē*-Verba (*habes* — *habas*, *habed* — *habad*) neben Mischbildungen aus *j*-Flexion und *ē*-Flexion: *habis* — *habit*. Im Prät. und Part. Prät. steht eine Form ohne Bindevokal: *habda* — *bihabd*, teilweise schon assimiliert: *hadda* — *bihadd*.

2. Von diesen Formen sind *habes* — *habas*, *habet* — *habat* später untergegangen; die gewöhnlichen mnd. Formen der 2. und 3. Ps. sind *hevest*, *hevet*, die dann auch im Neund. sich fortsetzen. Hier ist der Umlaut entweder das Ergebnis einer zweiten Umlautsperiode (s. S. 136), die in *habis* — *habit* nachträglich den Um-

laut durchgeführt hat, oder der Umlaut ist nach dem Vorbild der übrigen Formen eingetreten.

3. Im Ahd. ist *habên* ein regelmäßig durchflektiertes Verb der *ê*-Klasse. Daneben stehen Bildungen nach der *j*-Klasse: *hebis — hebit — hebita;* daraus entstehen im Mhd. die alemannischen Formen *er heit*, Prät. *heite*, vgl. *gibit* > *gît* (s. § 242). Im Prät. tritt ahd. auch die Form *hapta* in md. Quellen auf, woraus *hatte* der mhd. Mundarten entsteht, und es muß auch ein Part. *gehabd* bestanden haben, als Vorläufer des spätern md. *gehat.*

4. Seit dem 11. Jahrh. finden sich im ahd. verkürzte Formen des Präsens Ind.: *hâst — hât — hân — hât — hânt.* Die Verkürzung ist die Folge der Unbetontheit, die sich ergab, wenn haben in der Perfektumschreibung verwendet wurde. Die Plusquamperfektbildung *(ich war gekommen, ich hatte gebracht)* wird erst später häufiger, und so erscheinen gekürzte Formen des Präteritums erst mhd.: *habete* > *hâte*, wie die gewöhnliche mhd. Form lautet.

5. Neben *hâte* erscheinen mhd. außer *heite* (s. Nr. 3) die Präteritalformen *haete, hête-hêt, hęte-hët, hiete.* Von diesen erklärt sich *hêt* aus *hête*, *hët* aus *hête* nach Nr. 6, *haete* aus *hâte* nach Nr. 7, *hête* selber ist Analogiebildung nach *tête*, denn *tâten: tête* = *hâten: hête; hiete,* zu dem Konj. Prät. *hiet* des heutigen Bairischen gehört, verdankt sein *ie* der teilweisen Nachbildung von *gân-gie, lân-lie;* vgl. *ich chient* unten S. 283, 4. Schwierigkeiten bereitet die Form *hête;* man möchte sie auf **hębêta* zurückführen, und dieses könnte Mischform aus *habêta* und *hebita* sein.

6. Die Unbetontheit hat auch in den gekürzten Formen noch weiter gewirkt. Einerseits in den Formen des Präsens, indem der lange Stammvokal gekürzt wird; zum Teil vor der Wandlung des *â* zu *ô:* so entstehen die alemannischen Formen wie *ich hâ*, aus **hăn*, Infin. *hâ;* ferner die Form *du hăst, er hăt;* zum Teil nach der Trübung: so bildet sich die Form *er hŏt, ich hŏn* in Imst, die hessische Form *ich hun.* Anderseits im Präteritum, indem *-e* nach der tieftonig gewordenen Stammsilbe abfällt: *hêt — hët.*

7. Eine erhebliche Rolle spielt der Umlaut der Stammsilbe durch das nachstehende Pronomen; so ergeben sich *ich hä* (auf alemannischem Gebiet) und die weitverbreiteten, namentlich alemannischen Formen wir *hen*, ihr *hent*, sie *hen*, sowie das Prät. Ind. *ich haete.* Aber auch die Formen *häsch-hesch, hät-het* des

Alemannischen (aber auch z. B. in Stiege) sind so zu erklären, aus *hâst in, hâst iz — hât in, hât iz*, wobei der geschlossene Laut der früheren, der offene Laut der späteren Schicht des Umlauts entspricht.

8. Die 1. Pers. Sgl. hat schon bei Tatian eine Umbildung nach dem Muster des Präs. auf *-u* erfahren: *habu;* und diese Form ist z. B. im Fränkischen, in Baden und in der Pfalz, in großen Teilen des Bairischen, wie in der Schriftsprache, die herrschende geworden; daneben haben zahlreiche Mundarten, wie das Alemannische, Nürnberg, Hessen, eine Vertretung der Form *hân* aufzuweisen. Die hessisch und thüringisch vorkommenden Formen *heist-heit* sind Bildungen nach *geist, steist—geit, steit.*

9. Das Alem. hat im Konj. Präs. die Form *heige-heig* seit der mhd. Zeit aufzuweisen, das entweder eine Verschmelzung von *habe* + *eige* (von altem *eigan* = haben) ist, oder nach § 242 sich erklärt. Dazu gibt es dann jüngere Indikativformen *hein-heithein*, die nach dem Muster Konj. *sîge:* Ind. *sîn* gebildet sind.

10. Im Part. Prät. erscheint schon mhd. eine starke Form *gehân*, aus deren Verkürzung alem. *g'hâ* (< *gehăn*) entsteht. Dann hat in nhd. Zeit das Alem. die starke Form *g'häbe* geschaffen (mit Umlaut, weil im Präs. umgelautete und unumgelautete Formen nebeneinander standen), und die md. Form *gehat* hat eine Anbildung an die starke Flexion erfahren: *gehatten, gehatte,* (s. auch *gewesten* S. 278, 14), in Handschuhsheim, im Taubergrund, in der Mainzer Gegend, im Vogtland (vgl. Theod. Schachner, Das Zeitwort *sein* in den hochdeutschen Mundarten S. 22).

Die Form *khöt* in Imst ist wohl im Anschluß an das vorauszusetzende Prät. *hëte* entstanden; die alem. Form *g'hen* ist für älteres *gehăn* eingetreten, weil im Präs. *hăn* und *hĕn* als gleichwertig nebeneinander standen. Die Form *gehŏt* in Gottschee geht auf *gehât* zurück, eine schwache Umbildung vom Präs. *hân.*

Die Präterito-Präsentia und *wollen.*

§ 343. Unter dem Einfluß der Unbetontheit finden Schwächungen, Angleichungen und Kürzungen statt, die über das Maß des sonst Zulässigen hinausgehen: ahd. *sal* (aus *skal*) > mhd. *sol* (das nd. und md. bleibt bei der Form *sal*); mhd. *du wilt* > alem. du *witt;* ich *sollte, wollte* (Konj.) > alem. ich *sott, wott.* Neben *wir mugen* erscheint im Alemannischen mhd. *wir mun (munt)*, heute noch vereinzelt *wir mönd;* wir *müezen* > alem. *müend,* dazu in Sulgen wegen der Übereinstimmung mit *tüend* (tun) ein neuer

Sgl. *ich muo*, in Nürnberg neben betontem *meisen* unbetontes *mein* oder *meiṅ*; mnd. wir *scolen* > *scon*, mhd. alem. *sun*, *son*; wir *wellen* mhd. und neualem. wir *wen*.

§ 244. 1. Die Plurale der Präteritopräsentia zeigen seit dem Mhd. umgelautete Formen neben den umlautslosen; der Umlaut stammt von dem nachgestellten Pronomen personale (s. S. 134). Der Gedanke, daß der Umlaut aus dem Konjunktiv stamme, ist abzulehnen. Denn eine syntaktische Berührung zwischen dem Indik. und Konj. Präsens findet im selbständigen Satz nicht statt, da der Konj. Präs. hier überhaupt kaum je gebraucht war; es ist vielmehr der Konj. Prät., der sich im selbständigen Satz mit dem Indik. Präs. in der Bedeutung berührt. So würde auch der Sieg des Konjunktivvokals ganz unverständlich sein, denn der Indikativ kam im Haupt- wie im Nebensatz vor, war also zweifellos viel häufiger.

Wenn dagegen im Indikativ schon lautgesetzlich auch Formen mit Umlaut vorhanden waren, so wurden naturgemäß die Formen ohne Umlaut ausgeschieden, die nur in einem der Modi vorkamen. Die heutigen Mundarten haben von den Doppelformen des Plurals überwiegend die mit Umlaut verallgemeinert, zum Teil die ohne Umlaut festgehalten. Am weitesten verbreitet ist die Form ohne Umlaut bei *sollen*, wo sie eine Stütze an dem Singular *ich soll* hatte; bei den meisten Verben bestand ein stärkerer Unterschied zwischen Singular- und Pluralvokal, daher fehlte es an einer solchen Anlehnung. Doch ist *gunnen* süddeutsch viel verbreitet, *chunnen* alem. vertreten.

2. Auch die 1. Ps. Sgl. zeigt Umlaut vor dem nachgestellten *ich*: so ahd. *meg ih*, *scel iz*; mnd. *ik der* (neben *ik dar* und *dor*), mnd. sowie hd. in vielen Mundarten, bes. bairisch, *ich derf*, im hessischen Mundarten auch *ich sel*.

§ 345. Mehrfach hat Ausgleich zwischen den Vokalen des Singulars und des Plurals stattgefunden. Das Mnd. bildete so *ik dor* ich getraue mich, mit dem Vokal des Plurals, und umgekehrt zu *ik der* einen Plural *wi derren*. Zu *ich derf* bilden bairische und alemannische Mundarten einen Plural *wir derfen*; Imst hat *ich darf* — *mer darfe*. Wo das Bairische und Alemannische zu *kan* den Plural *können (kennen)* aufweist, kann diese Form nicht gleichwertig sein mit nhd. *können*, wo *ö* die md. Entsprechung für älteres *ü* ist, sondern sie muß durch Umlaut aus **wir kannen* entstanden sein, eine Angleichung an den Sgl. *kann*.

In einer Gottscheer Ortsmundart ist zum Plur. *miesen* ein Sgl. *ich mies* gebildet.

§ 346. 1. Angleichungen an die gewöhnliche Verbalflexion haben mehrfach stattgefunden. *Gönnen* ist wohl überall zum regelmäßigen schwachen Verbum geworden; *taugen* hat diese Entwickelung wenigstens teilweise mitgemacht: *ich tauge — taugte;* doch gibt es nd. Mundarten, in denen das Präs. noch *ik döch* lautet (= *ich dochte*).

2. Berührung der gewöhnlichen Präsensflexion und der entsprechenden Formen der Präterito-Präsentia findet zuerst im Mittelniederdeutschen statt. So weit hier im Pluralis Indik. die Formen auf *-et* gelten, sind sie auch auf die Präterito-Präsentia übertragen worden, obwohl hier die Formen auf *-en* noch überwiegen. Im Neuniederdeutschen dagegen ist in den entsprechenden Gegenden *-et* ausschließlich herrschend geworden.

3. Neben den regelrechten Formen *du ganst, kanst* usw. erscheinen in mhd. Zeit auf md. Gebiet die Formen *gans, kans,* entsprechend der Endung *-es* der normalen Formen.

Nachdem die Endung der 2. Pers. Sgl. bei den gewöhnlichen Verben zu *-st* geworden, tritt dieselbe auch bei den Präterito-Präsentia für deren Endung *-t* ein und zwar zuerst im Mittelniederdeutschen, wo *-st* schon fast Regel geworden ist; im Mittelhochdeutschen ist sie ganz vereinzelt und wird erst im Neuhochdeutschen ganz allgemein *(darfst, magst, sollst).* Die 2. Pers. Präs. Ind. alem. *du châst* ist nicht unmittelbare Fortsetzung von *du kanst,* sondern Neubildung zur 1. Pers. *ich chā.* Im älteren Neuhochdeutschen und im Dialekt, besonders auf oberdeutschem Gebiet, findet sich auch von *weiss* eine 3. Pers. Sgl. *weisst* (vgl. P. Leonhard, «er weisst» für «er weisz», ZsfdU. XII, 419).

4. Alemannisch erscheint der Konj. Prät. *ich chient* in teilweiser Anbildung an *gân — gie, lân — lie* (vgl. S. 280, 5).

5. Das Part. Prät. ist bei allen Verben ursprünglich nicht vorhanden und wird erst im spätern Mhd. neu gebildet, teilweise nach der starken Flexion: *gewizzen, gegunnen,* alem. auch *gmöge* gemocht, teilweise nach der schwachen: solche Formen finden sich bei sämtlichen Verben.

§ 347. Im Konj. Prät. herrscht in der ältern Sprache Schwanken zwischen umlautsloser und umgelauteter Form. Im heutigen Bairischen gilt der Konj. *kunt, solt, wolt,* aber *dürft, mecht, müeßt,*

alem. im allgemeinen ich *könt*, *sött*, *wött*, ferner *dürft*, *möcht*, *müeßt*. Im Nhd. sind nur *sollte*, *wollte* ohne Umlaut.

§ 348. Die Formen *müste-gemußt*, *wüßte-gewußt* haben auch in den Mundarten, die sonst *-st* zu *-št* wandeln, Formen mit *-st*, nicht mit *-št*, indem der *s*-Laut der Präsensformen durchgeführt wird. Aber in Imst heißt es *miešt* müßte (obwohl Part. *gmiest*) und *wišt*, *wöšt* (dagegen *gwist*).

Im ältern Nhd. begegnet *darf* für *tar*; in Toggenburg und in nd. Maa. (auch mnd.) bildet *darf* sein Prät. von *tar*.

§ 350. Gegenüber mhd. *dürfen-dorfte* steht nhd. *dürfen-durfte*, in Anlehnung an Verben, die ursprünglich Rückumlaut aufwiesen. Neben mnd. *ik dar* steht die Nebenform *ik darn*, wohl durch Verschiebung der Wortgrenze (s. S. 199) entstanden aus *ik endar niet*.

§ 351. 1. Bei mögen besitzt das Altdeutsche Doppelformen. Im Präteritum stehen and. und ahd. *mahta* und *mohta* nebeneinander. Im Mnd. ist *mahta* verloren. Im Ahd. verteilen sich *mahta* und *mohta* so, daß *mahta* alemannisch, *mohta* fränkisch ist. In mhd. Zeit begegnet *mahte* auch md., was vielleicht bloß literarische Nachahmung oberdeutscher Quellen ist, und *mohte*, und zwar recht häufig, auch oberdeutsch, was schwerlich bloß literarische Form ist, denn der Konj. Präs. *möcht* des heutigen Alemannischen und teilweise des Bairischen, und z. B. der Konj. *mecht* in Imst können nur auf *mohti* zurückgehen. Woher im Oberdeutschen diese Form *mohta* stammt, ist schwer zu sagen *(tugun: tohta = mugun: mohta?)*

Vgl. Fr. Wilhelm, *Sanct Servatius*, S. XCIII und die Besprechung dieser Schrift durch O. Behaghel in Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1911.

2. Im Präsens hat das Altnd. nur die Form *mugun*. Im Ahd. haben die alten alem. und bair. Quellen nur *magun*, Konj. *megi*; aber Notker besitzt auch schon *mugun*, während im Bair. noch im 11. Jahrh. regelmäßig *mugen*, Konj. *mege* erscheint. Das Fränkische hat *mugun* neben *magun*, *megi* (Isidor hat keine Belege; der Weißenburger Katechismus steht auf der Grenze von Alem. und Fränkisch). Woher Notkers *mugun* kommt, ist wiederum unklar. Im Mhd. bleiben *magen* und *megen* die oberdeutschen Formen, wobei jedoch *magen* mehr und mehr zurücktritt; daneben kommt *mugen* auf, überwiegend wohl als literarische Form. Denn die Form *megen - mögen* des heutigen Bairischen und Alemannischen kann nicht einem ältern *mügen* entsprechen, kann dagegen in den meisten Fällen unmittelbare Fortsetzung von mhd.

megen sein. Vereinzelt findet sich in diesen Mundarten die Fortsetzung von mhd. *mügen*, Konj. *müge:* in Pommat der Konj. Präs. *migi* (Jak. Bosshart, *Die Flexionsendungen des schweizerischen Verbums*, S. 55), in der Umgebung von Imst Ind. und Konj. *mīge, mīg*.

§ 352. Von *sol* lautet im Alem. der Plur. Ind. und der Konj. Präs. *sölle (selle)*, indem die alte Form wir *sülen* durch den Sgl. *sol* beeinflußt wird. Auch das Bairische besitzt entsprechende Formen. Wo im Oberdeutschen die Form *sollen* erscheint, entstammt die Gestalt des Vokals der Angleichung an den Sgl. Präs. und an das Präteritum.

§ 353. Das Prät. von *müssen* lautet altnd. *môsta*, ahd. *muosa* und *muosta*, mit Anbildung an die große Masse der Präterita auf *-ta*. In neund. Maa. (wie Soest und Assinghausen) wird das Prät. mit Formen des Verbums *mögen* gebildet.

§ 354. Die ahd. Zeit hat vier Präterita von *wissen*: einerseits *wessa — wissa*, anderseits *westa — wista*. Das Nebeneinander von *e* und *i* geht zurück auf das ältere Nebeneinander des Indikativs *wessa* und des Konjunktivs *wissi*; die *t*-Formen entstammen der Angleichung an die andern Präteritopräsentia und die schwachen Verba. *wissa* ist die altsächsische und die altoberdeutsche Form; *wessa* und *westa* sind fränkisch, *wista* nur bei Isidor belegt. In mhd. Zeit sind die *e*-Formen auch oberdeutsch, vgl. K. Zwierzina, ZsfdA. XLV, 95. In Imst bestehen noch heute die Konjunktivformen *wišt* und *wöšt* nebeneinander.

Der scheinbare Widerspruch zwischen dem Altoberdeutschen und der späteren Zeit erklärt sich dadurch, daß altoberdeutsche Belege fast nur aus Notker vorliegen; sicher sind *e*-Formen sonst auch altoberdeutsch vorhanden gewesen.

Die jüngere Form *wuste* tritt zu *wissen*, weil dieses in den Mundarten ganz oder nahezu mit *müssen* zusammenfiel (in nd. Mundarten gehen allerdings die beiden Verben nicht immer miteinander).

§ 355. Von *wollen* ist das gewöhnliche and. und ahd. Paradigma des Präs. Sgl. Ind: *williu, willu — wili — wili*; des Plur.: altnd. *williad* (daneben *wellead*), ahd. *wellemês* (daneben *wellen*) *— wellet — wellent*.

2. Neben *williu* ist and. eine Form *willio* belegt, die nicht wie *gisiho* oder *seggio* beurteilt werden kann; denn während bei anderen Verben die Form auf *-o* neben den Formen auf *-u* ver-

schwindet, ist die Zahl der Belege für *willio* nahezu halb so groß wie die für *williu*. Es ist also *willio* unmittelbar got. *wiljau* gleichzusetzen. Dann ist das einmal belegte *wellia* (Hel. C 3829) wohl kein Schreibfehler, sondern steht neben *willio* wie *eftha* neben *eftho*, und es entspricht das dreimal belegte *willa* des Tatian, vgl. *oda* neben *odo*. Hieher vielleicht auch *willo* Otfr. F III, 20, 148; 23, 50 (vgl. aber J. Kelle, *Formen- und Lautlehre der Sprache Otfrids*, S. 85), und sicher *willa* F I, 17, 49; V, 8, 1 (ursprünglich auch in V III, 23, 50; V, 8, 1), vgl. *oda* III, 19, 8; IV, 16, 29.

Eine andere Form der 1. Pers. Sgl. ist *wille*, in der alts. Genesis und im ahd. Fränkischen belegt, eine Anbildung des Konj. *wiljau* > *willo* an die gewöhnliche Konjunktivform auf *-e*. Die Form *williu, willu* ist dann Angleichung an die regelmäßige 1. Pers. Sgl. Ind. Schon bei Tatian erscheint aber die 1. Pers. Sgl. *wili*, die dann im Mnd. und Mhd. die herrschende Form geworden ist. Sie entsteht durch Angleichung an die 3. Pers., wie *sal, sol* 1. und 3. Pers. ist.

3. Die 2. Pers. Sgl. *wili* erscheint schon alts. einigemale als *wilt*, dann in Ahd. zuerst bei Willeram, nach dem Muster von *solt*. *Wilt* ist die herrschende mnd. und mhd. Form; daneben erscheint mnd., teilweise auch neund., die Form *walt*, nfr. auch *wolt*, deren Erklärung zweifelhaft ist. Angleichung an die 2. Pers. der regelmäßigen Verba zeigt die Neubildung *wilis*, schon in der alts. Genesis und bei Tatian; ihr entspricht nhd., zum Teil auch in den Mundarten, die Form *willst*.

4. Die 3. Pers. Sgl. zeigt schon as. die Nebenform *wilit*, die dann auch bei Otfrid regelmäßig erscheint, aber später seltsamerweise nicht mehr vorhanden zu sein scheint.

5. Es kann Ausgleich zwischen Sgl. und Plur. des Präsens stattfinden. So entstand schon alts. der Plural *williad* (neben älterem *wellead*), vom Sgl. *williu* aus gebildet, was dann mnd. herrschend wird. Und im Mfr. und Nfr. entsteht von *williu* aus ein ganzes schwaches Paradigma: *ich wille — er willet — wir willen*. Umgekehrt wird alts. das *e* des Plur. auch in die 1. Pers. Sgl. übertragen: *welliu*.

6. Im hochdeutschen Fränkischen erscheint seit der ahd. Zeit das Präs. wir *wollen*, in dem *we-* wohl wegen der Unbetontheit zu *wo-* geworden. Die Form greift, wie es scheint, nicht auf das Oberdeutsche über.

7. Im Alts. lautet das Prät. *welda* und *wolda*, ganz vereinzelt

walda, der Konj. *weldi* und *woldi*, wobei *weldi* auch zu *walda* gehören kann. Die Form *walda* könnte zu *weldi* nach dem Vorbild der rückumlautenden Präterita gebildet sein. Ahd. steht *welta* neben häufigerem *wolta*. Das *e* von *welda*, *welta* entstammt der Angleichung an das Präsens.

Die Form *welda*, *welta* und die Form *walda* sind in der mittleren Periode verschwunden; der Sieg von *wolda* wurde durch das dazu gegensätzliche *scolda* entschieden.

Im Mittelniederfränkischen erscheint die Präteritalform *wilde*, die durch Angleichung an das Präsens *wille* entstanden ist.

B. Das Nomen.

Vgl. W. Wilmanns, *Zur nhd. Deklination und Wortbildung.* Prager Deutsche Studien VIII, 139. — J. W. van Helten, *Die Genitive burges, custes etc.* PBB. XX, 513. — G. Burchardi, *Der Nominativ Pluralis der a-Deklination im Ahd.* Philologische Studien (Festgabe für Sievers), 112. — J. W. van Helten, *Gab es wgm. Reflexe von got. -ans, -ins, -uns des Akk. Pl.?* PBB. XX, 517. — ders., *Zur schwachen Deklination im Ahd., As. und Aonfr.* Beitr. XXI, 462.

Wilh. Otto Gortzitza, *Die nhd. Substantivflexion.* Programm von Lyck 1843 u. 1866 und Herrigs Archiv für neuere Sprachen XVI, 408. — Klaudius Boiunga, *Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion ihrem innern Zusammenhang nach in Umrissen dargestellt.* Leipziger Diss. 1890. — H. Molz, *Die Substantivflexion seit mhd. Zeit.* PBB. XXVII, 209, XXXI, 277. — Edwin Hagfors, *Die Substantivdeklination im «Volksbuch von Doktor Faust».* Mémoires de la société néophilologique à Helsingfors II, 65.

W. Friedrich, *Die Flexion des Hauptworts in den heutigen deutschen Mundarten.* ZsfdPh. XXXII, 484; XXXIII, 45. — Jos. Jäger, *Die Flexionsverhältnisse der Mundart von Mahlberg und einiger anderen niederalemannischen Mundarten.* I. Deklination der Substantiva. Progr. des Realgymn. zu Karlsruhe 1903. — F. G. Gayler, *Die deutsche Deklination, mit besonderer Rücksicht auf den schwäbischen Dialekt.* Reutlingen 1835. — K. Alles, *Beiträge zur Substantivflexion der oberhessischen Mundarten.* ZsfdMaa. 1907, 223; 1908, 129. — W. Reusz, *Die Deklination des Substantivs in der Friedberger Mundart.* ZsfdMaa. 1907, 68. — Emil Trebs, *Zur Deklination im Osterländischen.* ZsfhdMaa. II, 354, IV, 11.

§ 356. 1. Im Urgermanischen bereits ist der Dual des Nomens als lebendige Bildungsform verloren gegangen. Vereinzelte Duale waren wohl noch im Gebrauch, wie **breustō* die Brüste, **nosō* die Nase = die Nasenlöcher; diese wurden in geschichtlicher Zeit nach anderen Flexionsweisen umgebildet.

2. An Kasus besaß das Urdeutsche: Nominativ (mit dem der Vokativ zusammengefallen; ein Rest des Vokativs vielleicht in

alh. *waldan*, s. P. J. Cosijn, IgF. X, 120), Akkusativ, Genitiv, Dativ, Instrumentalis und Lokativ; die beiden letzten nur in beschränkter Verwendung. Ein besonderer Instrumentalis kommt nur dem Singular zu und erscheint ursprünglich nur bei dem Maskulinum und Neutrum; nur ganz vereinzelt greift er in geschichtlicher Zeit ins Feminin über. Ob neben Dativ und Instrumentalis ein Lokativ des Singulars noch als lebendige Form überhaupt gefühlt wurde, ist zweifelhaft. Einen Lokativ des Plurals hat man in historischer Zeit noch bei alten Ortsbezeichnungen (*ad Frisingas, ad Tuzlingas* usw.) finden wollen; allein es liegen hier wohl nur Latinisierungen vor. Vgl. R. Koegel, ZsfdA. XXVIII, 110; PBB. XIV, 115. — R. Henning, Zs. f. vergl. Sprachforschung XXXI, 297. — Th. Grienberger, AzfdA. XXIII, 133.

Über altsächsische Ortsbestimmungen auf *-hêm, hûs* u. dgl. (*an, van Vêhus, an Bekehêm, an Hupeleswik*), vgl. Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachforsch. XXV, 159, über solche auf *-hûsí* A. Leitzmann, PBB. XXVI, 358.

3. In geschichtlicher Zeit jedenfalls ist von einem selbständigen Lokativ keine Rede mehr. Auch der Instrumentalis geht gegen Ende der althochdeutschen Zeit verloren, schon ehe er beim Substantiv nach Abschwächung der Endungen mit dem Dativ zusammengefallen wäre. Nur in einigen erstarrten Formen hat sich beim Substantiv der Instrumentalis im Mittelhochdeutschen gerettet: *ihtiu, nihtiu,* wo das *u* durch Verschmelzung mit *i* vor der Abschwächung bewahrt worden. Auch beim Adjektiv begegnen noch einzelne spätere Belege wie *gueliche lande* (de qua patria), *ze dine ruge* (in collo tuo) in dem altniederfränkischen Gesprächsbüchlein, *mit holze erlîne* Mereg. 68 und das adverbiale mhd. *mitalle.*

4. In neuhochdeutscher Zeit ist in den Mundarten der Genitiv bis auf erstarrte Reste untergegangen, außer im Wallis und südl. des Monte Rosa und in Graubünden; in Gottschee ist wenigstens der Genitiv des Singulars noch ziemlich lebendig.

Vgl. Georg Rausch, *Zur Geschichte des deutschen Genitivs seit der mhd. Zeit.* Gießener Diss. 1897, S. 2. — Renw. Brandstetter, *Der Genitiv der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit.* Zürich 1904. — H. Lessiak, *Der Genitiv in der Gottscheer Mundart.* Prager deutsche Studien VIII, 467. — L. Sütterlin, *Der Genitiv im Heidelberger Volksmund.* Festschrift zur Einweihung des neuen Gebäudes für das Gymnasium in Heidelberg 1894, S. 46.

Der Untergang des Genitivs geht wohl mindestens bis in das 15. Jahrh. zurück. Er verrät sich in den Genitiven ohne *s,* wie

des haffner, des junger, des wein, des wucher im Codex Teplensis (vgl. H. Kiefer, *Der Ersatz des adnominalen Genitivs im Deutschen*, Diss. 1910, S. 23); solche Formen zeigen, daß das Sprachgefühl unsicher geworden ist und der alte Kasus nicht mehr lebendig im Sprachbewußtsein wurzelt. Solche Beispiele finden sich dann auch im spätern und im heutigen Nhd. nicht ganz selten (z. B. Adolf Friedr. von Mecklenburg, Im innersten Afrika 184 unseres heimischen Adlerfarn, Wochenschrift für klassische Philologie 1910, 372 des Hochlatein; vgl. W. Wedekind, *Sprachfehler oder Sprachentwicklung?* Berlin 1900; dazu O. Behaghel, Zs. des Allg. Deutschen Sprachvereins 1900, 262). Auch der Umstand, daß Feminina als erste Glieder der Zusammensetzung das *-s* aufweisen, bekundet wohl das Absterben des Genitivs: vgl. die Urkunde Friedberger Urkundenbuch Nr. 840 (a. 1410), die mehrfach *satzungsbrief*, einmal *entscheidungsbrief* bietet. Endlich sprechen für diese Zeit gewisse Eigentümlichkeiten in der Bildung der Familiennamen (vgl. O. Behaghel, Litbl. f. germ. u. roman. Phil. 1910, 149).

Zu den erstarrten Resten des Genitivs gehört der scheinbare Plural von Personenbezeichnungen: *'s Müllers, 's Amtsmanns, 's Pfarrers*, entstanden aus präpositionalen Verbindungen: *in's Müllers* (Haus); ähnlich entstand *Allerheiligen, Allerseelen* aus *Aller Heiligen Tag;* ferner einzelne versteinerte Partitive; so im Oberhessischen im negativen Satz *do wird gor net federläses gemocht, do es ke fertigwärns;* weiterhin: mundartl. *was Gedues, was Zeugs*, wo schließlich die Genitivendung geradezu zum Suffix geworden ist: das *Gedus*, das *Gemachs;* oberhess. *dos wor e Lowes end Braises* ein Loben und Preisen; bair. *Rennads* das Gerenne, Genitiv des substantivierten Infinitivs. Endlich die Spielbezeichnungen: *Fangerles, Versteckelches spielen.*

Ersetzt wird der Genitiv beim Verbum fast durchweg durch den Akkusativ, beim Substantiv durch die Verbindung von von mit dem Dativ: *der Fuss von dem Tisch;* durch den Dativus possessivus: *meim Vater sei Haus*, oder auch durch eine Mischbildung aus der alten und neuen Weise, die auch in echter Mundart vorkommt, z. B. im Zorntal, in Niederösterreich (s. W. Friedrich, ZsfdPh. XXXIII, 49): *meines Vaters sein Haus*, oder durch appositive Verbindung: *ein Glas Wasser* (*ein glas wazzers*). Mehr hierüber zu sagen, ist Sache der Syntax.

5. Im heutigen Bairischen ist beim Substantiv in Verbindung

mit Präpositionen der Dativ vor dem Akkusativ zurückgewichen (z. B. *bei die Leut*'); im Neuniederdeutschen finden sich Anfänge einer Ersetzung des Dativs durch Umschreibung mit *an*.

Die verschiedenen Formen des Nomens können sich in bezug auf die Stammbildung, auf den Stammvokal, auf den stammschließenden Konsonanten, auf die Endung unterscheiden.

Stammbildung.

§ 357. Seit der mhd. Zeit bilden die Zusammensetzungen auf *-man* ihren Plural auf *-liute*. Doch ist der Plur. auf *-man* mhd. noch ganz geläufig. Im Nhd. gibt es eine Reihe von Wörtern, bei denen der Plural von einer andern Stammform gebildet wird, als der Singular: entweder ist der Plural eine Ableitung vom Stamm des Singulars: *Betrug — Betrügereien, Raub — Räubereien, Zank — Zänkereien, Bund — Bündnisse, Kummer — Kümmernisse, Streit — Streitigkeiten, Verdruß — Verdrießlichkeiten, Zwist — Zwistigkeiten, Erbe — Erbschaften, Bestreben — Bestrebungen, Segen — Segnungen.* Oder der Plural ist eine Zusammensetzung mit dem Singular: z. B. *Friede — Friedensschlüsse, Friedensverträge, Gunst — Gunstbezeugungen, Mord — Mordtaten, Rat — Ratschläge, Unglück — Unglücksfälle.* In all diesen Fällen besteht aber auch der regelmäßige Singular zu der Ableitung oder Zusammensetzung des Plurals.

2. Im heutigen Oberhessischen dagegen gibt es eine Reihe von Fällen, wo der eine Stamm nur im Singular, der andere nur im Plural vorkommt: *Fra — Weiwer, der Gull* Gaul — *die Pär* Pferde (selten Plur. *Gill*), *das Hinkel — die Hinner, das Ruor — die Rihrn* Rohr — Röhren; *Bruder — Gebrüder, Schwager — Geschwäger.*

Zwischen Lech und Ammersee, in ostfränkischen und thüringischen Gegenden tritt ein scheinbares Pluralsuffix *-lich* auf: *Kuche — Küchlich* (vgl. J. Schmidt, *Die Pluralbildungen der igm. Neutra.* Weimar 1889, S. 15). Das ist aber nichts anderes als die kollektive Singularableitung *-ahi*, also ungefähr entsprechend einem **Kuchen — *Gekuche;* Belege schon im 13. Jahrh.: Berthold 83, 23 *den diernlech unde den knehtelech.* — Schwäb. Archiv XXVIII, 22 *mit anderen dinglach*, 45 *hat er dinglach usz den stuben gestoln*, 44 *dinglach und plundern* (15. Jahrh.).

Ablaut und Brechungswechsel.

§ 358. Ob im Urdeutschen noch bei einzelnen Nomina ein lebendiger Ablaut der Wurzelsilbe bestand, so daß einzelnen

Formen diese, anderen Formen eine andere Vokalstufe entsprach, ist zweifelhaft. Mindestens aber galten bei manchen Wörtern noch vokalische Doppelformen; eine Anzahl von solchen reicht noch in geschichtliche Zeit hinein. Neben hd. *ast* steht nd. und nfr. *oest;* mnd. *bare* = ahd. *bero;* neben as. *briost* muß *brust* bestanden haben, das mnd. allein gilt; nd. *fâm* (as. **fôm*) = mhd. *fûm* (s. Herrigs Archiv 121, 294); nd. *hôp* = mhd. *hûfe* (auch md. *houfe*); nd. *stöf* = mhd. *stoup* (auch nd.?); nd. *knast* = *knoest*, *krane* = *krôn*. Hd. steht nebeneinander: *brart* — *brort*, *bret* — *bort* (K. Alles, ZsfdMaa. 1907, 236), *bast* — *buost*, *vanke* — *vunke*, *griebe* — *graube* (im Alem. beides vertreten), *hnel* — *hnol*, *kegel* — *kaigel* (so alem.), *karl* — *kerl*, *kreta* — *krota*, *mies* — *mos*[1]), *raum* — *rûm* (alem. Rahm), *râwa* — *ruowa*, *sterz* — *starz*, *wafsa* — *wefsa*, *wal* — *wuol*, *wamba* — *womba; hald* — *hold*, *klein* — *klîn* (alem., vgl. O. Behaghel, ZsfdWf. III, 215), *liub* — *loub* (alem.), *lôs* — *lus* (im Kärntischen, Moselfränkischen, Emsländischen vertreten, vgl. Pr. Lessiak, Igm. Anzeiger XXVII, 43), *maro* — *murwi*, *rask* — *rosk*, *schoene schüene* (vgl. V. Michels, *Studien über die älteren deutschen Fastnachtsspiele*, Straßburg 1896, 116), *tief* — *touf* (in Brienz *teiffi* aus *toufi*), *wâhi* — **wuohi* (in Imst *wiech* üppig; s. J. Schatz, *Die Mundart von Imst* 106). Hochdeutsch und niederdeutsch sind die Doppelformen *schinke* und *schunke* (jambon), *-werd* und *-ward*.

Vgl. K. Brugmann, IgF. IV, 102.

§ 359. Der Wechsel von *ë* und *i* war im Urdeutschen innerhalb desselben Nomens wohl nur noch in wenigen Fällen lebendig. Auch hier sind noch in geschichtlicher Zeit Doppelformen bewahrt, so hd. *bret - brit* (das letztere im heutigen Alem., auch in Buchen im nordöstl. Baden; *ayn bryt* Sebastian Fischers Chronik S. 70), *fehu - fihu*, *ferah - *firah*, *fesch - fisch*, *scef - scif*, *scerm - scirm*, *steft - stift*, *weht - wiht*,[2]) ahd. *metamo - mittamo* (*Mettmenstadt* Ortsn. in der Schweiz). Desgleichen Reste des Wechels von *u - o:* so ist as. *fugal* = hd. *fugal - fogal*, as. *gumo* = hd. *gomo*, *kus*, *luft*, *lust* = mfr. *kos*, *loft*, *lost* (vgl. J. Franck, ZsfdA. XXXV, 382), *roggo* Roggen = *rug-* in hessisch *rigemehl* (Gries-

[1]) Wenn im Mhd. neben älteres *mespel* die Form *mispel* tritt, so beruht das auf Vermischung mit *Mistel*.

[2]) Man will auch *-olt* und *-bold* in Personennamen als Tiefstufen zu *-wald* und *-bald* erklären, vgl. A. Conradi, *Die Heimat der altsächsischen Denkmäler in den Essener Handschriften*. Diss. von Münster 1904, S. 12.

heim), *sun - son* (aus *sunus - sunaus;* vgl. Korrespondenzbl. der Westdeutschen Zs. f. Gesch. u. Kunst 1901, 7) nd. *vul, wulf* = hd. *voll, wolf.* Im Althochdeutschen ist der Wechsel zwischen *o* und *u* vereinzelt sogar in der Flexion lebendig und zwar in der der Neutra: *apkot - apkutir, hol - hulir, loh - luhhir.*

Umlaut.

§ 360. 1. Völlig lebendig ist in geschichtlicher Zeit der Wechsel des Stammvokals, der infolge des Umlauts eintritt. Und zwar hauptsächlich beim Substantiv. Hier schuf der Umlaut erstens einen Unterschied zwischen Singular und Plural: bei den Neutren mit dem Pluralsuffix *-ir*, bei den männlichen *i*-Stämmen mit langer Stammsilbe, auch bei den kurzsilbigen, soweit sich dieselben nach dem Muster jener umgebildet, in bezug auf Nominativ und Akkusativ auch bei den weiblichen *i*-Stämmen, die im Nom. und Akk. Sgl. keine Endung aufwiesen.

Hier wird er nach Abschwächung der Flexionsendungen zu *e* als Hilfsmittel der Charakteristik auch dahin übertragen, wo er ursprünglich nicht bestanden hatte. So schon im Mittelhochdeutschen vielfach bei alten *a*-Stämmen: *ban - benne, halse - helse, walde - welde;* vereinzelt auch schon bei suffixalen Bildungen, also *vater - vetere, nagel - negele, wagen - wegene,* wobei alte *i*-Stämme wie *zaher - zehere, apfel - epfele, trahen - trehene* das unmittelbare Vorbild abgaben.

Im Neuhochdeutschen weist die große Masse der alten *a*-Stämme den Umlaut auf. Allgemein haben ihn die suffixalen Bildungen — auch die hierher übergetretenen *Bruder* und *Vater*, bei denen die Pluralendungen lautlich verloren gegangen waren; nur bei den *na*-Bildungen und den *n*-Stämmen, die sich ihnen angeschlossen haben, herrscht Schwanken: *Bogen - Bögen, Laden - Läden, Wagen - Wägen*, wo jedoch der Umlaut der eigentlich volkstümlichen Form angehört, der Nicht-Umlaut mehr die gewählte, archaische Form kennzeichnet und in der formelhaften Verbindung auftritt; es heißt: *100 Bogen Papier*, aber: *die Brücke hat drei Bogen* oder: *drei Bögen.*

Die Mundart geht vielfach noch weiter, da hier auch der Abfall der Endungen noch weiter gegangen ist. So heißt es baslerisch: Sgl. *Arm*, Pl. *Ärm, Halm - Hälm,* in Schaffhausen *Haspel - Hespel, Hund - Hünd, Name - Näme;* pfälz.: *Dag - Däg.* Ja es wird ein solcher Wechsel sogar da hergestellt, wo der Stamm-

vokal an sich dem Umlaut unzugänglich gewesen wäre: so kommt schwäbisch und rheinfränkisch vor: *Amaus - Amais* Ameise (nach *Maus - Mäuse*), schwäb. *Baurebus - Baurebis* Bauernbisz, weißes Kaffeebrot, pfälzisch und oberhessisch *Fusch - Fisch* (nach *Busch - Bisch* = Büsche), im Odenwald *Schnutz - Schnitz* der Schnitz, oberhessisch *Bu - Bi* die Biene, im Siegerland *Stoch - Stich;* Wildenbruch hat einmal den Singular *Heinzellaut* zu *Heinzelleute* gebildet (vgl. K. Alles, ZsfdMaa. 1907, 366).

Daß umgekehrt älterer Umlautswechsel später getilgt wird, ist ziemlich selten. Im Mittelhochdeutschen gilt Pluralumlaut bei *vunt, grât, lahs, luhs, pfat, slât,* während er neuhochdeutsch fehlt. Ähnliches auch in heutigen Mundarten; so haben im Soest. *Blatt, Huhn, Kamm, Lamm, Rad* Plurale ohne Umlaut. Auch solche Fälle kommen vor, wo der Pluralumlaut auch den Sgl. ergriffen hat. Allgemein schweizerisch ist der *Öpfel* (Apfel), *der Frösch* (Frosch); ebenso ist *Brüder* als Sgl. alemann. verbreitet. *Epfel* ist auch bairisch. Oberhessisch: *der Äcker, der Aeppel, das Bläht* Blatt, *der Därme* Darm, *der Dräm* Lagerbalken, *der Fräsch, der Hähmel* Hammel, *der Klihst,* Kloß, *der Pähl* Pfahl. In Eisenach: *Bandefl* Pantoffel. In Soest zeigen *Dorn, Horn, Korn* im Singular den Umlaut.

Im Feminin hat Weitergreifen des Umlauts nur bei *Mutter* und *Tochter* stattgefunden, da der Plural sich sonst schon deutlich genug vom Singular abhob; vgl. Simplic. (hrsg. von Tittman) I, 9: «meiner Meuder (also heißen die Mütter im Spessart und am Vogelsberg)».

2. Zweitens brachte der Umlaut einen Unterschied zwischen den Kasus des Singulars hervor. So bei den *n*-Stämmen (es kommen nur Maskulina in Betracht), wo *-in* des Gen. und Dat. auf die Stammsilbe einwirkte, also z. B. *hano-henin, namo-nemin, mâno-*maenin*; aber der Umlaut besteht schon in den Quellen des 8. und 9. Jahrhs. nicht mehr in seinem lautgesetzlichen Umfang; später sind bis auf wenige Beispiele die umgelauteten Formen verschwunden (vgl. S. 133). Die Form mit Umlaut ist verallgemeinert in *Lenz*, das auf urdeutsch **langto* zurückgeht.

3. Weiter findet sich ein solcher durch Umlaut gewirkter Unterschied zwischen den Kasus des Singulars bei den weiblichen *i*-Stämmen. Hier haftet der Umlaut an den auf *-i* gebildeten Formen des Gen. und Dat. Sgl.: *kraft-krefti.* Wenn an Stelle dieser Formen solche ohne Endung nach dem Muster konsonantischer Formen

treten, so zeigen dieselben keinen Umlaut; wenn neue Nominative Sgl. unter der Einwirkung der alten *ô*-Stämme gebildet werden, so weisen sie den Umlaut auf: mnd. *die gewelde*, mhd. *diu erne* (vgl. G. Ehrismann, PBB. XXII, 289), bair. die *Brüst* neben die *Brust*, ostfränk., auch bair. und oberösterr. die Singulare *Benk, Hent, Went* (= Bank, Hand, Wand); oberhessisch *Aengst, Fircht* Furcht, *Soi* Sau, *Wirscht* Wurst; ostfriesisch *lücht* Luft.

Erstarrte Reste des alten in Orts- und Flurnamen: *Altenbürg* (Hof bei Utzmemmingen, Oberamt Neresheim, Würtemberg), *Neuenbürg, Bürg* (bei Rattenkirchen, Baiern); *Birg* als oberbair. Flurname, s. Altbayr. Monatsschrift IX, 116, 126, 133.

4. Die Adjektivendung ahd. *-iu* hat Umlaut gewirkt; Belege dafür finden sich mittelhochdeutsch hauptsächlich bei *al* und *ander;* im Nom. Akk. Plur. des Neutr. bieten noch heutige schweizerische Mundarten die Form *älli, ellü* (s. oben S. 131).

5. Beim Adjektiv findet sich Umlautswechsel sodann im Verhältnis des Adjektivs zu seinen Komparationsstufen. Im Mittelhochdeutschen stehen, teilweise bei denselben Stämmen, Komparative und Superlative mit und ohne Umlaut neben einander, entsprechend dem althochdeutschen von *-iro, -oro, -isto, -osto.* Im Neuhochdeutschen ist der Umlaut die Regel; der unumgelautete Vokal eignet hauptsächlich solchen Adjektiven, bei denen Komparative und Superlative nur selten vorkommen, vgl. *barsch, blank, falsch, flach, kahl, karg* usw. Bei manchen gelten noch jetzt Doppelformen, so bei *bang, brav, fromm, gesund, grob, rot, schmal.*

6. Ferner herrscht Umlautswechsel bei den Adjektiven, die in althochdeutscher Zeit der Klasse auf *-i* angehören: hier bestehen (s. unten S. 321) Doppelformen, kürzere ohne Umlaut, längere mit Umlaut, z. B. mhd. *hart - herte, swâr - swære, vast - veste;* nhd, *jach - jäh;* md. *kuhl, schwul* neben *kühl, schwühl,* md. und nd. *zach -tag* neben *zähe* (vgl. O. Behaghel, Germ. XXIII, 275).

Ferner weist bei dieser Klasse von Adjektiven das Adverbium in der älteren Sprache keinen Umlaut auf, z. B. mhd. *schœne* adj., *schône* adv. Im Neuhochdeutschen ist hier der Umlaut auch in das Adverb übertragen, außer in den isolierten Formen *fast* und *schon.* Oberdeutsche Mundarten kennen *fruh* als Adverb zu *früh;* ferner besitzen dieselben auch *spât (spôt = spät),* das auch Adjektivform geworden ist.

Konsonantenwechsel.

§ 361. Von konsonantischen Verschiedenheiten des Stammauslauts sind die ältesten die durch das Vernersche Gesetz bewirkten. Schwerlich aber war der grammatische Wechsel im Urdeutschen beim Nomen noch lebendig. Einige Doppelformen reichen in geschichtliche Zeit hinein: mhd. *heher - heger*, *hôch* neben *hôge* (das letztere nd. und nfr.) der flektierten Formen; ahd. *ruova - ruoba*, *eivar - eibar*, *fravali - frabali*, *hevig - hebig*, *sueval - suebal*, *hovel - hobel*, *kerve - kerbe*, *hövisch - hübisch*, mhd. *wivel - wibel*, mhd. *agene - *ahene* (*ône* im Odenwald, in Rheinhessen), *mage - mahe* (der Mohn); im Neuhochdeutschen und in den Mundarten: *Bufe - Bube*, *Hafer - Haber*, *Hofel - Hobel*, *Kofen - Koben*, *Zwiefel - Zwiebel*, *sûfer - sauber;* ad. *slaga - slâ*, *zwîc - zwî*.

§ 362. 1. Zahlreich sind die Doppelformen, welche sich aus vordeutschem, aber schon urdeutsch schwerlich mehr lebendigem Wechsel zwischen einfachem und doppeltem Konsonanten ergeben haben, vgl. z. B. mhd. *drache - dracke*, schweiz. *bache - backe*, ahd. *troffo - tropfo*, *seipfa - seifa;* mhd. *weize - weitze* (vgl. F. Kauffmann, PBB. XII, 504 ff.).

2. In geschichtlicher Zeit noch lebendig ist der Wechsel zwischen in- und auslautenden Konsonanten, zufolge den S. 179 erörterten Gesetzen. Der Wechsel zwischen tönendem Laut des Inlauts und tonlosem des Auslauts ist im ganzen bis heute bewahrt auf dem Gebiete, dem überhaupt tönende Laute zukommen. An die Stelle dieses Wechsels war auf hochdeutschem Boden infolge der Lautverschiebung ein Wechsel zwischen inlautendem Verschlußlaut und auslautender Spirans getreten, der schon altdeutsch größtenteils ausgeglichen wurde, so daß der Verschlußlaut auch in den Auslaut zu stehen kam (s. S. 179). Es ergab sich dadurch ein Wechsel von inlautender Lenis und auslautender Fortis; schon vorhanden war ein solcher in dem Nebeneinander von *-h* und *-ch*.

Das letztere ist im Neuhochdeutschen zugunsten des Inlauts ausgeglichen; ein Rest des alten Standes ist *hoch;* der *Rechberg* ist ein *Rehberg;* in Biblis bei Worms noch *junk* neben *jung*. Wie weit sonst in den heutigen Mundarten auslautend Fortis steht, wie weit die Lenis eingedrungen, ist nicht genügend bekannt; der Wechsel von *h* — *ch* ist in oberdeutschen Mundarten noch vielfach lebendig, z. B. in Imst *wâch* (mhd. *waehe*) — *waher*. Im

kärntischen Lesachtal ist der mhd. Auslautswechsel fast noch in vollem Umfang bewahrt (PBB. XXVIII, 38). Vereinzelt liegen im Neuhochdeutschen in der Schriftsprache Fälle vor, wo die Fortis des Auslauts auch in den Inlaut gedrungen: nhd. *Alp* = mhd. *alp-albes*, nhd. *Mark* = mhd. *marc-marges* (vgl. *ausmergeln*), nhd. *Welt* = mhd. *werlt - werlde*, nhd. *wert* = mhd. *wert - werdes*.

Vgl. Friedr. Wilhelm, *Sanct Servatius*, S. XCII.

Aus einem nach S. 207 vorauszusetzenden Wechsel *darmes-darn* entspringt wohl *harm* als Nebenform zu *harn* (s. DW s. v.).

Noch lebendig ist der in der neueren Periode ausgebildete Wechsel von *-w-* mit *-b (p)*, *-j-* und *-ch-* mit *-g (k)* (s. S. 202; 204; 224).

§ 363. Inlautendem *w* entsprach urdeutsch auslautend *o*, daher ahd. *sêo-sêwes*, *grâo-grâwês* = mhd. *sê-sêwes*, *grâ-grâwer*. Bei den Substantiven ist im Neuhochdeutschen die Form des Auslauts Meister geworden, vgl. *Bau, Klee, Knie, See, Schnee, Mehl, Schmeer;* dagegen beim Adjektiv teils die Form des Inlauts: *blau, grau, lau, — farb*, teils die des Auslauts; *froh, gar, kahl.* Schwanken zeigen *fahl-falb, gehl* (mundartl.) *-gelb.* In schweizerischen und elsässischen Mundarten besteht auch noch *blô* (= blâ), in schweizerischen auch *grâ, grô* neben den Entsprechungen von *blau, grau* (s. oben S. 202).

Wechsel zwischen einfachem Laut und Lautverbindung ergab sich durch die im Inlaut eingetretenen Angleichungen: es trat *-mm-* neben *-mp, -ƀ-* neben *-nc, -n-* neben *-nt.* Die Ausgleichung geschah zugunsten des Inlauts (s. S. 184).

§ 364. In bezug auf die Endungen empfiehlt sich eine getrennte Betrachtung von Substantiv und Adjektiv.

Die Endungen des Substantivs.

§ 365. 1. Beim Substantiv ist schon in den frühesten Quellen ein Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ nur im Sgl. der schwachen Flexion erhalten, und erst das Hinzutreten des Artikels kann in den meisten Fällen den syntaktischen Unterschied andeuten. Im Neuhochdeutschen ist auch dieses Hilfsmittel teilweise verloren gegangen: im Alemannischen und in andern hochdeutschen Mundarten des Rheingebiets, auch im Marburgischen, ist der Akk. *den* durch den Nominativ *der* verdrängt (vgl. L. Tobler, ZfdPh. IV, 375).

2. Beim Maskulinum und Neutrum gestalteten sich im Ur-

deutschen die Endungen etwa folgendermaßen. Der Ausgang des Nom. Sgl. wurde gebildet entweder durch den die Wurzel schließenden Konsonanten: dies war der Fall bei den *-a*-Stämmen, bei den *-i-* und *-u*-Stämmen, deren Stammsilbe lang, bei denjenigen konsonantischen Stämmen, die nicht *-n*-Stämme sind; oder durch *i:* bei den *-ja*-Stämmen und den *-i*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe; durch *o:* bei den *-wa-* und *-n*-Stämmen; durch *u:* bei den *-u*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe.

Im Genitiv galt die Endung *-es* bei allen Paradigmen, mit Ausnahme der *n-* und *r*-Stämme. Daneben war bei den *u*-Stämmen noch der alte Genitiv auf *-ô* vorhanden. Bei den *r*-Stämmen war der Gen. = dem Nominativ; bei den *n*-Stämmen galt eine doppelte Form für die Endung: *-en* und *-in.*

Im Dat. galt die Endung *-e* lautgesetzlicherweise bei den *a-* (*ja-*, *wa-*) Stämmen, sowie den *i-* und *u*-Stämmen mit langer Stammsilbe, wohl auch schon bei den *i-* und *u*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe. Daneben aber bestand bei den kurzsilbigen *i*-Stämmen ein Dativ auf *-i*, bei den kurzsilbigen *u*-Stämmen ein solcher auf *-iu.* Bei den *n*-Stämmen ging der Dativ wie der Genitiv auf *-en* und *-in* aus; bei den übrigen konsonantischen Stämmen war er gleich dem Nominativ.

Der Akkusativ stimmte mit dem Nominativ überein, außer bei den Eigennamen, die, weil sehr häufig Adjektiva als zweite Glieder enthaltend, die pronominale Endung *-an* aufweisen, und den männlichen *n*-Stämmen, wo die Endung wahrscheinlich Doppelformen, *-on* und *-un*, aufwies.

Der Instrumentalis kam nur den vokalischen Stämmen zu: er ging auf *-u* aus bei den *a-* Stämmen und den langsilbigen *i-* und *u*-Stämmen; den kurzsilbigen *i-* und *u*-Stämmen kamen wohl Instrumentale auf *-iu* zu.

3. Im Plural stimmten Nominativ und Akkusativ überall zusammen. Keine Endung wiesen diese Formen auf bei den einsilbigen Neutra der *a*-Stämme mit langem Stamm und den nach Abzug der *n*-Stämme übrig bleibenden konsonantischen Stämmen. Die männlichen *a-* (und *wa-*) Stämme hatten die Doppelformen *-ôs* und *-a;* die *ja*-Stämme die Doppelformen *-ôs* und *-e;* auf *-i* gingen aus die *i-* und *u*-Stämme, auf *-u* die Neutra der *a*-Klasse mit einsilbigem kurzem oder mit mehrsilbigem Stamm; auf *-on* (und *-un*?) die männlichen *n*-Stämme, auf *-un (-ûn*?) die sächlichen; auf *-ir* eine Anzahl von neutralen Stämmen.

Der Genitiv des Plurals ging allgemein auf *-o* aus (bzw. *-io* bei den *ja-*, *i-* und kurzsilbigen *u*-Stämmen).

Der Dativ des Plurals ging aus auf *-om* bei den *a-* und *wa*-Stämmen; bei den *n*-Stämmen lautete er *-ôm; -im* kam den *ja-* und *i*-Stämmen und den *u*-Stämmen mit langer Stammsilbe zu, *-um* den kurzsilbigen *u*-Stämmen und wohl auch den noch übrigen konsonantischen Stämmen.

§ 366. Sieben verschiedene Gruppen von Vorgängen bedingen nun die Weiterentwickelung der so gestalteten Paradigmen.

Erstens die Lautgesetze wirken umgestaltend. Es kommt insbesondere in Betracht das Gesetz über den Abfall des *e* nach nicht hochtoniger Silbe. So entstehen die Verschiedenheiten im Dat. Sgl.: *dem Tage, dem Werke, dem König* einerseits, *dem Eber, dem Wagen, dem Handwerk, dem Herzog* anderseits (s. S. 163). Im Plural steht neben *die Tage* zwar *die Winter,* aber doch *die Handwerke, die Könige, die Herzöge* mit dem durch die Analogie festgehaltenen *e*.

In md. und nd. Mundarten kommt aber auch der Dativ vor dem *ankere, handele, messere, vadere, wintere*, so zu beiden Seiten der mittlern Weser, in Nordthüringen, der Niederlausitz, im Göttingisch-Grubenhagenschen, sei es, daß hier das Gesetz über den Abfall des *e* nicht galt, sei es, daß die Analogie wirkte. Ebenso finden sich in nd. Mundarten auch Plurale wie *Äpple, Müllere, Nägle* und danach weiterhin *Glesere, Hüsere, Klädere*.

§ 367. Zweitens wird das Nebeneinander gleichberechtigter Formen beseitigt. Im Dativ der kurzsilbigen *i*-Stämme ist *-i* im Althochdeutschen verloren, im Altniederdeutschen dagegen noch die Regel. Umgekehrt hat das Altniederdeutsche die Dativendung *-iu* der *u*-Stämme aufgegeben, während sie althochdeutsch nicht selten ist; gegen Ausgang der Periode verschwindet sie auch hier.

Im Gen. und Dat. der *n*-Stämme ist *-in* ausschließlich herrschend geworden im Altoberdeutschen. Isidor hat *-in* neben wenigen *-en;* das übrige Fränkische, auch das Altniederfränkische und das Altsächsische haben *-en* (s. aber Litbl. 1910, 149). Dies ist sicher nicht aus *-in* entstanden, sondern hat, wenigstens im Niederdeutschen, offenen Klang gehabt, wie das überwiegende *-an* im Mon. des Hel. beweist. *-on* und *-un* des Akk. Sgl., wenn sie überhaupt urdeutsch nebeneinander bestanden, wurden so ausgeglichen, daß im And. *-on* erscheint (die wenigen *-un* sind vom

Adjektiv her übertragen); im Oberdeutschen liegt im allgemeinen *-un*, im Fränkischen im allgemeinen *-on* vor. Ebenso verteilen sich *-on* und *-un* beim Nom. Akk. Plur.

Im N. A. Pl. der männlichen *a- (ja-, wa-)* Stämme kommt in geschichtlicher Zeit dem Altsächsischen des Heliand nur *-ôs* zu; die Freckenhorster Rolle weist *-ôs* und *-a* auf; das altniederfränkische und das althochdeutsche haben *-a*. Zahlreiche andere Doppelformen haben sich erst im Laufe der geschichtlichen Entwickelung gebildet und vielfach wieder ihre Beseitigung gefunden.

§ 368. Drittens haben innerhalb desselben Paradigmas und des gleichen Numerus die Kasus unter sich Angleichung erfahren. Diese Erscheinung ist ziemlich selten, da es im allgemeinen nicht den Gesetzen der Formenübertragung entspricht, daß bei Bedeutungsverschiedenheiten zweier Formen ihre einzige lautliche Verschiedenheit beseitigt wird. Hierher gehört die Entwickelung des Singulars der *n*-Stämme im Altniederdeutschen. Im Angelsächsischen wie im Altniederfränkischen ist *-on* des Akkusativs auch in den Gen. und Dat. eingedrungen; daneben bestand freilich die alte Form weiter, und zwar hat sie sich im Genitiv viel fester gehalten als im Dativ; ganz vereinzelt findet sich diese Neubildung nach der Akkusativform auch im Althochdeutschen, besonders in bairischen Denkmälern.

Die alte Akkusativform selber, welche diese Übertragung veranlaßt hatte, ist im Altniederfränkischen durch die Form des Nominativs fast gänzlich verdrängt worden; dabei hat ohne Zweifel noch ein anderer Einfluß mitgewirkt, das Vorbild aller übrigen Flexionsklassen, bei denen kein Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ mehr bestand. Dem Nominativ und Akkusativ wird dann im Mittelfränkischen und Niederfränkischen auch noch der Dativ gleich gemacht, wie beim Maskulinum so auch beim Neutrum, wo jene beiden Kasus schon von Haus aus gleich waren. Ebenso ist im Altsächsischen zu dem N. A. Sgl. *êo* ein Dativ *êo* neben *êwu* geschaffen worden. Der niederdeutsche Nom. *Lücht* (Luft) entstammt dem Gen. Dat. **lufti*.

In heutigen Mundarten, so im Rheinfränkischen, Schwäbischen, Hessischen, teilweise im Mittelfränkischen ist der Dat. Plur. dem Nom. und Akk. Pl. angeglichen worden: *de Leut* = *den Leuten*. Im heutigen Basl. besteht alte und neue Form nebeneinander: *de Lite, de Lit*. Diese Form des Dativs ohne *-en* läßt sich in die spätern Zeiten des Mhd. hinauf verfolgen: Steinhöwel, Robertus

Monachus, Cgm. 252, 195a: *in zway monatt*, Dekam. 404, 38 *auf holzschuch gen.*

§ 369. Viertens werden ganz vereinzelt Singularendungen in den Plural übertragen: im Althochdeutschen finden sich bei N. und A. Pl. der neutralen *n*-Stämme neben den Formen auf *-un* auch Formen auf *-a* (*auga*, *herza*, die Augen, Herzen), und die Form des Dat. Sgl. *herzen* erscheint auch als Dat. Pl. Doch liegt hier schwerlich eine unmittelbare Angleichung singularer und pluraler Endungen vor, sondern auch hier hat das Vorbild anderer Paradigmen eingewirkt, indem bei den meisten übrigen Neutra N. und A. des Singulars mit den entsprechenden Formen des Plurals gleich lauteten. Nachdem dann *herza* usw. einmal pluralisch verwendet wurde, konnte leicht auch der daneben stehende Dativ auf *-en* in den Plural übergehen.

§ 370. Fünftens werden Pluralendungen in den Singular übertragen. So begegnet älter elsässisch *kleinoeter* als Sgl., s. Lexer, *Mhd. Handwörterbuch* I, 1617, Schürebrant 5, 19; 6, 21. In schweizerischen Mundarten erscheint auch ein Sg. *Eier* (ovum), wie im Südfr. und in schweizerischer Mundart ein Sg. *Spreuer* besteht, aus dem Plural *spreuer* zu mhd. *daz spriu*.

§ 371. Sechstens ist einmal, wie es scheint, ein flexivisches Element einer fremden Sprache entlehnt worden. Im Mittelniederdeutschen findet sich seit dem 15. Jahrh. (wie im Mndl.) ein Plural auf *-s (-es)* und zwar in sämtlichen Kasus, nicht nur bei Maskulina, sondern auch bei Neutra, der wohl aus dem Französischen, vielleicht durch Vermittelung des Niederländischen, eingedrungen ist.

Vielleicht aber geht dieser Plural auch aus von den ursprünglich genetivischen Pluralen bei Personennamen und Titeln: *'s Schmidts*, *'s Müllers*, *'s Pfarrers* (s. S. 289).

Vgl. O. Behaghel, *H. von Veldekes Eneide*, S. LXXVII. — J. Franck, AzfdA. VIII, 321. — F. Wrede, *Deutsche Dialektgeographie* I, 138.

Er begegnet zuerst bei Personenbezeichnungen; er ist hier von besonderem Vorteil gewesen, weil bei der zahlreichsten Klasse derselben, den Nomina auf *-ere*, N. und A. Pl. mit N. A. Sg. zusammenfielen und am ersten einer Charakteristik bedurften. Und im heutigen Niederdeutschen kommt dies *s* wesentlich den Wörtern zu, welche sonst die beiden Numeri weder durch eine Endung, noch durch Umlautswechsel unterscheiden, also besonders bei Wörtern mit Suffixen. Auch in das nördliche Md. reicht dieses *s* hinein; so findet es sich in der Stieger Mundart.

In der neueren Schriftsprache wird das *s* namentlich bei Fremdwörtern angewendet, bei denen Plurale nach anderer Weise sich schlecht bilden lassen: z. B. *Bassins*, *Paletots*, *Sophas*, *Themas*; *Pinguins* Herder XIII, 41; *Tritons* Wieland, Idris S. 24; *die Huris* Goethe VI, 6, 36. Es kommt aber auch bei deutschen Wörtern vor: *diesze teuffels* Lieselotte I, 5, *Bräutigams* der junge Goethe II, 72, *arme Jungens und brave Kerls* ebda. 128; *zwei Wesens* Goethe IV. Abteil. 6, 6, 11; *Fräuleins* Schiller II, 270, 7, *Mädels* II, 34, 6, *Uhus* II, 167, 10.

Vgl. Erich Schmidt, AzfdA. XX, 310. — W. Pfleiderer, PBB. XXVIII, 341.

§ 372. Siebtens haben verschiedene Paradigmata sich gegenseitig beeinflußt. Dieser Vorgang ist weitaus der wichtigste; auch bei den Erscheinungen von § 368 und 369 war er ja mit im Spiele. Und wiederum zeigt sich, wie bei der Flexion des Verbs, daß die Ausgleichung auf niederdeutschem Gebiet früher eintritt und allgemeiner ist als auf hochdeutschem.

Am leichtesten gehen Angleichungen bei denjenigen Paradigmen vor sich, die demselben Genus angehören.

a. Die Endungen des Maskulins.

§ 373. Berührung von männlichen *a*-Stämmen mit verschiedenem Stammausgang. Die Formen auf *e* im N. und A. Pl. der *ja*-Stämme, z. B. *hirte*, die Hirten, sind im Althochdeutschen nur noch im 8. Jahrh. die Regel; im 9. Jahrh. wurden sie durch *-a* der *a*-Stämme verdrängt. Im Dat. Pl. liegt die Sache so, daß bei den *ja*-Stämmen althochdeutsch im Fränkischen die alte Form *-im* das Häufigere ist; im Oberdeutschen überwiegt schon die Neubildung auf *-un* nach den *a*-Stämmen; im Altniederdeutschen herrscht die letztere Form ausschließlich. Im N. A. Sgl. fallen die mehrsilbigen *ja*-Stämme (auf *-ari*) lautgesetzlich im Neuhochdeutschen mit den *a*-Stämmen zusammen. Die wenigen zweisilbigen, die das *i* als *e* in der neuern Sprache bewahren, haben viel stärkere Anziehung nach andern Seiten zu erleiden als nach den *a*-Stämmen (s. § 378, 396, 3).

In der mittleren Periode war zufolge einem mittelhochdeutschen Lautgesetz (s. S. 169) eine Verschiedenheit der Bildung auch in den obliquen Kasus des Singulars eingetreten. Bei Stämmen mit kurzer Stammsilbe, die auf *r*, *l* ausgingen, und bei langsilbigen mit *r*- oder *l*-Suffix mußte im Dat. Sgl. im Mittelhochdeutschen das aus-

lautende *e* abfallen, also Zusammenfall von Nom. und Dat. eintreten; die Folge war, daß im Mittelhochdeutschen noch andere *a*-Stämme ihren Dativ ohne *e* bildeten: *dem krâm, plân, wân;* immerhin sind dies Ausnahmen.

§ 374. Berührung der lang- und kurzsilbigen *i*-Stämme. Hier war im Althochdeutschen durch die Lautverschiebung in zahlreichen Fällen der charakteristische Quantitätsunterschied verloren gegangen; daher sind auch die einzig noch bestehenden Unterschiede im N. und A. Sgl. schon im frühesten Althochdeutsch fast gänzlich ausgeglichen worden, indem die Endungslosigkeit der langstämmigen auch auf die kurzstämmigen übertragen wurde, während im Altsächsischen noch das alte Verhältnis gewahrt blieb. Also as. *heti, seli, slegi* = ahd. *haz, sal, slag*. Die alten Formen blieben ahd. nur in *kumi, quiti, risi, wini*. Auch im Niederdeutschen sind dann später Übertritte dieser Art erfolgt: as. *flugi, heti, slegi, seli* = mnd. *floch, hat, sal, slach*. Andere reflektierten im Mittelniederdeutschen genau die alte lautgesetzliche Form: and. *biti, fluti, *gripi, hugi, *skridi, *snidi, *skuti, *tredi* = mnd. *bete, flote, grepe, hoge, schrede, snede, skote, trede*. Teilweise besteht auch alte und neue Form nebeneinander: as. **bruki, kuri* = mnd. *broke* und *brok, kore* und *kor*. Außer den langsilbigen *i*-Stämmen haben auch die *n*-Stämme und die Feminina Einfluß auf die kurzsilbigen *i*-Sämme gewonnen.

§ 375. Berührung zwischen *a*- und *ja*-Stämmen einer- und *i*-Stämmen anderseits. Im Dat. Plur. sind althochdeutsch bei den *i*-Stämmen die alten Formen auf *-im* bewahrt; im Altniederdeutschen finden sich nur ganz vereinzelte Reste der Form auf *-im;* sonst ist die Endung *-iun* der *ja*-Stämme durchgedrungen. Im Althochdeutschen wird von den endungslosen Singularen der *i*-Klasse vielfach der ganze Plural nach der *a*-Klasse gebildet. Im Altniederdeutschen tritt ganz vereinzelt bei den *i*-Stämmen anch eine Bildung auf *-ôs (hornselios)* auf; im Mittelniederdeutschen dagegen sind gar keine Reflexe der Endung *-os* mehr anzutreffen, sondern das dem *i* der *i*-Stämme entsprechende *-e* hat allgemeine Geltung gewonnen. Allerdings mag auch der Einfluß der Adjektivendungen mitgewirkt haben.

§ 376. Berührung der männlichen vokalischen Stämme und *n*-Stämme findet im Altsächsichen im Dat. Plur. statt, in der Mundart des Monacensis, wo neben herrschendem *-un* der vokalischen Stämme auch *-on* wie bei den *n*-Stämmen auftritt

und bei den *n*-Stämmen *-un* und *-on* ungefähr gleichberechtigt sind. Diese Angleichung beruht nicht auf teilweiser Übereinstimmung der betreffenden Paradigmata, sondern auf syntaktischer Assozitation, d. h. es schlossen sich in zwei- und mehrgliedrigen Ausdrücken häufig Dative verschiedener Bildungsweise aneinander an, die dann aufeinander einwirkten. Ähnlich ist es wohl aufzufassen, wenn im Alemannischen der mittelhochdeutschen Zeit sehr häufig ein G. Pl. der vokalischen Stämme auf *-on*, *-en* gebildet wird; sonst könnte man auch an Einwirkung des Fem. denken, mit dem Nom. Akk. Pl. übereinstimmte.

§ 377. Berührung der männlichen *a*- und *n*-Stämme. Vereinzelt hat eine solche schon im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen stattgefunden; etwas häufiger sind im Mittelhochdeutschen schwache Formen von *mâg* belegt. Hier war offenbar die Bedeutung der Anlaß für den Übertritt: abgesehen von den Bildungen auf *-ære* gehört der größte teil der Personalbezeichnungen der Flexion der *n*-Stämme an. Stärkere Vermischungen haben erst im Neuhochdeutschen stattgefunden, wo infolge lautlicher Wandlungen die Übereinstimmungen zwischen beiden Paradigmen stärker geworden sind.

Diese lautliche Veränderung ging teilweise bei den *a*-Stämmen vor sich. Duch Abfall des *e* in nicht hochtoniger Silbe (s. S. 163) hatten die mittelhochdeutschen Dative Singularis und die gleichlautenden Pluralformen der *-na*-Stämme ihre Endung verloren; es war also *degene*, *wagene* zu *Degen*, *Wagen* gewandelt worden; zwischen ihrer Flexion und dem Paradigma der *n*-Stämme bestand somit ein Unterschied nur noch im Nom. und Gen. Sgl.: *Wagen — Wagens*, *Grabe — Graben*, der denn auch noch in zahlreichen Fällen ausgeglichen wurde und zwar zugunsten des Paradigmas von *Wagen*, obgleich das Paradigma der *n*-Stämme viel mehr Vertreter aufzuweisen hatte, als das der *na*-Stämme und zwar wesentlich im 15. Jahrh. (*der wafenriemen : niemen* schon Iwein 319; Beispiele des Gen. *schadens* aus dem Anfang des 14. Jahrhs. bei F. Bech, ZsfdPh. XXVII, 28). Offenbar wirkte das Beispiel aller übrigen Stämme mit, bei denen ein Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ nicht bestand. Die Wörter, welche diesen Übertritt mitmachten, bezeichnen Sachen, nicht Personen; vgl. mhd. *balle*, *balke*, *boge*, *brunne*, *dûme*, *garte*, *grabe*, *huoste*, *knoche*, *kuoche*, *mage* mit nhd. *Ballen*, *Bogen*, *Brunnen* usw.

Mittel- und niederdeutsche Mundarten sind hier mehrfach nicht

so weit gegangen als die Schriftsprache; so heißt es soestisch: *balke*, *dume*, *mage*, wo *-e* nicht auf *-en* zurückgeht, ebenso ravensburgisch *knuake* (Knochen), *heosse* neben *heossen* (Husten), mecklenburgisch *born*, *dum*, *grav*, *mag* (Magen), schles. der *Kuche*. Schwanken herrscht in der Schriftsprache bei Abstraktbezeichnungen: *Glaube — Glauben*, *Glaubens; Name — Namen*, *Namens; Wille — Willen*, *Willens*. Anderseits gab es auch bei den *n*-Stämmen zahlreiche mehrsilbige Wörter, die das auslautende *e* des Nom. Sgl. verlieren mußten, so daß ihr Nominativ dem der *a*-Stämme gleich wurde. Soweit diese Wörter nicht Bezeichnungen lebender Wesen waren und männlich blieben, haben sie sich dem Paradigma der *a*-Stämme angeglichen: *Bärlapp*, *Besen*, *Dotter*, *Nabel*, *Leichnam*, *Mittwoch*. Ganz vereinzelt hat umgekehrt zu suffixalen *a*-Stämmen sich ein Plural nach den *n*-Stämmen gebildet: *Stacheln*, *Stiefeln* neben *Stiefel*. Auch einige *n*-Stämme von persönlicher Bedeutung haben jenen Übertritt mitgemacht: *Anwalt*, *Einsiedel*, *Gevatter*, *Herzog* und die Komposita auf *-wart*; im Singular teilweise die Wörter *Bauer*, *Nachbar*.

2. Ferner ist das im Nominativ auslautende *e* auch bei solchen Angehörigen des *n*-Paradigmas abgefallen, deren Stamm einsilbig war; teilweise schon mittelhochdeutsch, wie bei *Aar* (s. S. 169), teilweise erst neuhochdeutsch, sei es bei Wörtern, die häufig als Titel proklitisch standen, wie *Graf, Herr, Fürst* (nach S. 165), sei es, daß vielleicht die betreffenden Wörter ihre Form aus einem Dialekt entnahmen, der überhaupt *e* synkopierte, z. B. *März*, *Salm*. Von diesen sind wieder diejenigen, die nicht lebende Wesen bezeichnen, in die *a*-Flexion übergetreten: *Blitz*, *Dost*, *Lenz*, *März*, *Mond*, *Spelz*, *Stern;* von Bezeichnungen lebender Wesen traten über *Hahn*, *Schwan*, *Schelm*, *Tropf;* der Plural *Lump* gilt neben *Lumpen*. Umgekehrt sind von *a*-Stämmen Plurale auf *-en* gebildet worden: *Dornen*, *Masten*, *Seen*, *Sinnen*, *Staaten*. Ganz in die Weise der *n*-Stämme und dann mit diesen in die Flexion der *na*-Stämme ist übergetreten mhd. *nac* = nhd. *Nacken*.

3. Bei einzelnen Substantiven der beiden Klassen war die Übereinstimmung mit den andern Klassen im Neuhochdeutschen nicht größer geworden, als sie im Mittelhochdeutschen war; trotzdem ist erst im Neuhochdeutschen ein Übertritt erfolgt: mhd. *ampfer—ampfern*, nhd. *Ampfer—Ampfers*, mhd. *heiden, -ens*, *cristen, — ens*, nhd. *Heide, Christ*, mhd. *norden, osten, süden, westen* nhd. *Nord* neben *Norden, Ost* neben *Osten, Süd* neben

Süden, *West* neben *Westen*, mhd. *genôz*, nhd. *Genosse* (nach *Gefährte*, *Geselle*), mhd. *gedanc*, nhd. *Gedanke* (nach *Glaube*, *Wille*), ebenso mhd. *nutz*, nhd. *Nutzen*.

4. Nach diesen Veränderungen bleiben bei der alten *n*-Flexion nur Bezeichnungen lebender Wesen, die häufiger als Subjekte erscheinen, wo somit der Nominativ besonders festen Boden hatte; auch kommt in Betracht, daß fast nur lebende Wesen im Vokativ erscheinen können: *Bürge*, *Drache*, *Gatte*, *Löwe*, *Preusse*, *Schenke*, *Scherge*, *Schotte*, *Zeuge*. Es steht also *Franke*, *Rappe* neben *Franken*, *Rappen* (Münzen), wie *Lump*, *Tropf* neben *Lumpen*, *Tropfen*.

Nur scheinbare Ausnahmen sind die Nominative *hern*, *ern* in Titulaturen (vgl. F. Bech, Germ. XXVI, 164), die erstarrte Dative sind.

Vgl. O. Behaghel, Germania XXIII, 269.

5. In den heutigen Mundarten sind die Substantive, deren Nominativ nach Abfall der auslautenden Vokale mit dem Nominativ der *a*-Stämme übereinstimmte, in weitem Umfang ganz in die Bildungsweise der *a*-Stämme übergetreten: *dem Has—den Has*, *dem Löb—den Löb*, *dem Preuss—den Preuss*. Umgekehrt bilden Mundarten verschiedener Gebiete von starken Maskulina schwache Formen des Plurals: *Appeln*, *Fingern*, *Löffeln*, nd. auch *Hunden* und *Wolfen*.

§ 378. Berührung der männlichen *n*-Stämme mit den vokalischen Stämmen, deren Nominativ auf Vokal ausging. Die Nominative der urdeutschen *ja*-, *wa*-, kurzsilbigen *i*- und *u*-Stämme mußten ebenso wie die *n*-Stämme in der mittleren Periode den Ausgang *-e* erhalten, soweit derselbe nicht lautgesetzlich verloren ging. Schon mhd. und mnd. treten daher schwache Formen auf von *fride*, *hirte*, *rucke*, *schate* (Schatten), *site*, *sige*, *weize* (Weizen); noch öfter begegnen nur auf mittelniederdeutschem Gebiet schwache Formen, z. B. von *bete*, *hoge*, *sone*. Im Neuhochdeutschen sind dann *Rücken*, *Schatten*, *Weizen* zugleich mit den entsprechenden *n*-Stämmen den *na*-Stämmen angeschlossen, das persönliche *Hirte* der alten *n*-Flexion eingereiht, *Friede* nach *Glaube*, *Wille* gebildet worden.

§ 379. Anderweitige Berührungen der *u*-Stämme mit männlichen Stämmen. Urdeutsch **hugu* ist im Altsächsischen in die Flexion der *i*-Stämme übergetreten: = *hugi*, das vereinzelt auch althochdeutsch erscheint. *sunu* ist im Althochdeutschen, ab-

gesehen von den ältesten fränkischen Quellen, zu *sun* umgebildet (vgl. W. Braune, PBB. IX, 548). Von *fridu* erscheint althochdeutsch ein Plural nach der *a*-Flexion. *sigu* (dessen altniederdeutsche Form nicht genügend gesichert ist), und *metu* haben schon im Mittelhochdeutschen neben *sige* und *mete* die Formen *sic*, *met*, die neuhochdeusch allein herrschend geworden sind.

§ 380. Männliche konsonantische Stämme, außer den *n*-Stämmen.

1. Bei den *r*-Stämmen ist im Altniederdeutschen der alte Genitiv und Dativ Sg. ohne *s* bewahrt. Im Althochdeutschen ist es bei *bruoder* ebenso; bei *fater* besteht neben *fater* bereits *fateres* und *fatere* nach der vokalischen Flexion. Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen stehen die alten Formen *bruoder* und *fater* neben den Formen nach der vokalischen Flexion; im Neuhochdeutschen mußte beides lautlich zusammenfallen. Auch mit den *n*-Stämmen findet in der mittleren Periode Berührung statt: selten auf mittelniederdeutschem, häufiger auf mittelhochdeutschem Boden begegnet ein Gen. S. *vatern*. Vereinzelt begegnet mittelhochdeutsch auch ein Gen. *bruodern*, ein Dativ *vatern*. Die schwache Flexion von *vater* findet sich heute auf bairisch-österreichischem Gebiet.

Die Form des Nom. Akk. Plural ist im Altniederdeutschen kaum belegt; wo sie erscheint, zeigt sie die ursprüngliche Gestalt; im Althochdeutschen ist dies nur bei *bruoder* der Fall, wo in der älteren Zeit der Übertritt in die *a*-Flexion nur ganz vereinzelt begegnet. Bei Notker ist er allerdings auch hier vollzogen. Bei *fater* dagegen sind überhaupt nur die *a*-Formen belegt, mhd. ist *bruodere* nicht selten; die Form *bruoder* kann dem einen wie dem andern Paradigma angehören.

2. Bei denjenigen alten *nd*-Stämmen, die sich durch ihre Substantivierung dem Übertritt in die *ja*-Flexion entzogen hatten, ist die endungslose Form des Dat. Sg. im Altniederdeutschen nur vereinzelt in der Verbindung *waldand god* bewahrt; im Althochdeutschen begegnet vereinzelt der Dativ *friunt*, sonst herrscht die Form nach der *a*-Flexion; in der mittleren Periode sind auch diese wenigen Ausnahmen verschwunden. Im Nom. Akk. Plur. bewahrt das Altniederdeutsche meist die lautgesetzliche Form; Übertritt ist ganz vereinzelt (*wîgandôs* neben *wîgand*). Im Altniederfränkischen ist der Übertritt zur *a*-Flexion vollzogen. Im Althochdeutschen überwiegt noch *friunt* gegenüber der Neu-

bildung *friunta,* während *fiant* neben *fianta* sehr selten ist. In der mittleren Periode hat nur *friunt* alte Formen bewahrt.

3. Von *man* hat der Dat. Sg. im Altniederdeutschen noch die alte Form; im Altniederfränkischen gilt die Neubildung *manne;* im Althochdeutschen und in der mittleren Periode besteht beides nebeneinander. Nom. und Akk. Plural lauten in der älteren Zeit durchaus *man;* nur das Kompositum *gomman,* wo *man* als Suffix erschien, zeigt im Althochdeutschen auch Formen nach der *a*-Flexion. In der mittleren Periode stehen wieder *man* und *manne* nebeneinander.

4. Endlich hat das Altsächsische und Althochdeutsche einen Rest konsonantischer Flexion aufzuweisen in dem Dat. Plur. *fôtun, fuozun,* während sonst der Plural dieses Stammes in die *i*-Flexion übergetreten ist; das Althochdeutsche allein in der Flexion von *genôz,* von dem Dat. Sg. und Nom. Plur. in der Form *genôz* belegt sind, neben den gewöhnlichen *a*-Formen; im Mittelhochdeutschen sind jene alten Formen zahlreich vorhanden.

5. Bei der Berührung mit andern Stämmen verhalten sich somit die vorliegenden konsonantischen Bildungen fast durchaus passiv. Ein Beispiel des Umgekehrten liegt vor, wenn im Mittelniederdeutschen zu *bûr* (Bauer) der Plural *bûr* erscheint.

§ 381. Berührung der Eigennamen mit andern Stämmen. Im Althochdeutschen ist die Endung *-an* des Akkusativs bei den Eigennamen auch auf solche Appellative übergegangen, die in ihrer Bedeutung den Eigennamen nahestehen: von *got* begegnet der Akk. *gotan;* von *fater* und *truhtin* als Bezeichnungen Gottes kann der Akk. *fateran, truhtinan* lauten.

Im Nhd. tritt die Endung *-en* noch bei anderen Appellativen auf: *Konigen Ludwig, dem Keisern Carln* (DW. V, 1694), *wird Klägern anheim gegeben* (ebda 926), Jean Paul XXXI, 55 *man that Schreibern dieses die Ehre an.* — Norddeutsch: *bei Muttern, zu Muttern.*

Von den Eigennamen, welche als zweites Glied das Substantiv *man* enthielten, ist die Endung *-an* auch auf das selbständige Substantiv übertragen worden, so daß *mannan* neben *man* besteht. Dieser neue Akkusativ ist dann im späteren Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen Anlaß geworden, ein Paradigma nach dem Muster der *n*-Stämme auszubilden.

Vgl. E. Goetze, *F. W. Weisker und einige Beispiele zur Deklinierung der Familiennamen.* Euphorion XIV, 225.

b. Die Endungen des Neutrums.

§ 382. Berührungen der vokalischen Neutra unter sich.

1. Ahd. *mezzires* (aus *mezzirahs*) berührte sich in seinem Genitiv **mezzireses*, der sich später zu *mezzeres* wandelte, mit Genitiven wie *wazzeres, wunderes*; so entstand der neue Nominativ *mezzer*.

2. Im Altsächsischen ist im Nom. Akk. Sg. der *ja*-Stämme der alte Stand der Dinge noch ziemlich bewahrt, wonach bei ursprünglich kurzen Stammsilben der Stamm mit Konsonant schließt: *bed, flet, giwit*, während die von Hause aus langsilbigen auf *-i* ausgehen: *girûni, rîki*. Aber die Übereinstimmung der obliquen Kasus hat doch schon begonnen, auch die Nominative anzugleichen und zwar zugunsten der langstämmigen: es heißt *kunni* gegen ags. *cyn, netti* neben *net*. Im Althochdeutschen findet sich nur die Neubildung nach den langsilbigen Stämmen. Im Mittelniederdeutschen ist der Übertritt auch noch weiter gegangen als im Altsächsischen: neben *flet* begegnet *flette*, für *bed* erscheint *bedde*.

3. Die Bildung des Plurals befindet sich im Altsächsischen noch ziemlich auf dem lautgesetzlichen Stande: *-u* des N. A. steht bei den kurzsilbigen *a*-Stämmen, vereinzelt bei *ja*-Stämmen (*nettiu*) und bei mehrsilbigen (*ofligeso*). Im Althochdeutschen hat der Typus der langsilbigen *a*-Stämme das *-u* der kurzsilbigen *a*-Stämme ziemlich verdrängt. *-u* besteht nur noch im Ostfränkischen bei den *ja*-Stämmen: *kunniu, gibeiniu* usw. neben *kunni, gibeini*, im Alemannischen bei den Diminutiven auf *li* : *chindiliu*, und vereinzelt sonst, z. B. *meremanniu* im Physiologus, *stucchiu* bei Notker.

Auch im Mittelhochdeutschen finden sich alemannisch noch einzelne Reste des *-iu* bei der Bildung *-li*, ferner *stucku* Geschichtsfreund VIII, 43, *bettv* ebda. XXXIX, 34, 7 u. 20; 55, 32; auch heutige Formen wie *bēri* (Beere), *rippi* (Rippe) hängen vielleicht mit solchen Pluralen zusammen (s. aber auch P. Schild, Brienzer Mundart I, 98). Im übrigen sind diese Formen verschwunden, indem nach dem Muster der neutralen *a*-Stämme der Plural dem Singular gleich gemacht wurde.

4. Noch viel entschiedener geht die Ausgleichung zwischen *a*- und *ja*-Stämmen im Neuhochdeutschen vor sich: zahlreiche mittelhochdeutsche Substantive auf *-e* gehen im Neuhochdeutschen nach der *a*-Flexion, d. h. sie treten ohne *e* auf: *Kinn, Kreuz, Netz, Reich*. Dadurch ergibt sich nun ein Unterschied von N. A. Sg. und N. A. Pl., der bisher nicht bestanden hatte: es erscheint der

Stammauslaut *e* des Plurals nunmehr als Endung; dieser Vorzug war es offenbar, der die Durchführung des Übertritts gefördert hat.

Der Übertritt hat hauptsächlich bei solchen nicht stattgefunden, die kollektive Bedeutung hatten, also in ihrer Bedeutung dem Plural nahe standen und eine Unterscheidung der beiden Numeri weniger erheischten, vgl. *Gebilde, Gebirge, Gefilde, Gefüge, Gelände, Geschmeide, Gewölbe.* Diese haben ihrerseits zwei Wörter der *a*-Flexion sich angeglichen, die gleichfalls mit *ge-* zusammengesetzt waren: *Gelage, Gestade* (mhd. **gelac, gestat*).

§ 383. Berührung der *ja*-Stämme und der *n*-Stämme. Dieselbe konnte erst in der mittleren Periode eintreten, nachdem auslautend *i* und *a* in *e* zusammengefallen. So finden sich schon mittelhochdeutsch von den *n*-Stämmen Formen nach dem Vorbild der zahlreicheren *ja*-Stämme: dem *herze,* dem *wange*, dem *ouge.* Im Neuhochdeutschen ist *Auge* im Sg. durchaus stark, ebenso mhd. *ôre* > nhd. *Ohr*, das noch den Übertritt von *kinne*, *kriuze* usw. in die Form der *a*-Stämme mitmachte. Von jenen vokalischen Formen der obliquen Kasus von *herze* aus entsteht dann auch der neue Nom. *Herz*, während in den obliquen Kasus die Formen der *n*-Stämme siegreich bleiben.

Umgekehrt finden sich bei der *ja*-Flexion schon in der mittleren Periode Formen auf *-en*, so im Mittelniederdeutschen bei *ende*, *ribbe*; auch mittelhochdeutsch einzelnes, wie *maeren* (Pl. von *daz maere*), *stucken;* im Neuhochdeutschen sind Plurale auf *-en* die Regel geworden bei *Bett*(*e*), *Ende*, *Hemde*, wo bei Fortbestehen des singularen *e* eine Unterscheidung des Plurals wünschenswert war.

§ 384. Berührung von alten *s*-Stämmen mit den vokalischen Neutra.

1. Bei den alten *s*-Stämmen mit langer Stammsilbe waren im Urdeutschen N. A. Sg. mit den *a*-Stämmen lautgesetzlich zusammengefallen: *kalb* (aus **kalbos*) = *word.* In den Kasus des Plurals dagegen war *-ir* (aus *-eza*) überall geblieben, so daß das Bildungssuffix das Aussehen eines Pluralkennzeichens gewann. Im Altniederdeutschen erscheinen Plurale auf *-ir* von *ei* und *hôn*; zahlreicher sind die Belege im Althochdeutschen: bei einzelnen Substantiven *(blat, farh, ei, huon, kalb, luog, rîs, rind)* tritt diese Bildung ausschließlich auf, bei anderen steht sie neben den endungslosen Formen; ein Beleg für später verschwundenes *-er* ist der badische Ortsname *Riedern*, Pl. von *riet.*

Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen nimmt die Zahl dieser Plurale erheblich zu; *-er* erscheint vereinzelt sogar bei Wörtern mit Ableitungssilbe: *diu gedemer* zu *gadem*, Züricher Urkundenbuch IV, 14 (1265). Im Neuhochdeutschen ist das Schwanken zwischen alter und neuer Pluralbildung bei den meisten Wörtern zugunsten von *-er* beseitigt. Isolierte Reste der älteren Form finden sich in den Ortsnamen *Baden, Dorfen* (bair.) und den Namen auf *-felden, -hausen.*

Vereinzelt haben auch alte *ja*-Stämme *-er* angenommen (*Bild, Gemüt, Geschlecht*); hier war durch die Bildung von Nominativen ohne *e* bereits eine Unterscheidung zwischen Singular und Plural geschaffen, also weniger Anlaß vorhanden, nach jenem *-er* zu greifen.

2. Die Mundarten gehen in Zufügung des *-er* vielfach noch weiter als die Schriftsprache, insbesondere das Bayrische, das Ostfränkische, Oberhessische, Thüringische und Obersächsische; so begegnet alem. *Beil — Beiler, Bein — Beiner, Bett — Better, Bart — Bärter, Heu — Heuer* usw., bair. *Bett — Better, Bein — Beiner, Gebet — Gebeter, Gemüs — Gemüser, Hemd — Hemder* usw., rhfr. *Bein — Beiner, Bett — Better, Hemd — Hemder, Stück — Stücker*, oberhess. *Gebiß — Gebisser, Geschwätz — Geschwätzer, Fenster — Fensterer, Kummer — Kummerer*, thür. *Jahr — Jahrer, Spiel — Spieler, Tier — Tierer.* Im Pfälzischen, in der Wetterau findet sich auch bei den Diminutiven das *-er: Aügelcher, Vögelcher.*

§ 385. Berührung von Maskulina und Neutra. Die Endung *e* des N. A. Pl. Mask. geht teilweise schon in der mittleren Periode auf den endungslosen N. A. Pl. des Neutrums über; im weiteren Umfang im Mittelniederdeutschen, wo einzelne *e*, aus dem alten *u*, bei den Neutris schon vorhanden waren; auf hochdeutschem Gebiet zuerst und zumeist auf mitteldeutschem Boden. Wenn es mittelniederdeutsch und im Mitteldeutschen auch an die Suffixe antritt, *wâpene, kindere, lochere, redere,* so können auch hier teilweise alte Formen auf *-u* zugrunde liegen. Diese Formen reichen im Nhd. bis ins 17. Jahrh. hinein: *Bürgere, Jüngere, Kesere, Meistere, Schiedrichtere, Vormündere* (J. Kehrein, *Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhs.* I, 156).

In neuhochdeutscher Zeit sind die endungslosen Plurale durch Bildungen auf *e* verdrängt, soweit nicht die Endung auf *-er* eingegriffen hat. Nur bei Verbindung mit Zahlwörtern sind die alten Plurale geblieben: *sechs Loth, Pfund*, wegen ihrer besondern Häufigkeit; nach diesem Vorbild sind denn auch andere Plural-

bildungen dem Singular gleich gemacht worden, wohl hauptsächlich deshalb, weil oft verschiedene solche Substantive in Aufzählungen verbunden waren: so heißt es auch *sechs Stück* (mhd. *daz stücke*) und auch beim Maskulinum *sechs Fuss*. Diese Beeinflussung des Maskulinums ist schon altsächsisch, vgl. *sibun wintar* Hel. 510, *fier penning, twêne scilling* in der Freckenhorster Heberolle. Im allgemeinen aber gehört diese Ausgleichung erst der neuhochdeutschen Zeit an.

2. In manchen Substantiven bestehen die Plurale auf *-e* neben solchen auf *-er*. Dabei zeigt sich deutlich, daß die Bildung auf *-er* die eigentlich lebendige und volkstümliche ist: die Plurale auf *-e* haben überwiegend archaischen Charakter und bezeichnen nicht so entschieden eine Mehrzahl, wie diejenigen auf *-er*, vgl. *Bande — Bänder, Lande — Länder, Worte — Wörter.*

3. Vereinzelt ist schon mhd. *-er* auch ins Maskulinum eingedrungen (vgl. G. Ehrismann, PBB. XXII, 299); häufiger wird es seit dem 14. und 15. Jahrh., um im Neuhochdeutschen bei manchen Substantiven Regel zu werden.

c) Die Endungen des Femininums.

§ 386. Der Stand der Endungen im Urdeutschen war etwa folgender.

1. Der Nominativ Sgl. war ohne Endung: allgemein bei den langsilbigen *i*-Stämmen und den konsonantischen Stämmen; ferner teilweise bei den langsilbigen *ô*-Stämmen und *jô*-Stämmen. Er hatte die Endung *-a:* bei den kurzsilbigen und großenteils bei den langsilbigen *ô*-Stämmen, sowie bei den *ôn*-Stämmen. Er hatte die Endung *-e* teilweise bei den *jâ*-Stämmen. Er hatte die Endung *-i* bei den kurzsilbigen *jô*-Stämmen (teilweise), bei den kurzsilbigen *i*-Stämmen, bei den *în*-Stämmen. Er hatte die Endung *-î* bei den *îni*-Stämmen, endlich die Endung *-o* ganz vereinzelt bei den *-ô*-Stämmen.

Der Genitiv Sgl. zeigte keine Endung bei den konsonantischen Stämmen, die nicht *-n*-Stämme waren; er ging aus auf *-a* bei den *-ô*-Stämmen, auf *-e* bei den *-jô*-Stämmen, auf *-i* oder *-es* bei den *i*-Stämmen (also auf *-îni* oder *-înes* bei den *-îni*-Stämmen), auf *-ûn* bei den *n*-Stämmen.

Der Dativ Sgl. endigte auf *-i* bei den *i*-Stämmen, auf *-u* bei den *ô*-Stämmen mit ihren Unterabteilungen, er war gleich dem Genitiv bei den konsonantischen Stämmen.

Der Akkusativ Sgl. war im allgemeinen dem Nominativ gleich, außer bei den *în-* und *ûn*-Stämmen: hier ging er aus auf *-în-* und *-ûn*. Bei den langsilbigen *ô*-Stämmen kam zwar dem Nominativ wie dem Akkusativ die Form mit und ohne Endung zu; bei manchen Substantiven aber war im Nominativ noch die Form ohne Endung, im Akkusativ die Form auf *-a* die Regel.

2. Der Nom. Akk. Pl. endete auf *-â* und *-ô* bei den *ô*-Stämmen (vgl. J. Janko, Igm. Anzeiger XXVII, 23), auf *-e* bei den *jô*-Stämmen, auf *-i* bei den *i*-Stämmen, auf *-î* bei den *în*-Stämmen; er war gleich den obliquen Kasus des Singulars bei den übrigen konsonantischen Stämmen. Der Genitiv Pl. ging auf *-o* aus bei den konsonantischen Stämmen, außer den *n*-Stämmen, auf *-io* bei den *i*-Stämmen, auf *-îno* bei den *în*-Stämmen, auf *-ôno* bei den *ô-* und *ôn*-Stämmen (daneben kürzere Formen auf *-o: gebo, hofno,* vgl. R. Kögel, AzfdA. XIX, 229), auf *-iôno* bei den *jâ*-Stämmen. Der Dativ Pl. ging aus auf *-im* bei den *i*-Stämmen, auf *-îm* bei den *în*-Stämmen, auf *-ôm (-iôm)* bei den *ô- (jô-)* und *ôn*-Stämmen, auf *-um* bei den übrigen konsonantischen Stämmen.

§ 387. Hier trat dann wieder Ausgleichung der Doppelformen ein. Im Genitiv Sgl. der *i*-Stämme ist im Altsächsischen die Form auf *-es* fast ausschließlich herrschend geworden (anders J. W. v. Helten, BBB. XX, 513); im Altniederfränkischen besteht noch beides nebeneinander; im Althochdeutschen gilt lediglich die Form auf *-i*. Was die mehrfachen Formen des Nominativs, bzw. Akkusativs Sgl. betrifft, so sind die Formen auf *-o* der *ô*-Stämme nur noch ganz vereinzelt vertreten (vgl. O. Bremer, *ero* ZsfdA. XXXI, 205; R. Kögel AnzfdA. XIX, 242).

Das Nebeneinander von Formen der *ô*-Flexion mit *-a* und ohne schließenden Vokal ist im allgemeinen zugunsten der Formen mit *-a* entschieden worden; es bestand im Altsächsischen noch vereinzelt *(thiod-thioda, hel-hellia);* noch etwas mehr Belege begegnen im Althochdeutschen. In einzelnen Fällen sind die alten lautgesetzlichen Formen nur noch in adverbiellen Ausdrücken erhalten, deren Erstarrung teilweise gewiß schon in das Urdeutsche zurückreicht, so im Altniederdeutschen bei *half, stunt, wîs* (die letztern aus dem Mittelniederdeutschen zu erschließen), im Althochdeutschen bei denselben, bei *buoz,* bei *wîl* (vgl. O. Behaghel, Germ. XXIII, 272).

Im Nom. Akk. Plur. ist *-â* fast auf dem ganzen Gebiet verallgemeinert worden; nur in den Murbacher Hymnen gilt *-o* ausschließlich; die Zwillingsformen bestehen noch nebeneinander in der ältern Zeit des Alemannischen, werden dann aber auch zugunsten von *-â* ausgeglichen, das in der mittleren Periode des Alemannischen gilt.

§ 388. Weiterhin hat auch Angleichung verschiedener Kasus stattgefunden. Die Zurückdrängung der endungslosen Nominativform bei den *ô*-Stämmen beruht hauptsächlich auf Angleichung an den Akkusativ; umgekehrt haben die verkürzten Nominativformen sich einen gleichlautenden Akkusativ gebildet. Bei den movierten *injô*-Bildungen ist das ursprüngliche Verhältnis im Althochdeutschen noch ziemlich gewahrt: N. *kuningin* — A. *kuninginna;* aber die Form auf *-in* dringt seit dem 9. Jahrh. auch in den Akkusativ und seit dem 11. Jahrh. die Akkusativform *-inne* auch in den Nominativ ein. Die nämliche Ausgleichung liegt auch auf mittelniederdeutschem Gebiet vor.

Ziemlich auffallend ist, daß zwischen Gen. und Dat. Sgl. der *ô*-Stamme im Altsächsischen wie im Althochdeutschen Ausgleichung stattgefunden hat, der Genitiv neben der Form auf *-a* auch die auf *-u*, der Dativ neben *-u* auch *-a* aufweist. Und zwar liegt auf beiden Gebieten die Sache so, daß die ursprünglich dativische Genitivform die alte Genitivform mehr zurückgedrängt hat, als die alte Dativform durch das neue *-a* Einbuße erlitten hat. Im Laufe des Althochdeutschen nimmt die Form des Genitivs auf *-u (o)* immer mehr überhand; bei Notker gehen Genitiv wie Dativ auf *-o* aus. Vielleicht ist bei dieser Ausgleichung das Vorbild der Paradigmen *kraft*, *hôhî* und *zunga* maßgebend gewesen.

Bei den alten *în*-Stämmen hatte sich im Urdeutschen nach Abfall des auslautenden *-n* das Paradigma ergeben N. Sgl. *-i*, oblique Kasus auf *-î:* hier fand nun im Althochdeutschen (auch im Altsächsischen?) Angleichung des Nominativs an die obliquen Kasus statt, so daß auch dieser auf *-î* ausging.

Bei den *înî*-Stämmen war Nom. Akk. Sgl. auslautend das *n* verloren gegangen (vgl. F. Kluge, PBB. XII, 381). Nach den Formen der obliquen später teilweise durch Analogiebildung verdrängten Formen mit *n* wurde dieses — vielleicht schon urdeutsch oder erst althochdeutsch? — wieder hergestellt, so daß Doppelformen entstanden: *toufi-toufin*, die dann wieder vereinfacht worden: altsächsisch begegnet nur die Form auf *-i*, die

auch althochdeutsch herrscht; *-în* gilt in einigen alten fränkischen Quellen.

Die weiteren Umgestaltungen erfolgen auch beim Femininum durch gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Paradigmata.

§ 389. Der Unterschied der Endungen *-a* und *-e* bei den *ô*-Stämmen und *jô*-Stämmen besteht noch im frühesten Althochdeutschen; aber schon am Ende des 8. Jahrhs. beginnen die *a*-Formen auch bei den *jô*-Stämmen sich geltend zu machen und verdrängen dieselben im 9. Jahrh. gänzlich. Im Altsächsischen und Altniederfränkischen ist von den Abweichungen der *jo*-Stämme keine Spur mehr vorhanden.

§ 390. Berührung der alten *în*-Stämme und der *îni*-Stämme. Die beiden Paradigmen stimmten im Nom. Akk. Sgl. überein: *hôhî* = *dôpî*, daher wurden auch die obliquen Formen und die Pluralformen von *dôpi* nach *hôhi* gebildet, also *-îno* Gen. Pl., *-îm* Dat. Pl., *-î* in allen anderen Kasus. Aus der Zeit, wo bei den Vertretern der *îni*-Stämme noch Doppelformen auf *-î* und *-în* bestanden, stammt eine Einwirkung in entgegengesetzter Richtung: es wurden zu *hôhî* usw. auch Nebenformen auf *-în* geschaffen, die dann bei der Ausgleichung natürlich sich ebenso verteilten wie jene.

§ 391. Berührung von *â(ja)*-Stämmen und *î*-Stämmen. Im Ahd. begegnen von alten *jâ*-Stämmen Nebenformen auf *î*: *redia-redî*, *minna-minnî*, *wunna-wunnî*; auch von alten *ô*-Stämmen: z. B. *farawa-farawî*. Der Ausgangspunkt ist wohl *redi*, die lautgesetzliche Nominativform der kurzsilbigen *jâ*-Stämme; darnach wurden auch zu langsilbigen Stämmen Nominative auf *-i* wieder hergestellt: *minni-wunni*, die zur alten Nominativform *hôhi* in Beziehung traten, also oblique Formen auf *-î* schufen, und dann wie jene das Nominativ-*i* verlängerten. Die *ô*-Stämme wurden wieder von den *jô*-Stämmen beeinflußt.

Eine andere Einwirkung der *ô*-Stämme auf die *î*-Stämme, die sich wohl bei syntaktischer Assoziation entwickelt hat, besteht darin, daß in altalemannischen Quellen der Dat. Plur. vielfach auf *-înôm*, *-înum* ausgeht, ein Umstand, der dann weiter bei Notker zur Bildung einer Form *hôhîna* für N. A. Pl. führte.

§ 392. Berührungen zwischen den *ô*-Stämmen und den *ôn*-Stämmen, die im Nom. Sgl. und Gen. Dat. Plur. übereinstimmen, finden schon im Altsächsischen und Althochdeutschen statt, so daß ursprünglich starke Stämme auch schwach, ursprüng-

lich schwache Stämme auch stark abgewandelt werden. Und zwar sind die Übertritte aus der starken in die schwache Flexion weit häufiger als die aus der schwachen in die starke. Nicht alle Kasus erleiden die Neubildung in gleichem Maße: wenigstens auf altniederdeutschem und altniederfränkischem Gebiet sind im Gen. und Dat. Sgl. die schwachen Formen bedeutend häufiger als im Akkus. Sgl., offenbar weil im allgemeinen das Bestreben nach Gleichheit von N. und A. wirksam war.

In der mittleren Periode nehmen die schwachen Formen noch mehr überhand, besonders auf mitteldeutschem Gebiet. In der jüngsten Periode ist in den meisten Mundarten wie in der Schriftsprache im Plural völliger Zusammenfall der beiden Paradigmen eingetreten (aber z. B. in Wasungen noch der Plural *die beer* die Beeren), und zwar zugunsten der Formen auf *-en*, so daß ein deutlicher Unterschied zwischen Singular und Plural gegeben war. Erstarrte Reste sind: *unserer lieben Frauen*, *Frauen N. N.* auf Briefadressen in der Schweiz; *es kommt doch an die Sonnen.* Im Singular besteht auf Teilen des Gebietes noch Scheidung: soest. heißt es noch die *lunge* — der *lungen* und ravensburg. wenigstens überwiegend die *zunge* — der *zungen*; auch Hessisch und Thüringisch kennen noch solche Flexionsweise; im weitaus größten Teile des Gebiets aber ist wie in der Schriftsprache *-e* durch alle Kasus des Singulars durchgeführt.

Noch etwas stärkere Umbildung hat eine besondere Unterabteilung der *ô*-Stämme erfahren: diejenigen, die mit *n*-Suffix gebildet waren. Ahd. *versana* wurde mhd. *versen*, und alle Kasus waren dieser Form gleichlautend geworden; es wich also nur der N. Sgl. von dem Typus von *zunge* ab. Die Folge war einerseits, daß im späten Mittelhochdeutsch Nominativformen ohne *-n* entstanden, anderseits aber auch bei den schwachen Substantiven sich Nom. des Sing. auf *-en* einfanden. Diese letztern sind zuerst mitteldeutsch, dann oberdeutsch, hier mit dem 14. Jahrh. ziemlich häufig belegt, und kommen natürlich auch bei *ô*-Stämmen vor. Im heutigen Bairischen und kleineren Teilen des Alemannischen, teilweise auch des Thüringischen, des Ostfränkischen, des Vogtlandes und Westfränkischen, besteht daher neben dem Typus, dessen Singular nur auf *-e* ausging, ein zweiter, dessen Endung überall *-en* aufweist oder auf dieses zurückgeht.

§ 393. Berührung zwischen den langsilbigen *i*-Stämmen und den konsonantischen Stämmen, die nicht *n*-Stämme

sind. Sie beruht hauptsächlich auf der Übereinstimmung von Nominativ und Akkusativ beider Klassen. Im Singular ist as. der Genetiv *-es* der *i*-Stämme auch auf die konsonantischen übertragen: *burges*, *nahtes*; vereinzelt ist auch der Dativ auf *-i* auf konsonantische Stämme übergegangen: *burgi* neben häufigerem *burg*, *idisi* neben *idis*, während bei *magad* und *naht* nur die konsonantischen Formen vorliegen; im Altniederfränkischen ist der Übertritt im Dativ noch etwas weiter gegangen, wenn es überhaupt erlaubt ist, aus der geringen Zahl der Belege Schlüsse zu ziehen.

Im Althochdeutschen sind bei *burg* die Formen des Genitivs und Dativs nach der *i*-Flexion ganz gebräuchlich neben der konsonantischen Form; bei *brust* gehören die wenigen Belege des Singulars der *i*-Flexion an. Erst ganz vereinzelt sind im Althochdeutschen die *i*-Formen bei *naht*. Die umgekehrte Strömung beginnt im Altsächsischen: mehrfach finden sich Dative von *i*-Stämmen nach der konsonantischen Flexion (bei *giwald*, *craft*, *maht*, *middilgard*, *mundburd*, *werold*), einmal auch der Genitiv *tid*; im Althochdeutschen sind solche Formen sehr selten.

Im Mittelniederdeutschen sind die Formen des Genitivs auf *-es* verschwunden vor den endungslosen konsonantischen Formen und auch im Dativ die *e*-Formen vor diesen sehr stark zurückgetreten. Im Genitiv bestanden auch noch Formen auf *-e* im Mittelniederdeutschen, sei es als Fortsetzungen der im Altniederdeutschen hier seltenen Bildung auf *-i*, sei es, daß man zu den dativischen Doppelformen mit und ohne *e* auch solche im Genitiv schuf.

Im Mittelhochdeutschen tritt die alte Form *-e* aus *i* schon vielfach zurück, im Neuhochdeutschen ist sie verschwunden; ein erstarrter Rest im *Gänsefuß* (und *Bräutigam*, *Nachtigall*? s. oben S. 165), ferner in Orts- und Flurnamen auf *-bürg* : *Altenbürg* (Hof bei Utzmemmingen, Würtemberg), *Neuenbürg* (s. oben S. 294); doch bewahrt das Cimbrische noch die alten Formen auf *-e* neben der neueren Analogiebildung, und auch in Gottschee heißt es noch der *brüste*.

2. Im Nom. Akk. Pl. ist im Altsächsischen, wie im Althochdeutschen die Bildung nach der *i*-Flexion die Regel; von vereinzeltem abgesehen, zeigt nur im Ahd. *brust* etwas häufiger die alten konsonantischen Formen, und *naht* hat diese ausschließlich, im Altsächsischen wie im Althochdeutschen. Bei beiden dauern

auch in der mittleren Periode die alten Formen fort, doch treten nun auch bei *naht* die *i*-Formen hervor, die in der jüngsten Periode allein herrschen. Im Gen. und Dat. Plur. ist im Altsächsischen *-io*, *-iun* der *i*-Stämme auch in die konsonantische Flexion eingedrungen, so daß *burgo — burgio, burgun — burgiun* nebeneinander steht.

§ 394. Berührung zwischen den langsilbigen und kurzsilbigen *i*-Stämmen. Bei diesen stimmten die obliquen Kasus überein, N. u. A. Sgl. wichen ab: es hieß *kraft*, aber *-skepi*. Hier hat zuerst das Althochdeutsche ausgeglichen, die Form der langstämmigen Substantiva auch auf die kurzstämmigen übertragen, so daß es *-skaf* gegenüber as. *-skepi*, *stat* gegenüber as. *steti* heißt; nur *kuri* und *turi* haben sich diesem Übertritt entzogen. Im Niederdeutschen begegnet dieser Übertritt erst in der mittleren Periode, aber nicht so entschieden wie im Hochdeutschen; *beke* hat die Neubildung nicht erfahren; neben *stat* gilt *stede*.

§ 395. Berührung der *i*-Stämme und der ihnen gleichgebildeten konsonantischen Stämme einerseits mit den *ô*- und den *ôn*-Stämmen anderseits. Nicht auf teilweisem Zusammenfall, sondern auf syntaktischer Assoziation beruht die frühzeitig eingetretene Angleichung des Dativs der *i*-Stämme an die *ô*-Stämme: altsächsisch wie althochdeutsch begegnen Formen wie *heriu*, *idisiu*, *brûdiu*, *wêdiu*, *stetiu* (wenn dies nicht alte aus der *u*-Flexion übernommene Lokative sind). Ebenfalls noch in der ältesten Periode hat Berührung mit denjenigen *ô*-Stämmen stattgefunden, welche die lautgesetzliche Form im Nom. Sgl. bewahrten, also in diesem Kasus mit den *i*-Stämmen und den betreffenden konsonantischen Stämmen zusammenfielen. So finden sich altsächsisch und altniederfränkisch und bei Notker Formen von *thiod* (got. *thiuda*) nach der *i*-Flexion. Oder aber es werden nach dem Muster der konsonantischen Stämme die obliquen Kasus dem Nominativ gleich gemacht, hauptsächlich altsächsisch, kaum althochdeutsch. Solche Formen begegnen von *êo*, *hel*, *thiod*.

2. Stärkere Berührung der beiden genannten Klassen mit der *ô*-Flexion tritt in der mittleren Periode ein, nachdem die Endungen zu *-e* geworden, also Gen. und Dat. Sgl. und N. A. Pl. zusammengefallen. Die Folge ist einerseits, daß auch von den endungslosen Stämmen Nominative und Akkusative des Singulars auf *-e* gebildet werden. So ist schon mnd. *sûle* an Stelle von *sûl* ge-

treten, mhd. *erne* hat *arn* fast verdrängt; auf beiden Gebieten findet sich *schulde, werlde* neben den alten Formen *schult, werlt*. Zahlreiche derartige Neubildungen zeigt das Nhd.: *Beichte, Eiche, Ente, Leiche* usw. Anderseits erscheinen alte Singulare auf *-e* später ohne *-e*, so daß die alte lautgesetzliche Form wieder hergestellt erscheint (man kann sogar in einzelnen Fällen zweifelhaft sein, ob man es mit alten oder neuen Bildungen zu tun hat). So schon mhd.: *huot* neben *huote, vorht* neben *vorhte, waht* neben *wahte*. Noch mehr im Übergang zum Nhd.: *ahte* = *Acht, marke* = *Mark, quâle* = *Qual, stirne* = *Stirn, raste* = *Rast*.

3. Infolge dieser Neubildungen bestanden eine Zeitlang zahlreiche Doppelformen mit *-e* und ohne *-e*. Als nun die starken *e*-Bildungen sich mit den *ôn*-Stämmen berührten (s. o. S. 315), so wurden die Pluralbildungen auf *-en* auch auf die daneben stehenden Formen ohne *-e* übertragen, und von diesen gingen sie weiter auf endungslose Formen, neben denen es keine Bildung auf *-e* gab. So erklären sich die neuhochdeutschen Plurale *Arbeiten, Burgen, Geburten* (das alte im Ortsnamen *Siebenbürgen*).

§ 396. Berührungen zwischen dem Femininum einerseits, Maskulinum und Neutrum anderseits. Berührung einer einzelnen Form fand im Altsächsichen beim Dat. Pl. statt, indem sich derselbe dem Maskulinum in der Neubildung auf *-iun* anschloß; also urdeutsch **kraftim* = alts. *kreftiun*. Im Nhd. erscheinen von *Mutter* und *Schwester* die Genitive *Mutters, Schwesters*, und auch auf die weiblichen Eigennamen ist das Genitiv-*s* der Maskulina übertragen: *Marias, Mariens, Adelheids* (vgl. O. Behaghel, Zs. d. Allg. D. Sprachvereins 1898, 120). Ferner haben im Neuhochdeutschen nach dem Muster der endungslosen männlichen und sächlichen Plurale bei Zahlbenennungen auch Feminina Formen ohne Endungen aufzuweisen, so *Last, Mass, Ohm, Uhr*.

In zahlreichen Fällen aber hat Wechsel des Geschlechts und damit Umblidung des ganzen Paradigmas stattgefunden. Besonders nahe lag ein solcher Übertritt bei den *u*-Stämmen, bei denen alle Kasus des Mask. und Fem. von Hause aus übereinstimmten. So sind dieselben vielfach in anderes Geschlecht übergetreten oder zeigen wenigstens ein Nebeneinander verschiedener Geschlechter: got. *kustus* m. = as. und ahd. *kust* f.; die got. Maskulina *flôdus, haidus, luftus, lustus* sind and. und ahd. m. und f.; got. *kinnus* f. = and. ahd. *kinni* n.; urdeutschem *grundus* (m. o. f.?) entspricht hd. *grund* m., mnd. *grund* f., seltener mask.

(im Altsächsischen läßt sich das Geschlecht nicht erkennen); auch *Floh*, das altdeutsch beide Genera, m. u. f., zeigt, war wohl ursprünglich weiblicher *u*-Stamm.

In der *i*-Flexion stimmten bei gleichartiger Stammsilbe Nom. und Akk. Sgl. sowie der ganze Plural überein. So entspricht urdeutsch *hups* m. dem ad. *huf* f.; urdeutsch *wêns* f. = ad. *wân* m., urd. *dails* f. = ad. *teil* m. und n., urd. *taikns* f. = deutsch *zeichen* n. Im Altniederdeutschen und Althochdeutschen stehen Mask. und Fem. nebeneinander bei *giwald* und *list*, ebenso Neutr. und Fem. bei *lîch* (and. nur neutr. belegt, mnd. m. u. fem.). Die alten Feminina *kraft*, *werold* sind altsächsisch auch Maskulina; and. und ahd. *art* mask. ist mittelniederdeutsch und teilweise mittelhochdeutsch fem. geworden.

2. Auf der Übereinstimmung von Nom. (und Akk. Sgl.) beruhen Übergänge alter Feminina mit langer Stammsilbe ins Mask. Manches davon ist wohl schon urdeutsch übergetreten, wie urd. **randa* f. = dtsch. *rand* mask., urd. **skûra* f. = dtsch. *skûr* m., urd. **wunska* f. = dtsch. *wunsch* m. Anderes erst später. Neben ahd. *folma* f. steht as. *folm* m.; im Altsächsischen selber begegnet *hel* als Mask. neben *hel-hellia* fem. Häufiger sind diese Übertritte im Althochdeutschen, wo auch der Nom. Akk. Plur. bei Mask. und Fem. übereinstimmte. So finden sich neben den Abstrakta auf *-unga* Maskulina auf *-ung*, neben *thioda* das Mask. und Neutr. *thiot*, neben *halba*, *wîsa* besonders adverbial männliche Formen.

Vgl. O. Behaghel, Germania XXIII, 273.

3. Noch weit mehr Anlaß zum Übertritt bot sich nach Abschwächung der Endungen in der mittlern Periode. Hier ergab sich erstens Zusammenfall aller früher vokalisch auslautenden männlichen Stämme mit den *ô*-Stämmen und *ôn*-Stämmen im N. Sgl. Außerdem fielen diese vokalischen männlichen und neutralen Stämme auch im Dat. Sgl. und im Plur. — den Gen. ausgenommen — mit den *ô*-Stämmen zusammen; bei den *n*-Stämmen der verschiedenen Genera bestand nur im Akk. noch ein Unterschied (indem das Neutrum auf *-e*, nicht auf *-en* ausging). Die alten *i*-Stämme as. **guti*, *kumi*, *kuri* erscheinen mittelniederdeutsch als Fem. *gote*, *kome*, *kore;* mnd. *sege* (as. *sigi*) ist M. und F.; von as. ahd. *sidu* erscheint mittelniederdeutsch und mittelhochdeutsch neben dem häufigern Maskulinum das Femininum; ahd. *hugu* = mhd. *hüge* f.

Im Mittelniederdeutschen beginnen ferner die Übertritte der schwachen Maskulina ins Femininum, die dann im Neuhochdeutschen ziemlich zahlreich belegt sind; vgl. z. B. *Blume*, *Grille*, *Imme*, *Kohle*, *Niere*, *Schlange*, *Schnecke*, *Strähne*, *Taube*. In Glückstadt steht heute mask. *magen* neben fem. *mage*. Auch das Neutr. *wange* fängt schon in der mittleren Periode an, sich dem Feminin zuzuwenden. Endlich werden teils schon in mittelhochdeutscher, teils in neuhochdeutscher Zeit, auch *ja*-Stämme ins Feminin hinübergeführt, so *Hirse*, *Beere*, *Grütze*, *Rippe*, *Tenne*, *Wette;* auch *Milz* gehört hierher, das nach seinem Übertritt ins Feminin auch noch die Angleichung an die *i*-Stämme mitgemacht hat. Bei dem Übertritt der letzten beiden Klassen sind besonders solche Substantiva beteiligt, die häufiger im Plural als im Singular vorkommen, wo also der Singular geringern Halt im Gedächtnis hatte.

4. Nicht der Nominativ Sgl., aber der ganze Pluralis und Dat. Akk. Sgl. stimmten überein bei den neutralen *na*-Stämmen und den femininen *ôn*-Stämmen. So traten mhd. *molken*, *wâfen*, *wolken*, *zicken* im Neuhochdeutschen ins Feminin über.

5. Bei allen bis jetzt erwähnten Übertritten lag der Anlaß in der formalen Übereinstimmung der sich sachlich entsprechenden Kasus. Aber auch Formen, die in ihrer Bedeutung voneinander abwichen, stimmten äußerlich überein: Nom. Akk. Plur. von männlichen und sächlichen vokalischen Stämmen trafen überein mit N. (und A.) Sgl. der *ô*- und *ôn*-Stämme. Kam nun noch hinzu, daß jene Plurale häufiger im Gebrauch waren als die zugehörigen Singulare, so lag es nahe, das ganze Paradigma nach dem Muster der Feminina umzugestalten. Das geschah teilweise schon in der mittlern, teilweise erst in der neueren Periode, bei Maskulinis (wie *Borste, Binse*, *Graete* neben *Grat, Lefze*, *Locke*, *Schläfe*, *Tücke* neben mundartl. *tuk*, *Träne*), selten bei Neutris, wo das Plural-*e* selber erst jungen Datums ist: *Aehre* (mhd. *daz eher*).

Die Endungen des Adjektivs.

Vgl. W. O. Gortzitza, *Die nhd. Deklination der Adjektiva, Zahlwörter und Pronomina.* Progr. des Gymn. von Lyck 1877. — Karl Rühl, *Unflektierte (nominale) und starke Form im Singular des attributiven Adjektivs in den hochdeutschen Mundarten.* Gießener Diss. 1909.

§ 397. Das Adjektiv erscheint im Urdeutschen in unflektierter Form (alten nominalen Formen), in starker Form

(pronominalen Formen, abgesehen vom Gen. Sgl., der nominal), in schwacher Form (konsonantischen Formen nach der *n*-Flexion). Ihrer Bedeutung nach schließen sich die nominalen und pronominalen Formen zu einem Paradigma zusammen, das im Urdeutschen etwa folgendermaßen lautet.

Nom. Sgl. Mask. Fem. Neutr. bei den *a*-Stämmen ohne Endung, bei den *ja*-Stämmen auf *-i* ausgehend; bei den *i*-Stämmen und *u*-Stämmen teils lautgesetzliche Formen ohne Endung, teils Neubildungen auf *-i*.

Gen. Sgl.: Mask. Neutr. auf *-es*, Fem. auf *-era*.

Dat. Sgl.: Mask. Neutr. *-omu (-amu?)*; bei den *i*-Stämmen erscheint der erste Vokal als *e;* Fem. *-eru*.

Akk. Sgl. im Mask. drei Formen: *-ana*, *-an*, *-na*, bzw. *-ena*, *-en*, *-na* bei den *ja*-Stämmen; Feminina *-a*, bzw. *-e* bei der *ja*-Flexion. Neutrum endungslos.

Instrum: Mask. Neutr. *-u*.

Plur. N. A.: M. *-a*, Fem. *-o*, Neutr. endungslos oder auf *-u* ausgehend.

Gen. Pl.: *-ero*.

Dat. Pl.: *-êm*.

In der geschichtlichen Zeit sind die Doppelformen auf hochdeutschem Gebiet fast völlig verschwunden. Der Akk. Sgl. M. geht althochdeutsch auf *-an* aus; der N. A. Pl. des Neutr. ist endungslos; der Dat. Sgl. M. und N. endet auf *-mu* (für die Form *-um*, *-om*, *-on* s. S. 163).

Im Nom. Sgl. der *i*- und *u*-Stämme gilt fast ausschließlich die Endung *-i;* bei einzelnen liegen Doppelformen vor: so bestanden nebeneinander *fast—fasti*, *gâh—gâhi*, *ginuag—ginuagi*, *hart—harti*, *rûm—rûmi*, *reid—reidi*, *rîch—rîhhi*, *swâr—swâri*, *wâr—wâri*, *wîs-wîsi* (vgl. O. Behaghel, Germ. XXIII, 275; R. Kappe, ZsfdPh. XLI, 348). Neben *lâo* bezeugt das heutige alemannische eine Form **lâwi* (Schweiz. Idiot. III, 1538). Nach solchem Vorbild hat sich neben mhd. *gerat* dann später *gerade* gestellt.

Im Altniederdeutschen sind die Doppelformen länger erhalten. Im Hel. begegnen noch, wenngleich wenig zahlreich, Akkusative auf *-ana* und *-na* neben dem regelmäßigen *-an;* im Altniederfränkischen und Mittelniederfränkischen ist *-an (-en)* allein herrschend geworden. Im N. A. Pl. Neutr. ist die Endung *-u* altniederfränkisch gar nicht, altsächsisch nur ganz vereinzelt belegt (einmal *managu*). Im Dat. Sgl. überwiegt altniederfränkisch weit-

aus die Endung *-um*, bzw. ihr Reflex, um später allein gültig zu werden; im Niederdeutschen liegen beide Formen noch im Mittelniederdeutschen nebeneinander. Im N. Sgl. der *i-* und *u*-Stämmen haben wie im Hochdeutschen die Formen mit *-i* gesiegt, doch sind hier die lautgesetzlichen endungslosen Formen etwas häufiger als im Hochdeutschen, weil sie nicht wie im Hochdeutschen durch die flektierte Form des Nom. Sgl. auf *-er*, *-az* beeinträchtigt werden. Altsächsisch erscheint nur *fast* und *hard*. Mittelniederdeutsch stellen sich dann nach dem Muster bereits vorhandener Paare Neubildungen ein wie *harde*, *vaste* (vgl. F. Bech, ZsfdA. XL, 100).

Von den Doppelformen des Nom. Akk. Plur. M. gehört *-a* dem Altsächsischen, *-e* dem Hochdeutschen an; doch erscheint *-a* auch im Hochdeutschen, durchgehend in den Tegernseer Virgil-Glossen und sonst mehr vereinzelt.

Vgl. H. Collitz, *Beiträge zur Kunde der idgm. Sprachen*, XVII, 41. — W. van Helten, PBB. XX, 516. — H. J. Velthuis, *de Tegernseër Glossen op Vergilius*. Groninger Diss. von 1892, S. 34 und 59. — M. H. Jellinek, AzfdA. XIX, 37.

§ 398. Im Gegensatz dazu treffen wir schon im frühesten Hochdeutschen neue Doppelformen, indem pronominale Bildungen auch im N. und Akk. des Neutr. und im N. Sgl. Mask. und Fem. auftreten. Nom. Sgl. Mask. geht somit auf *-êr* aus, N. A. Sgl. Neutr. auf *-az;* Nom. Sgl. Fem. und Nom. Akk. Pl. auf *-iu*, und zwar kam diesen — wohl je nach der Stellung im Satze — doppelte Betonungsweise zu: *(blint)ìu* und *(blint)iù*. Daraus ergab sich eine Zweiteilung im Hochdeutschen: das Oberdeutsche hat die Form *blintìu* verallgemeinert, das Fränkische weist das aus *blintiù* entstandene *blintu* auf (anders R. Koegel, AzfdA. XIX, 242).

2. Es stehen also im Alth. u. Mhd. für den Nom. Sgl. stets zwei Formen zur Verfügung: *ein guoter man — ein guot man*, *ein guotiu maget — ein guot maget*, *ein guotez kint — ein guot kint*. In den heutigen Mundarten ist nun eine der beiden möglichen Formen fast durchweg ausgeschieden worden, entweder die flektierte oder die unflektierte, und zwar war die Entwickelung nach Gegenden und Grenzen verschieden. Im Oberdeutschen und dem Ostmitteldeutschen (und in Übereinstimmung damit in der Schriftsprache) ist die flektierte Form herrschend geworden: *ein guter*, *eine gute* (oder *guti*), *ein gutes*. So auch in der Neckargegend bei Wimpfen, Rappenau. Es reiht sich an ein Gebiet, das bietet:

ein guter Mann, e gute Frau, e gut Kind (mit Schwankungen: daneben *e gut Frau* und *e guts Kind*), in der nördlichen Pfalz, der Bergstraße, dem nördlichen Odenwald. Ein drittes Gebiet hat: *e guter Mann, e gut Fra, e gut Kind;* dieses Gebiet umfaßt den weitaus größten Teil des Westmd. Die Südgrenze dieses Gebiets verläuft etwa folgendermaßen: sie beginnt nahe bei Metz, geht südl. an Birkenfeld vorbei, durchschneidet die Pfalz südlich des Donnersbergs, geht südlich vorbei an Biblis, trifft den Spessart am Knie des Mains, folgt ihm nach Norden und trifft die Rhön, zieht hindurch zwischen Koburg und Kissingen über Meiningen bis in die Nähe von Eisenach. Die nördliche Grenze dieses Gebiets wird ungefähr durch eine Linie dargestellt, die dem Lauf der Mosel bis Koblenz folgt und über den Westerwald genau östlich bis zur Grenze des Ostmitteldeutschen weiter geht. Nördlich dieser Linie bis zur nd. Grenze gelten für das Femininum wieder teils flektierte, teils flexionslose Formen.

Im Mittelniederdeutschen beschränkt sich das Vorkommen der pronominalen Neubildung auf die Neutr. *allet* (diese Form erscheint fast niemals attributiv), *desset*, und das seltene *jent;* im Neuniederdeutschen hat diese Bildung noch etwas weiter gegriffen: so zeigt sich *-et* bei den Adjektiven überhaupt im Brandenburgischen, Ravensburgischen und Soestischen, im letztern dann, wenn das Adjektiv ohne Substantiv steht. Wenn es auf nd. Boden etwa heißt: *niks gōdes, wat ōls* (etwas Altes), *wat nēes* (etwas Neues), so liegen hier lediglich Fortsetzungen des alten Genitivs vor.

§ 399. In der prädikativen Verwendung waren die Formen *guot* und *guoter* gleichwertig geworden; daraus ergab sich ein Erstarren der Form auf *-er,* und so verlieren Formen wie *halber, selber* und *voller* ihre Beziehung auf ein bestimmtes Geschlecht und einen bestimmten Numerus: z. B. *Fässer voller Äpfel.* Das Bayerisch-Österreichische ist hier noch viel weiter gegangen; es sagt etwa: *er hots kolter gesse* kalt gegessen (Imst), *der We'* (Weg) *is ganz naier gamocht* (Fersental, s. St. Schindele, *Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen.* Köln 1904, S. 21), Anzengruber VII, 190 *wann s' toter vor mir lieg'n.*

Vgl. O. Behaghel, *Litblatt f. germ. u. roman. Philol.* 1899, 7; ZsfdWf. I, 372. — Herm. Fischer, ZsfdWf. I, 372. — K. Brugmann, IgF. XXVII, 271.

Umgekehrt kann sich neben eine Form auf *-er,* das als Endung

gefaßt wurde, eine Form ohne dieses *-er* stellen; so tritt in schweizerischen Mundarten *kausch* auf für das jüdisch-deutsche *koscher*.

§ 400. Gegenseitige Beeinflussung verschiedener Kasus liegt wie bei den substantivischen *â*-Stämmen vor im Gen. und Dat. Sgl. des Feminins. Altsächsisch wie althochdeutsch tritt *-era* des Gen. auch im Dat. auf und *-eru* (altsächsisch meist *-ero*) auch im Gen.; das letztere überwiegt; seit dem 10. Jahrh. ist im Ahd. *-eru* (*-ero*) die regelmäßige Endung für Gen. und Dat. Im Neuoberdeutschen gilt die dem Fem. auf *-iu* entsprechende Form auch für den Akkusativ; doch unterscheidet Nürnberg noch den Nominativ auf *-i* vom Akkusativ auf *-e*.

Umgekehrt ist schon mittelniederdeutsch und noch mehr im Neuniederdeutschen im Maskulinum die Akkusativform auch in den Nominativ eingedrungen: *en scharpen nagel*, *en gauden Kirl* = ein scharfer Nagel, ein guter Kerl. Es ist also, bzw. war einmal gleichberechtigt: *en scharp nagel* und *en scharpen nagel*; daher hat man schon mittelniederdeutsch die Form auf *-en* auch ins Neutrum übertragen, zu *ein vet hôn, en grot her* die Zwillingsformen *ein vetten hôn*, *en grôten her* geschaffen.

§ 401. Beeinflussung der verschiedenen Geschlechter findet im Plural statt. Der Unterschied zwischen dem N. A. Pl. Maskulini und Feminini ist schon altsächsisch und altniederfränkisch verloren, und zwar ist das Maskulinum auch für das Feminin eingetreten: *blinte* (*blinta*). Auch in das Neutrum dringt diese Form schon altniederdeutsch ein, so daß mnd. *-e* der regelmäßige Ausgang aller drei Geschlechter ist. Im Altniederfränkischen lautet das Neutrum ganz regelmäßig gleich dem Mask. und Fem. auf *-a* aus. Ebenso ist im Hochdeutschen bei Notker *blinte* auch für *blinto* eingetreten, dagegen das Neutrum unangetastet. Im Mitteldeutschen mußten in der mittleren Periode die Endungen *-e*, *-o*, *-u* zu *-e* zusammenfallen. Im Mitteloberdeutschen dagegen ist Mask. und Fem. auf *-e* deutlich vom Neutrum auf *-iu* getrennt; im heutigen Oberdeutschen, wo *-e* lautgesetzlich verloren ging, ist die Form des Neutrums auch für Mask. und Fem. eingetreten; doch besteht im oberen Baselbiet, in den appenzellischen Mundarten, in Gottschee die Trennung noch heute.

§ 402. Berührung verschiedener Flexionsklassen liegt hauptsächlich vor in der Einwirkung der *a*-Flexion auf die *ja*-Flexion. Im Althochdeutschen weisen die ältesten Quellen im

Akkusativ der *ja*-Stämme noch *e*-Formen auf, im allgemeinen aber ist die Ausgleichung zugunsten der *a*-Stämme eingetreten. Ob im Altsächsischen das Nebeneinander von *-a* und *-e*, das hier in beiderlei Formen vorliegt, eine Nachwirkung jener alten Verschiedenheit ist oder auf anderen Gründen beruht, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

Im Dat. Sgl. des Mask. und Neutr. ist im Altsächsischen die Form *-emu* der *ja*-Flexion fast gänzlich verschwunden vor derjenigen der *a*-Stämme auf *-um(u)*; umgekehrt ist im Hochdeutschen die Form der *a*-Stämme nur ganz vereinzelt in alten Quellen belegt; vom 9. Jahrh. an ist *-emo* die normale Form. Es ist das wieder eine Berührung zweier Paradigmata, die nicht sowohl auf der Übereinstimmung einzelner Kasus, als auf syntaktischer Assoziation beruhen wird. Dagegen ist der Zusammenfall des Nom. Sgl. der Anlaß, wenn im Altsächsischen alte *i*-Stämme oblique Formen ohne *j*, also nach dem Muster der *a*-Stämme, erzeugen. Insbesondere steht so dem hd. *spâhi* das alts. *spâh* völlig wie ein *a*-Stamm gegenüber (*spahan, spaha, spahoro, spahun*).

§ 403. Einwirkung des Substantivs auf das Adjektiv hat stattgefunden im Altsächsischen, wo durch syntaktische Assoziation die Substantivendung *-un* des Dativs Pluralis das alte *-ên* der Adjektiva völlig verdrängt hat. Eine scheinbare Einwirkung des Adjektivs auf das Substantiv liegt vor, wenn der Akkusativ der Eigennamen und der eigennamigenartigen Wörter — *got*, sowie *fater* und *truhtin* in der Bedeutung von *got* — im Altniederdeutschen und Althochdeutschen auf *-an* gebildet wird. Dies *-an* ist so zu erklären, daß als zweite Kompositionsglieder von Eigennamen häufig Adjektiva verwandt wurden und somit den betreffenden Bildungen ursprünglich adjektivische Flexion zukam.

§ 404. 1. Beim schwachen Adjektiv sind die für das Urdeutsche vorauszusetzenden Formen die gleichen wie beim Substantiv, doch zeigt Otfrid im Gen. Pl. beim Adjektiv die Form *-un (-on)* gegenüber *-ono* beim Substantiv. Eine ältere Form der obliquen Kasus des Sgl. Fem. hat sich möglicherweise in Ortsnamen wie *Hohinchircha, Preitinouua* (R. Kögel, PBB. XIII, 108), *Wizinburg, Lengenfeld, Rettenbach* und von solchen abgeleiteten bairischen Personennamen wie *Höhenleitner* erhalten (vgl. J. Schatz, Mitteilungen des deutsch-österr. Alpenvereins 1903, 1). Wahrscheinlicher aber ist es, daß diese Form unter dem Einfluß der

viel zahlreichern Bildungen von Ortsnamen mit Maskulina und Neutra als zweiten Gliedern steht.

2. Die Schicksale des schwachen Adjektivs sind weit weniger mannigfaltig als die des Substantivs, die rein lautlich entwickelten Formen zahlreicher beim ersteren als beim letzteren. Die Beseitigung der Doppelformen war die gleiche wie beim Substantiv. Das Eindringen der Akkusativform *-un, -on* in Gen. und Dat. Sgl. des Mask. und Neutr. *(für -in, -en)* geschah ebenso wie beim Substantiv; nur ist diese Angleichung beim Adjektiv schneller erfolgt als beim Substantiv; denn beim Adjektiv, das so häufig neben dem Substantiv auftritt, erschien eine charakteristische Endung weniger notwendig als beim Substantiv. Im Gen. Dat. Sgl. F. blieb die alte Form erhalten: *der guten* = mhd. *der zungen;* dagegen ist auch beim Adjektiv der Akk. Sgl. auf *-en* dem Nominativ auf *-e* angeglichen worden.

3. Berührung verschiedener Geschlechter hat stattgefunden im Nom. Akk. Pl.: im Altsächsischen ist hier *-un* des Feminins und Neutrums auch Maskulinendung geworden, ebenso bei Otfrid und in der heutigen Walliser Mundart von Alagna. Umgekehrt hat Notker *-en* des Maskulinums auch auf das Femininum übertragen.

4. Berührung zwischen Mask., Fem. und Neutr. Sgl. liegt vor, wenn im Altsächsischen im Nom. Sgl. Mask. neben der Form auf *-o* auch eine solche auf *-a*, neben derjenigen des Feminins und Neutrums auf *-a* auch eine solche auf *-o* begegnet, z. B. *mennisca mod, that mario lioht* (Hel. 3449), *rehtaro dad, narowaro thing*; *daz aftero teil* (Notker I, 753, 22). Auffallend ist, daß die weitaus überwiegende Zahl dieser Doppelformen beim Komparativ erscheint. Es muß also wohl bei ihrer Bildung noch ein weiterer Grund mitgewirkt haben, vielleicht das Vorbild der starken Feminin-Flexion, wo im Gen. und Dat. Sgl. *-ara* und *-aro* gleichwertig geworden waren.

5. Eine weitere Beeinflussung der schwachen durch die starke Adjektivflexion liegt vor bei Notker, wo *-ôn* des Dat. Plur. durch *-ên* verdrängt worden war; in heutigen Mundarten hat der schwache Nom. Pluralis vereinzelt die Endung der starken Flexion angenommen (vgl. M. H. Jellinek, Abhandlungen zur germ. Philologie. Festgabe f. Heinzel, S. 32).

§ 405. Eine eigentümliche Nebenform findet sich bei *al:* eine Form *alla*, die in den altniederfränkischen Psalmen in allen drei

Geschlechtern des Nom. Sgl. erscheint: *alla man, alla erda, alla flesk* (vgl. O. Behaghel, German. XXI, 204);[1]) im Mittelniederdeutschen erscheint die Form *alle* für sich allein noch im Mask. Sgl. *alle man, alle mensche*, sowie als substantivisches Neutrum, z. B. Theophilus H 54 *vnde antwordes hir my alle, des ik vrage dy*, sonst nur im Nom. Akk. Neutrum: *alle volc, alle gras;* sodann aber vor dem Artikel in beliebigen Kasusformen: *alle des landes, mit alle seiner geselscap* usw.; diese letztere Verwendung ist auch mitteldeutsch und ist Eigentum der Schriftsprache geworden.

Neben *allet* kennt das Mittelniederdeutsche auch die Form *allent;* aus einer Verhochdeutschung dieser Form ist der norddeutsche Provinzialismus *allens* hervorgegangen.

C. Das Pronomen.

Vgl. W. van Helten, *Zur pronominalen Flexion im Westgermanischen.* Beitr. XXI, 455. — ders., *Zum westgermanischen hic-Pronomen.* IgF. XXVII, 278. — Adalb. Jeitteles, *Das nhd. Pronomen.* ZsfdPh. XXV, 303. — Franz Leupold, *Zur Geschichte der nhd. Pronominalflexion.* Diss. von Heidelberg 1909. — Ph. Schönborn, *Das Pronomen in der schlesischen Mundart* (I. T., 1. Kap.). Breslauer Diss. 1910. Das Ganze soll erscheinen als H. 7 von «Wort und Brauch».

§ 406. Kasus und Numeri treten im allgemeinen auf, wie beim Nomen. Bei dem Pronomen *du* ist noch der Dual erhalten. Von den Genitiven *sin* und *iro* sind mitteldeutsch noch mehrfach Reste erhalten, so im Oberhessischen, in Ruhla, Altenburg, im Obersächsischen, im Schlesischen: *ä hot sen viel* il en a beaucoup, *es git ere vel* il y en a beaucoup. Aber *sen* hat im Schlesischen auch akkusative Funktion angenommen, entsprechend dem Zusammenfall von mhd. *es* und *ez: ich hab sen satt, du must sen sein* (vgl. K. Weinhold, *Über deutsche Dialektforschung.* Wien 1853, S. 138). Auch in Lusern erscheint *sîn: do hašt san gnua.*

§ 407. Das persönliche Pronomen der ersten und zweiten Person wies im Urdeutschen etwa folgendes Paradigma auf:

Singular: Nom.: *ik* *thu*
Gen.: *mîn* *thîn*
Dat.: hatte dreifache Formen:
mê—mi—mir *thê—thi—thir*
Akk. *mik* *thik*

[1]) Vielleicht aus einem doch vorhandenen **allat that, allat thit,* wo Assimilation stattfand?

Dual:	Nom.:	*wit*	*git*
	Gen.:	*unkêr (-ar?)*	*inkêr (-ar?)*
	Dat.:	*unk*	*ink*
	Akk.:	*unk*	*ink*
Plural:	Nom.:	*wê—wi—wir*	*jê—ger—ji—ir*
	Gen.:	*unsêr (-ar?)*	*iuwêr (-ar?)*
	Dat.:	*uns*	*iu*
	Akk.:	*unsik*	*iuwik* (vielleicht daneben auch schon *uns—iu*).

§ 408. 1. In der geschichtlichen Entwickelung wurden wieder ganz früh die Doppelformen beseitigt. Im Dat. Sgl. und Nom. Pl. wählt das Hochdeutsche die konsonantisch ausgehenden Formen, das Niederdeutsche diejenigen mit vokalischem Auslaut. Die letztern greifen aber auch in die nördlichen Grenzgebiete des Hochdeutschen, besonders des Hessischen und Thüringischen über, jedoch nicht immer so, daß Dat. Sgl. und Nom. Plur. parallel gingen, sondern es kann die eine Form vokalischen Auslaut aufweisen, die andere das *r* zeigen. Ganz beseitigt sind allerdings die Doppelformen nicht; so erscheinen im Thüringischen für *ihr* nebeneinander die Formen *dê* und *dȩ*. Auch unter den beiden vokalischen Formen wird wieder Auslese gehalten: die Formen mit *-i* verdrängen früh, besonders im Dativ, diejenigen mit *-ê*. Die Form *jer* ist noch belegt in den altdeutschen Gesprächen, in den altalemannischen Psalmen, und noch heute an der oberen Nied und der oberen Albe (E. Martin, ZsfdA. XXXIX, 17).

2. Die Formen des Duals erleiden sehr starke Einbuße. Im Altsächsischen sind dieselben noch fast vollständig belegt; im Mittelniederdeutschen sind die Formen der ersten Person untergegangen; diejenigen der zweiten Person dagegen dauern auf den Grenzgebieten des Westfälischen und Niederfränkischen bis heute fort. Im Hochdeutschen ist die erste Person bis auf einen einzigen Beleg des Genitivs *unkêr* bei Otfrid verschwunden. Die Formen der zweiten Person sind zwar im Althochdeutschen nicht belegt, müssen aber mindestens im Bairischen bestanden haben: hier erscheinen *ez* (ihr) und *enk* (euch) seit dem Ende des 13. Jahrhs., und diese haben heute die Pluralformen im größten Teile des Gebiets völlig verdrängt; doch haben Osttirol und die Sprachinseln in Südtirol, in Piemont, das Lesachtal, Gottschee

den Plural bewahrt und die Dualform untergehen lassen (vgl. Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 36).

3. Angleichung verschiedener Kasus liegt besonders vor in zahlreichen Berührungen zwischen Dativ und Akkusativ, während — im Gegensatz zu Substantiv und Adjektiv — Nominativ und Akkusativ geschieden bleiben. Schon im Altniederdeutschen ist die Form des Akk. Pl. durch den Dativ ersetzt; nur noch vereinzelt begegnen im Mittelniederdeutschen Belege für *usik* und *juk* (vgl. AzfdA. XXVI, 33). Ebenso ist im Altniederfränkischen *iu* für Dat. und Akk. gültig, während in der 1. Pers. *uns* und *unsig* für Dat. wie für Akk. zur Verwendung kommen: später trägt *uns* den Sieg davon.

Im Althochdeutschen ist die Vermischung nur ganz spärlich eingetreten, aber wieder etwas häufiger bei der zweiten als der ersten Person; im Fränkischen des Ludwigslieds lautet der Akkusativ *iu*, das älteste Beispiel für *uns* steht in dem Augsburger Gebet (Hs. des X/XI Jahrb., MSD. I, S. 34, v. 3). Mittelhochdeutsch dagegen tritt *unsich* zurück; *uns* gilt für beide Kasus, während *iu* und *iuch* bis ins 14. Jahrh. noch ziemlich streng geschieden sind; von da an beginnt *iuch* — besonders im Mitteldeutschen — *iu* zu verdrängen. Unter dem Einfluß des Nom. ist die mittelniederdeutsche Akkusativform *gik* entstanden.

4. Der Ausgleichung des Plurals folgt diejenige des Singulars nach. Schon im Monacensis des Hel. ist der Dativ *mi, di* auch für den Akk. ganz allgemein eingetreten; im Cott. ist der Akk. *mi, di* das häufigere, aber auch *mik, thik* noch belegt. Umgekehrt findet sich heute in einem großen Teile des Niederfränkischen und des Niederdeutschen *mich, mik* für Akk. und Dat. gebraucht, ein Zustand, der sich bereits in der mittleren Periode ausbildet. Dem hochdeutschen Gebiet ist diese Vertauschung im Sg. fast gänzlich fremd geblieben: im Vintschgau findet sich Vertauschung von Dat. und Akk. *(er hat mer gschlogen, er hat mi vorglogen)*.

Vgl. O. Behaghel, *Vertauschung von Genitiv, Dativ und Akkusativ beim persönlichen Pronomen.* Germ. XXIV, 24. — W. Seelmann Jahresbericht f. germ. Phil. 1879, 12.

§ 409. Das heutige Mitteldeutsche und Oberdeutsche hat fast überall *wir* zu *mir, mer* gewandelt (aber Gottschee *bier* aus *wir*); neben *ir* findet sich seltener *dir*. Wo im Bairischen *ir* durch *es* verdrängt ist, begegnet die Form *dēs, dös*. Man nimmt gewöhn-

lich an, daß *mir* sein *m* erhalten habe in der Stellung nach dem Verb, indem *gebenwir* zu *gebemir* sich gewandelt habe. Dafür scheinen die Verhältnisse in Pernegg zu sprechen, wo die betonte Form *wīr*, die enklitische *mer* lautet. Aber Schwierigkeiten bereitet, daß große Gebiete des Alemannischen die 1. Pers. Plur. schon in mhd. Zeit auf *-ent* ausgehen lassen und die Endung heute *-et* lautet. Und in der Zeit vor der Gestaltung des *-en* zu *-ent* hieß es bei der Umgestaltung zumeist: *gebe wir*.

Man nimmt ferner an, *der*, *dös* sei durch Verschiebung der Wortgrenze in der Enklise entstanden (s. S. 199). Aber in Pernegg, in Gottschee hätte aus *gebetös*, *gebeter* nur ein *tös*, *ter*, kein *dös*, *der* entstehen können (Pr. Lessiak, PBB. XXVIII, 37; H. Tschinkel, *Grammatik der Gottscheer Mundart* 268).

Es wird also zur Erklärung des *m* und *d* auch die Angleichung an *meiner*, *mir*, *mich*, *du*, *deiner*, *dir*, *dich* heranzuziehen sein (ähnliche Übertragungen im Neugriechischen: Pl. ἐμεῖς, ὑμεῖς, ἐσεῖς). Auch die Stellung etwa nach *wenn* (*wenn wir* > *wemmer*, *wenn r̥* > *wenn dr̥*, vgl. S. 206) wird zu erwägen sein.

§ 410. Endlich hat beim Pronomen Angleichung an syntaktisch damit verbundene Wörter stattgefunden, nämlich beim Genitiv. Hauptsächlich geschah dies bei nachfolgendem *selbes* oder einem Plural: so erscheint schon altsächsisch *iuworo selboro*, *unkero selboro*, sogar *iuwaro gumono*. Bei Otfrid ist *mines selbes*, *thines selbes* häufig genug; vereinzelt begegnet auch *iuues selbes*; in der mittleren Periode ist niederdeutsch und mitteldeutsch diese Angleichung ziemlich häufig, seltener dagegen auf oberdeutschem Gebiet; im Mittelniederdeutschen erscheint *mines*, *dines* sogar ohne *selbes*, vereinzelt auch mhd.: *in der bekantnis mines*, ZsfdA. IL, 395, 10. Neben *mines*, *dines selbes* erscheint auch *miner*, *diner selbes*, vermutlich zuerst beim Feminin: auch dies *miner*, *diner* wird im Mittelniederdeutschen und im Ausgang des Mittelhochdeutschen selbständig; im Neuhochdeutschen sind dies die regelmäßigen Formen; zu ihrem Sieg haben wohl auch die daneben stehenden *unser*, *euer* beigetragen.

§ 411. Vom reflexiven Pronomen der dritten Person besaß das Urdeutsche nur noch den Gen. *sîn* für Mask. und Neutr. und den Akk. *sik* für alle Geschlechter und Numeri; *sîn* hat die gleiche Entwicklung durchgemacht wie *mîn* und *dîn*. In manchen mitteldeutschen Mundarten ist es noch heute als *sen* im Sinne eines partitiven Genitivs erhalten (s. § 406): *es git sen* = il y en a. *sik* ist

im Heliand nicht vorhanden, wohl aber, wie es scheint, so ziemlich im ganzen späteren Niederdeutschen: wie diese beiden Tatsachen zu vermitteln sind, ist unklar. Im Mittelniederdeutschen gilt *sik* nicht nur für den Akkusativ, sondern ist auch in den Dativ eingedrungen.

Auch im Hochdeutschen findet sich im Ausgang der althochdeutschen Zeit und in mittelhochdeutscher Zeit mehrfach dativische Verwendung von *sich*, zuerst und zumeist nach Präpositionen. In den heutigen mitteldeutschen Mundarten steht *sich* fast ganz allgemein für Dativ und Akkusativ; in Gebieten des Mittel- und Niederfränkischen begegnet dafür ein nach dem Muster von *mir* und *dir* gebildetes *sir*. Im Oberdeutschen dagegen ist *sich* erst in beschränktem Maße in den Dativ eingedrungen; es überwiegt hier noch das geschlechtige Pronomen der 3. Person.

Vgl. A. Leitzmann, AzfdA. XXXIV, 305.

§ 412. Bei dem geschlechtigen anaphorischen Pronomen lautete im Urdeutschen Nom. Sgl. Fem. *siu*, Neutr. *it*. Welche Formen im Maskulinum vorlagen, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, jedenfalls eine Form, die dem got. *is* entsprach, in doppelter lautlicher Gestaltung, *ir* und *er*, und eine Form mit dem Anlaut *h*, ebenfalls in mehreren Gestalten, wohl *hê*, *hie*, *her*.[1])

Gen. Sgl.: Mask. Neutr. *is*, Fem. *íra* — *irâ*.

Dat. Sgl.: Mask. Neutr. *ímu* — *imú*; Fem. *íru* — *irú*.

Akk. Sgl.: Mask. *ina* — *ínan* — *inán*; Fem. *sia (sie?)*, Neutr. *it*.

Plural Nom. Akk.: *sie* — *siô* — *siu*;

— Gen.: *íro* — *iró*;

Dat.: *im*.

§ 413. 1. In der geschichtlichen Entwickelung hat die Verteilung der Doppelformen folgendermaßen stattgefunden. Im Nom. Sgl. Mask. sind die mit *h* anlautenden Formen dem Oberdeutschen fremd; *he (hie)* ist niederdeutsch, aber auch auf mitteldeutschem Gebiete verbreitet; *her* tritt mitteldeutsch neben *er* und *ir* auf: das letztere nur bei Isidor. Oberdeutsch ist *er*. Neben *imu* erscheint *im*, wie auch das Adjektiv verkürzte Formen hat (s. S. 163); *ina* ist and.; *inan* hd. (nur einmal begegnet es im Mon. des Heliand); unter dem Einflusse der Unbetontheit ent-

[1]) *hê-hie* ist wohl ursprünglich die hochbetonte, *her* die unbetonte Form; ebenso verhalten sich *dê* und *der* (vgl. J. Franck, ZsfdA. XL, 16ff.).

wickelt sich aus *ínan, ínen* im 11. Jahrh. die Form *in*, ebenso wie, schon im 9. Jahrh., aus gleichem Grunde neben *siu* im Althochdeutschen die Form *si* entsteht. Die endungsbetonten Formen *irá, imú, irú, inán, iró* spiegeln sich in den Otfridischen Verkürzungen *ra, mo, nan, ro,* die zum Teil noch heute in den Mundarten des Wallis enthalten sind. *iró* lebt vielleicht noch fort in mhd. *iro*, nhd. *ihro* (neben mhd. *ir*, nhd. *ihr*), das die Erhaltung des vollen *o* der Endbetonung verdanken kann.

2. Der Genitiv *is* ist im Hochdeutschen im Maskulinum schon in der frühesten Zeit verschwunden; in der mittleren Periode tritt er auch niederdeutsch zurück. In dieser Zeit wird niederdeutsch wie hochdeutsch der neutrale Genitiv stark eingeschränkt und verschwindet im Neuhochdeutschen bis auf versteckte, unlebendige Reste (vgl. *ich bin es satt, zufrieden*).

Wenn im Althochdeutschen neben *is* auch *es* erscheint, das im Mittelhochdeutschen Regel wird, und auch im Mnd. *es* neben *is* gilt, so liegt hier wohl weniger eine Beeinflussung von *he* und *er* aus vor, als lautliche Schwächung.

3. Der Genitiv *iro* lebt als *ere* (aus *iren*) noch in heutigen md. Mundarten fort, im Sinne eines Gen. partit.: *es git ere* = il y en a.

4. Auf niederfränkischem Gebiet begegnen seit der ältesten Zeit nicht selten Formen des Dat. Sgl. (der auch den Akk. vertritt) mit anlautendem *h*, das vom Nom. her übertragen ist, neben Formen ohne *h*. Mehr vereinzelt sind solche Dative und Akkusative mit anlautendem *h* auch im Mittelfränkischen der älteren und mittleren Zeit: eigentümlich ist der Tatbestand im Trierer Kapitulare, wo der Nominativ selber nur *er* lautet. Im Mittelhochdeutschen beeinflußte sich der Nom. Fem. *siu* und der zugehörige Akkusativ *sie* nicht selten in der Weise, daß *siu* auch als Akkusativ (vgl. C. Kraus, Gedichte des 12. Jahrhs. S. 182), *sie* auch als Nominativ verwendet wird. Im Gen. und Dat. Sgl. des Feminins werden *ira* und *iru* in der gleichen Weise vertauscht, wie die entsprechenden Formen des Adjektivs.[1]) Im Altniederfränkischen der Psalmen tritt für den Akk. *ina* der Dat. *imo* ein, eine Entwickelung, die im Mittelniederdeutschen weiter geht und im heutigen Niederdeutschen ein großes Gebiet einnimmt. Auch im Fem. ist an die Stelle des Akk. Sgl. Fem. *sie*

[1]) Doch ist in Visperterminen der Genitiv *ira* auch für die Dativform maßgebend geworden; ebenso erscheint beim Pronomen *der* die Form *dera* für Genitiv und Dativ.

im heutigen Niederdeutschen vielfach die Form des Dat. getreten.

5. Gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Geschlechter zeigt sich kaum im Singular; denn mnd. *et* neben *it*, spätahd. mhd. *ez* aus *iz* ist wohl durch lautliche Schwächung entstanden. Im Plural hat schon das And. *sie* — *sio* zugunsten des Maskulinums ausgeglichen; im Mittelniederdeutschen ist auch die besondere Form des Neutrums verloren gegangen. Im Althochdeutschen wird *sio* mehr vereinzelt durch *sie* ersetzt; bei Notker ist *sie* für Maskulinum und Femininum durchgeführt. Im Mittelhochdeutschen dringt *sie* auch schon ins Neutrum ein, was im Neuhochdeutschen zur Regel geworden ist. Umgekehrt begegnet im Mittelhochdeutschen auch *siu* für das Maskulinum wie das Femininum (vgl. C. Kraus a. a. O.).

6. Einwirkung des Sgl. auf den Pl.: neben dem Gen. Pl. *iro* findet sich im Altsächsischen die Form *iru;* sie ist offenbar deshalb neben *iro* getreten, weil im Dat. Sgl. des Fem. *iro* und *iru* nebeneinander standen, die unter verschiedenen lautlichen Bedingungen entstanden waren (s. S. 162). Und auch *ira* erscheint altsächsisch im Gen. Pl., wie es im Singular durch Vermischung von Genitiv und Dativ neben *iro* getreten ist. Ebenso ist im Mittelniederdeutschen neben dem Dat. Pl. *en* (ihnen) eine Form *ene* entstanden, weil im Akk. Sgl. Mask. neben *ene* (= and. *ina*) die verkürzte Form *en* lag. Und im Neuniederdeutschen erscheint *er* auch als Akk. Pl. neben *se,* weil im Akk. Sg. Fem. diese beiden Formen nebeneinander gelten. Die nämliche Erscheinung treffen wir auf hochdeutschem Gebiet: dort begegnet seit dem 11. Jahrh. neben dem Dat. Pl. *in* die Form *inen,* nach dem Muster des Akk. Sgl. Mask., wo die gleichen Formen nebeneinander bestanden.

7. Unter dem Einfluß eines ursprünglich nachfolgenden *selber* ist der nhd. Gen. Sgl. Fem. und der Gen. Pl. *ihrer* aus mhd. *ir* entstanden, unter dem Einfluß nominaler Flexion der im älteren Neuhochdeutschen auftretende Dat. Sgl. Fem. und Gen. Pl. *ihren,* das auch in oberdeutschen Mundarten mehrfach die betonte Form abgibt.

§ 414. 1. Das Paradigma des Pronomens *der* hat so ziemlich die gleiche Urgestalt und Entwickelung, wie das von *er, sie, es;* nur sind die zweifelhaften Punkte noch zahlreicher.

Das urdeutsche Paradigma war etwa:

Nom. Sgl.: Mask. *se* — *the* — *thie* — *ther*, Fem. *thiu*, Neutr. *that*.

Gen. Sgl.: Mask. Neutr. *thes*, Fem. *thera*.

Dat. Sgl.: Mask. Neutr. *thamu* — *themu*, Fem. *theru*.

Akk. Sgl.: Mask. *thana* — *thena*, *than* — *then*, Fem. *tha* (= got. *tho*) — *thea*, Neutr. *that*.

Inst. Sgl.: Neutrum *thiu*.

Plural Nom. Akk.: Mask. *thê* — *tha* (das letztere aus dem Fem. übertragen); Fem. *tha* (= got. *thos*) — *thio*, Neutr. *thiu* — *thei*.

Gen. Plur.: *théro* und *theró*.

Dat. Plur.: *thêm*.

2. Von den Doppelformen des Nom. Sgl. Mask. ist *se* nur noch einige Male im Cott. des Hel. belegt. Die andern Formen verteilen sich im ganzen wie die Formen *he* — *hie* und *er*. *thamu* ist noch im Altniederdeutschen der Freckenhorster Rolle bewahrt; verkürzt als *than* einmal im Cott. des Heliand; sonst gilt niederdeutsch und hochdeutsch die Form mit *e*: *themu*. *themu* erscheint lautlich verkürzt als *them* (s. S. 162, 5); neben *dem* steht nd. und zum Teil auch md. die Form *den*, indem auslautendes *m* zu *n* wurde, während es sich unter bestimmten Bedingungen erhielt. Im Akk. Sgl. Mask. ist *then* hd. ausschließlich herrschend geworden: *thana* und *thena* stehen im Hel. nebeneinander; *than* und *then* sind ganz vereinzelt; im späteren Niederdeutschen ist die Form mit *a* verloren. Im Akk. Sgl. Fem. erscheint die alte Form *tha* nur noch in ganz vereinzelten Belegen im Hel., sonst *thea*.

Der Heliand zeigt auch noch einige Belege von *tha* in Nom. Akk. Plur. des Mask. und Fem., während dieselbe im übrigen verschwunden ist. Im N. A. Plur. N. ist *thei*, wohl alte Dualform, namentlich im Bairischen, aber auch md. bis ins 12. Jahrh. belegt. *Theró* reicht in *dero* bis ins Neuhochdeutsche hinein, mit Bewahrung des vollen Vokals unter dem Akzent.

3. Neue Doppelformen entstehen im Nom. Akk. Pl. Mask. durch lautliche Doppelentwickelung. Urgerm. *thai* wurde in unbetonter Silbe früh zu *thê*, und dessen *ê* fiel mit urd. *ê* in *hêr* zusammen. *thê* wurde nun wieder unbetont wie hochbetont verwendet. Im letzteren Falle wurde es zu *thea* — *thia* — *thie*, und diese Form hat schon im 9. Jahrh. *thê* verdrängt. Ebenso erscheint im Althochdeutschen besonders alemannisch für den Dat. Pl. die Form *deam*, *diem*, bis hinein ins Mittelhochdeutsche.

Ganz vereinzelt ist *thiem* im Heliand neben regelmäßigem *them;* nach dem Muster dieser pluralischen Doppelformen begegnen dann auch neben *them* des Sgl. einige *thiem.*

4. Im Mnd. ist der aus *thea* entstandene Akk. Sgl. Fem. auch die Form des Nom. Sgl. Fem. geworden, und in allen niederdeutschen Mundarten (so in Ostbevern, in Westniedersachsen, Heide in Ditmarschen, in der Uckermark, in Stavenhagen) ist dieses *de-dei* auch in den Dativ gedrungen. Im Mittelhochdeutschen ist besonders mitteldeutsch der Akk. *die* auch in den Nom. eingedrungen, was dann im Neuhochdeutschen Regel geworden. Auch das Umgekehrte begegnet, daß *diu* für Nominativ wie Akkusativ angewendet wird: im Mittelhochdeutschen wie in heutiger Mundart im Bairischen. Nachdem auf diese Weise *diu* und *die* gleichwertig geworden, stellte sich auf mitteldeutschem Gebiete *die* auch neben die Form *diu* des Instrumentalis. Im Mittelniederdeutschen ist für das Neutrum *dat* vielfach die Genitivform *des* eingetreten, da in negativen Sätzen beides häufig gleichwertig war *(dat enis niet = des enis nit).*

In heutigen Mundarten ist der Akkusativ *den* durch *der* verdrängt worden; *ich ha der Vaters gseh;* so in den meisten alemannischen Mundarten, im oberdeutschen Fränkisch, in der Pfalz, am Rhein bis Aachen, Köln, Elberfeld, in Hessen. Niederdeutsch kommt seltener das Umgekehrte vor: westfäl. *den dicken buern hadde dat verdeint* (vgl. W. Friedrich, ZsfdPh. XXXIII, 52).

5. Die Ausgleichung der drei Geschlechter im Nom. Akk. Pl. verlief im ganzen wie bei *sie, sio, siu.*

6. Die Form des Nom. Akk. Pl. Mask. selber stand teilweise unter dem Einfluß von *sie*: daraus ergab sich im Altsächsischen für *the* die Form *thie* (*thea, thia*).

Ferner sind im Neuhochdeutschen ähnlich wie beim Pronomen *er, sie, es* Angleichungen an die nominale Flexion vollzogen worden: *deren, derer, denen.*

7. Eine scheinbar sehr merkwürdige Form des Genitivs zeigt Visperterminen: *dessi* (ebenso *wessi* wessen, *niemetsi* Niemandes); das ist aber nichts anderes als *wes sîn*, d. h. eine Mischung aus *wes* + *wem sîn.* Sollten vielleicht auch nhd. *dessen* und *wessen* so entstanden sein?

§ 415. 1. In hohem Maße unsicher ist die urdeutsche Flexion des zusammengesetzten Pronomens *dieser.* Sie mag etwa folgendermaßen ausgesehen haben:

Nom. Sgl.: Mask. *these*; Fem. *thius*; Neutr. *thit—thetti.*
Gen. Sgl.: Mask. Neutr. *thesse—thesses*; Fem. *thesera.*
Dat. Sgl.: Mask. Neutr. *thesomu*; Fem. *thesuru.*
Akk. Sgl.: Mask. *thesan*; Fem. *thesa*; Neutr. *thit—thetti.*
Inst. Neutr.: *thius.*
Plur. Nom. Akk.: Mask. *these*; Fem. *theso*; Neutr. *thius—theisu.*
Gen. Pl.: *thesero.*
Dat. Pl.: *thesêm.*

Von diesen Formen sind *thetti, thesse, theses, theisu* auf niederdeutschem Gebiete nicht vorhanden; der Nom. Sgl. Mask. ist im Altniederdeutschen nicht belegt. Auf hochdeutschem Boden dauern die drei ersten bis in mittelhochdeutsche Zeit fort, allerdings mit einer kleinen Umgestaltung. *deisu* erscheint nur in althochdeutschen Quellen, denselben, die auch beim Artikel die Form *dei* bieten. Im übrigen erleidet das Paradigma, soweit es schon Adjektivendungen aufweist, die gleichen Veränderungen durch Einwirkung verschiedener Kasus, verschiedener Geschlechter aufeinander, durch von der Substantivflexion ausgehende Einflüsse, wie sie das Adjektiv erfahren hat.

2. Weitere Beeinflussung verschiedener Kasus zeigt sich im Stammvokal. Im frühsten Althochdeutschen waren noch weitere Endungen des Adjektivs in das Paradigma eingedrungen, auch die Endung *-iu*. Vor dieser Endung ging das *e* des Stammes lautgesetzmäßig im 9. Jahrh. zu *i* über, so daß also Wechsel zwischen *e* und *i* in den verschiedenen Formen des Paradigmas stattfand. Dieser wurde zugunsten des *i* ausgeglichen, und der Ausgleich ist bei Notker schon völlig durchgedrungen. Wenn das Mittelniederdeutsche neben *dese, dit* auch Formen mit *ü* zeigt, so stammt dies wohl aus den alten Formen, die im Stamm *iu* aufweisen; freilich müßte Verkürzung eingetreten sein. Einfluß von Plural auf Singular liegt vor, wenn nach dem Muster der im Althochdeutschen sich ergebenden Doppelformen für Nom. Akk. Pl. Neutr. *thesiu* und *theisu* das letztere auch im Nom. Sgl. Fem. neben *thesiu* tritt.

Die wichtigste Umgestaltung geschah durch Neubildungen nach der Adjektivflexion. Schon altniederdeutsch lautet der Gen. Sgl. regelmäßig *theses,* und im Mittelniederdeutschen ist die Form *thius* des Nom. Sgl. Fem. und Nom. Akk. Plur. Neutr. durch gewöhnliche adjektivische Bildungen ersetzt worden; neben *dit* begegnet eine Form *desset* (s. *allet* S. 223). Im Alt-

hochdeutschen ist die Form *thius* überall durch adjektivische Bildungen ersetzt; neben *these* tritt frühe *thesêr*, um später Regel zu werden. Der Genitiv *theses* neben regelmäßigem *thesses* und seltenem *thesse* tritt althochdeutsch erst vereinzelt auf; mittelhochdeutsch ist er allgemein.

4. Einwirkung des Artikels scheint vorzuliegen im Altsächsischen, wenn neben *theses* im Gen. Sgl. auch *thieses*, im Dat. Sgl. und Plur. auch die Form *thieson* neben *theson* erscheint: man darf wohl annehmen, daß der nicht belegte Nom. Sgl. Mask. neben *these* auch *thiese* gelautet habe.

5. Das Mittelniederdeutsche hat Formen mit *u (dusse, dut)* das als *ü* aufzufassen und wohl mit der Form *thius* des Altsächsischen in Verbindung zu bringen ist.

6. Schwierig ist das im Mittelniederdeutschen neben dem einfachen *s* des Stammes auftretende Doppel-*s* zu erklären; ebenso ist der Ausgangspunkt der bei Notker und dann im Mittelhochdeutschen begegnenden Neubildung *dirro (dirre)* neben *deser* im Nom. Sgl. Mask. unklar.

§ 416. *jener* ist im Altsächsischen nicht belegt; es würde wohl **jena* lauten = mnd. *gene;* im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen besteht eine Nebenform ohne *j: ener;* das Neutrum lautet mnd. *jent.*

§ 417. 1. Das Fragepronomen *wer* entbehrt des Feminins und des Plurals. Seine urdeutschen Formen waren etwa:

Nom.: Mask. *hwe—hwie—hwer,* Neutr. *hwat.*

Gen.: *hwes.*

Dat.: Mask. *hwemu—hwem* (Neutrum nicht vorhanden).

Akk.: Mask. *hwana—hwena—hwanan* (?)*—hwenan.* Neutr. *hwat.*

Instr.: Neutr. *hwiu.*

2. Die Doppelformen haben sich in geschichtlicher Zeit verteilt wie die entsprechenden des Artikels; von der Form *hwanan*, wenn sie überhaupt einmal bestand, sind keine Spuren zurückgeblieben. *wenan* hat sich im spätern Althochdeutschen unter dem Einfluß der Proklise zu *wen* verkürzt.

3. Im Mittelniederdeutschen erscheint *weme* auch als Akkusativ, *wen* auch als Nominativ; von hier aus erklärt es sich, daß neben dem Genitiv *wes* im Mittelniederdeutschen auch die Neubildungen *wems* und *wens* auftreten.

Im Neuhochdeutschen hat man gelegentlich ein Feminin geschaffen: *von wer geboren* (*wem : wer = dem : der*, vgl. R. Fritzsche, *von wer geboren,* ZsfdU. XI, 468.)

4. Die oberdeutsch gelegentlich auftretende Form *wa* ist aus *wassagst du*, *wassollich* abstrahiert.

§ 418. Im Mittelniederdeutschen besteht neben *welc (quis)* ein *welker*, Gen. *welkeres*, aus *welc er* = quis eorum (vgl. Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprachforschung III, 23, J. Franck, AzfdA. VIII, 323).

§ 419. Mhd. *ieweder* wird mit Ende der Periode zu *ieder* (Gen. *iederes*); hier jedoch wird *-er* des Suffixes mit dem *-er* der starken Flexion auf eine Stufe gestellt, und so entsteht das Paradigma *jeder - jedes*.

§ 420. Possessives Pronomen. Dasselbe lautete für den Singular urdeutsch *mîn*, *dîn*, *sîn*, letzteres nur für Mask. und Neutr. Im Dual und Plural der 1. und 2. Person bestanden Doppelformen: *unkar—unka*, *inkar—inka; unsar—unsa, iuwar—iuwa*. Die Flexion der genannten Pronomina war die der starken Adjektiva. Für das Fem. Sgl. und den ganzen Plural der 3. Person wurde der Genitiv des anaphorischen Pronomens *er* verwandt.

Von den Doppelformen des Duals und Plurals gehören die auf *r* ausgehenden in geschichtlicher Zeit dem hochdeutschen Gebiet an, die auf Vokal dem Niederdeutschen, doch greifen dieselben auch auf mitteldeutsches Gebiet über. Die Form des Duals der 1. Person ist im Althochdeutschen und Mittelniederdeutschen verloren; die der 2. Person dauert da fort, wo das Pronomen der 2. Person *enk* noch besteht. Der Genitiv des anaphorischen Pronomens hat im Mittelniederdeutschen regelmäßig, im Mittelhochdeutschen häufig und im Neuhochdeutschen durchgängig für die possessive Verwendung adjektivische Flexion angenommen: *ihr*, *ihres*, *ihrem* usw. (wohl der älteste Beleg im Friedberger Christ und Antichrist E^b 13).

REGISTER.

A.

a, â, Umlaut 127f; And. a vor ld, lt im Mnd. zu o 139; urdeutsch â zu o im Niederfränkischen 14; â der ält. Sprache heute getrübt 142; mhd. â zu nhd. ô in unbetonter Silbe 159.

ä, Umlaut von a, Schreibung im Nhd. 85.

æ, Umlaut des â 143; urdeutsch æ zu â im Deutschen 141.

Ablaut beim Verbum 240f; A. beim Nomen 290f.

Adelung 69.

Adjektiva; atributives A., Variabilität der Betonung 103; Umlautwirkung der ahd. Adjektivendung -iu, Umlaut in den Komparationsstufen 294; Umlaut der Adj. der ahd. i-Klasse im Mhd. 294; Einwirkung der Flexion des A. auf die des Pron. 337; Flexionsendungen des A. 320ff.

Adverbium, modal und prädikativ 101; kein Umlaut des A. von Adj. der ahd. i-Klasse im Mhd., aber im Nhd. 294.

-aere, mhd. Wortausgang, nhd. -er 163.

af-, Betonung des Präfixes im Altdeutschen u. Nhd. 108.

Affrikata, Ausbildung 178.

agi zu ei 215.

ai, Umlaut 127f; monophthongiert zu â, ê, î 150f; in Mittelsilben, Wandlung 160.

al, Adj., Form alla, Nom. Sing. 326.

al-, Präfix, Betonung 107.

Akzent, musikalischer, dynamischer, Satzakzent 79; musikalischer 91; dynamischer 98; Nebenakzente 115.

Albrecht v. Halberstadt 64.

Alemannen 5; alemannische Siedlungen am Südabhang der Alpen 11.

Alemannisch, siehe auch oberdeutsch; lange Endungsvokale erhalten 37; kurze auslaut. Vokale in den südl. Mundarten 38; Mundarten, Kennzeichnung 49; Wortbetonung 92; kurzer Vokal in offener Silbe erfährt Dehnung (Ausnahme Hochalem.) 122; langer Vokal vor Doppelkonsonanz 125; Kürzung von î, û, iu vor allen Fortes mit Ausnahme von ch 125; Umlaut vor sk 132; üns, ünser 134; teilw. kein Umlaut von ou vor labial. Geräuschlaut 135f; ô zu oa, ua, uo 144; Behandlung der Vokale der Endsilben nach Hochton 166.

—, Wechsel von Fortis und Lenis 180; lw und rw in der nhd. Zeit zu lb und rb 202; rj neben rr im ält. Alem., heute entspricht meistens r oder rg 204; n im Auslaut unbetonter Silben abgefallen 210; n am Schlusse von Stammsilben verloren, wenn Vokal unmittelbar vorangeht 210; Eintritt von n vor vokal. Anlaut bei vokal. schließenden Wörtern, wo urspr. keins stand 211; s in sp und st zu š 218; Übergang von th zur Lenis d im 8. Jahrh. 219; Fortis t wesentl. im Niederal. zur Lenis 226; Spirant ch nach allen Vokalen, nach r und l ach-Laut 228; ch in unbetonter Silbe, besonders in der Silbe -lich zu g (k) 228; lk, rk, nk, Entwicklung 232.

—, Flexion des Verbs: Umlaut 251; stammbildende Suffixe 256; Endungen 265; gân u. stân 272; Flexion von tun 274; Verb. subst., Flexion u. Formen 276; lassen, Flexion, Kurzformen 279; haben, Flexion u. Formen 281; die Praeterito-Präsentia 282f;

Flexion des Nomens 287ff; Akk. den verdrängt durch der 296; im Mhd. Gen. Plur. der vokal. Stämme auf -on, -en 303.
Allgäu, rom. Bevölkerung 12.
Alpenländer, Besiedlung 18.
Althochdeutsch, Interpunktion 78; Quantitätsbezeichnung der Laute 80; absteigende Betonung 117; Umlaute 129; Monophthongierung von au zu ô (über ao) vor h oder dent. Kons. 153; Vokale im Auslaut 161.
—, Flexion des Verbums: grammatischer Wechsel 252; Auslautswechsel beim Verb 255; schw. Verbum, j-Suffix präsensbildend 257; schwache Präteritaformen starker Verba 261; Verbum Substantivum, Flexion u. Formen 276; lassen, Flexion 279; haben, Flexion u. Formen 280.
Altmark, deutsche Besiedlung 19.
Altniederdeutsch, Umlaut von û noch nicht angedeutet 130; urdeutsch ê und ô als Längen bewahrt und Diphthongierung zu ie und uo 143; urdeutsch ê heute ei (äi) 144; Monophthongierung des alten ai (Schreibung e) 150; io neben ia (westgerm. eu) 158.
—, Flexion des Verbums: grammatischer Wechsel 251; Wechsel zw. einfacher Kons. und Doppelkonsonanz im Stammausgang des Präsens 254; Endungen des Verbs 264ff; Bildung des Part. Prät. 270; haben, Flexion u. Formen 279.
—, Substantiv: Pluralbildung auf -ôs 302; Adj.: Doppelformen in der Flexion 321.
Altniederfränkisch, urdeutsch ê und ô diphthongiert 143; Schwund des h im Anlaut 220; Verlust des h im Inlaut zwischen Vokal 221; Endungen des Verbs 264f.; alte Akkusativform des Subst. verdrängt durch Nominativ 299.
Altsächsisch, Interpunktion 78; Fehlen der Quantitätsbezeichnung 80; ô-Klasse d. Verb., j-Suffix präsensbildend 257; verb. ai-Klasse 257; Einwirkung des Substantivs auf die Flexion des Adj. 325; Pron. jener nicht belegt 337.
Analogiewirkungen beim Ausfall von Konsonanten 195.
Anaphorische Wörter und Satzakzent 94, 101.
Angelsächsische Synode v. J. 786 2.
Anlautswechsel 179.
Ansbert von Rouen 7.
-âri, Suffix, höchster Nebenton 116.
Artikel, Einwirkung auf Flexion des Pron. im As.: theses: thieses usw. 337.
Assimilation von Konsonanten 183ff.
Attila, Etzel 234.
au, Umlaut 127f.; westg., Monophthongierung zu ô usw. 153f; in Mittelsilben, Wandlung 160.
Aufforderungssatz u. musik. Akzent 95.
Auslaut, Vokale im 161; Auslautswechsel der Kons. 179; Auslautswechsel im Ahd. beim Verbum 255.
Aussagesatz u. musikalischer Akzent 95.

B.

b, Entwicklung 225; im Anlaut bei Notker 179.
Baden, p/pf-Grenze 56.
Bairisch, Charakterisierung u. Abgrenzung 48f; Wortbetonung 92.
—, teilw. Brechung der Vokale der hochton. Silben 121; Dehnung des kurzen Vokals im Wortauslaut schon in Mhd. erweisbar 123; Umlaut von â 127; Umlaut vor sk 132; üns, ünser 134; teilw. kein Umlaut von ou vor labial. Geräuschlaut 136; ô zu uo 144; Diphthonge ïe, ou, üe bewahrt 145; urdeutsch Diphthong ai, Entwicklung 151; urdeutsch eu und eo, Entwicklung 155; Scheidung von altem iu und û 157; Vokale der Endsilben nach Hochton 167.
—, Klang des w 201; rj nach kurzer Stammsilbe bis ins 12. Jahrh. bewahrt, heute r und rg 204; n im

Auslaut unbetonter Silben im allgemeinen erhalten 209; s in sp und st im Inlaut im allg. s, auch š 218; th zur Lenis d 219; hs zu ks 221; ch in unbetonten Silben, spez. in -lich teilweise g (k) geworden 228; ph zu pf 230.
—, Flexion des Verbums: Umlautswechsel 248 f.; stammbildende Suffixe 256; Endungen des Verbs 266 ff; gên u. stên 272; Flexion von tun 274; die Präterito-Präsentia 282 f; Verb. subst., Flexion und Formen 276.
—, Flexion des Nomens: Ersatz des Gen. beim Subst. 289 f; Endungen des Subst. 296 ff.; Flexion der Pron.: Formen dēs, dös 330.
Bairisch-Österreichisch 52; æ, Umlaut des â, heute offen, teilweise â 143; Entwicklung von altem î, û, û 147; Entwicklung von au 154.
Bairischer Wald, Besiedlung 18.
Baraboital, westl. v. Odessa, deutsche Siedelung 27.
Bayern, Besiedlung 12; im nordwestl. Bayern alte Wahlen-Orte 12.
be, Präfix, Behandlung, Verlust des Vokals usw. 175.
Behauptungssatz u. musik. Akzent 95.
Benediktinerregel, Quantitätsbezeichnung der Laute 80.
Benrather Linie 40.
Bergleute, Bedeutung für Ausbreitung des Deutschen 28.
Bern, burgund. Bestandteile im Kanton B. 6.
Berner Oberland, Wahlen-Orte 8.
Bernische Kanzleisprache 60.
Berthold v. Holle 64.
Betonung 91 ff.; norddeutsche, süddeutsche 94; logische 98; mechanische im Satz 105.
Bildungssilben, Wechsel der Betonung 172.
bl aus wl 201.
Bodmer 69.
Böhmen, deutsche Besiedlung 19.
Böhmische Kanzleisprache 65.
Boner, Ulrich 60.
br aus wr 201.
-braht, -beraht, ahd., Wirkung der Betonung 115.
Braunschweigische Reimchronik 64.
brechen, Ablaut 243.
Brechung der Vokale 121; beim Verbum 246 ff.; Brechungswechsel beim Nomen 290.
Bruder, Umlaut im Plural 292.
Brun v. Schonebeck 64.
Bühl, Hans von 62.
Bühnensprache, Aufnahme mundartl. Kürzungen urspr. langer Vokale 125.
Burgunder 5.
Burgundisch 6.

C.

ch, aus f vor t teilw. im Nhd. 223; Verschiebung zu k 224; Verschiebung von k zu hh, ch 228.
Cimbrisch, kurze auslautende Vokale 38.
Cistercienser Mönche, Tätigkeit für das Deutschtum 28.
ck, kein Umlaut von u vor ck im Oberd. u. Mitteld. 135.

D.

d, Entwicklung 225; im Inlaut zu r 226; vor w 226.
Dänisch, Abgrenzung z. Deutschen 27; Beeinflussung des Deutschen 29.
dat, Mittelfr. 229.
De Heinrico 31.
Dehnung der Vokale 123.
Deklination, Endungen des Subst. 296 ff., des Adj. 320 ff., Pronomen 327 ff.
-dl- zu -gl- 188.
Dentale, Wirkung der zweiten Lautverschiebung 212.
der-, Vorsilbe für er- nach einem -n der Endung 206.
der, Pronomen, Flexion 333 f.
dero, Kanzleiform 166.
dieser, Pron., Flexion 335 f.
Diphthonge 126 ff.; Quantität 121; Monophthongierung 149 ff.
Dissimilation der Konsonanten 185.
dit, mittelfr. 229.
Doppelformen von Worten 122.

Doppelkonsonanz 180ff.
Dual, des Nomens im Urgerm. verloren 287; beim Pronomen 328; des Pron. poss. 338.
Duisburger Grenzstraße 55.
Dynamischer Akzent 79, 98.

E.

e, als Dehnungszeichen 81; Umlaut 127f.; westgerm. e (ë) 139; tonloses e der Endsilbe, Behandlung 168; e in der Mittelsilbe 173; am Ende der Wörter, entstanden aus Analogiebildung 178; Abfall nach nicht hochtoniger Silbe, Wirkung auf die Endungen des Kasus beim Subst. 298.
ê des Urdeutschen 143; ê zu ei diphthongiert im heutigen Nd. 150.
ebi—ibi zu ei—î 196.
edi—idi zu ei—î 196.
egi—igi zu ei—î 196, 215.
ei, 150f.; im Ahd. häufig als e geschrieben 82; entrundet aus eu 137; zu eu unter dem Einfluß von Labialen im Schweiz. u. teilw. Mitteldeutschen 138; eï (äï) heute aus dem ê des Altniederdeutschen 144; nhd. ei aus mhd. î 146f; diphthongiert aus ê (urdeutsch ai) im heutigen Niederdeutschen 150; im Mitteldeutschen teilw. ai zu ê monophthongiert, teilw. ei 151; urdeutsch ai im Ahd. ei, im 13. Jahrh. im Bair. wieder ai, usw. 151.
Eigennamen 31; Latinisierung 60; Verlust vortoniger Silben 177; mit zweitem Glied -man, Flexion 306; Berührung mit andern Stämmen 307; Bildung des Akk. auf -an im Ahd. und And. 325.
Eike v. Repkow, Weltchronik 32.
Eilhart v. Oberge 32, 64.
-elaere, Weiterbildung des Suffixes -aere 195.
Elision von Endungsvokalen 161.
Elsässisch, siehe auch Alemannisch, g-Laut im Inlaut nach hellen Vokalen zu j, nach dunkeln zu u 213; hs zu ks 221; Entwicklung der gutturalen Spirans des Urdeutschen 223; Vokale der Endsilben nach Hochton 167; Endungen des Verbs 266f.; Verb. subst., Flexion und Formen 277.
Elsaß-Lothringen, Sprachgrenze 8.
-enaere, Weiterbildung des Suffixes -aere 195.
-ende, mhd. Wortausgang, nhd. -end 163.
Endsilbenvokale, Abschwächung 162.
Endungsvokale, der älteren Zeit 37; Abschwächung 37. Elision vor vokalischem Anlaut des nächsten Wortes 161.
Entrundung labialisierter Laute 137.
eo aus eu 155; eo aus eu zu io, ia, ie 158.
-es aus -us 168.
Etzel 234.
eu, Entwicklung 155; westgerm. eu im Deutschen: iu, ü 156; aus ei unter dem Einfluß von Labialen im Schweiz. u. teilw. Mitteldeutschen 138.

F

f, Entwicklung 222ff.; vor t zu ch im Ripuarischen und nordwestl. Nd. 223; auslautendes f des Urd. 223.
fâhan, Wechsel von g u. h im Ahd. u. Mhd. 253.
Feminina auf -în 115.
Femininum, Flexionsendungen 311.
Flexion, des Verbums 236ff.; des Nomens 287ff.; des Adj. 320ff.; des Pron. 327ff.
fl aus wl 201.
fliohan 254.
Fortis, Wechsel von Fortis und Lenis 179.
fr aus wr 201.
Fragesatz n. musikal. Akzent 95.
Franken 5.
Fränkisch, Gliederung 49f., 51, 52; urdeutsch æ zu â 141; urdeutsch ô 144; rr neben rj im ältern Fr., heute r oder rg 204; h im Anlaut 220; Endungen des Verbs 266f., der Subst. 296f., des Adj. 320f., des Pron. 327f.
Fränkisch-Alemannisch 48ff.
Französisch, Einfluß auf das Deutsche 29; als Sprache der Höfe usw. u. in der Lit. 36.

Französisch-deutsche Sprachgrenze 4f.
freln, frel, mundartlich, Forelle 112.
Fremdwörter, Fremdwort und Wortakzent 109; Betonung 117; Verlust vortoniger Silben 176; Plural auf -s 301.
frenkisg bei Otfrid 2.
Friesisch, Abgrenzung gegen das Deutsche 27.
ft 223.

G.

g, Entwicklung 225f.; im Anlaut bei Notker 179; g u. h, im Wechsel als stammschließende Kons. beim Verbum 252.
ga-, unbetontes Präfix 107; Hilfsmittel bei der Flexion des Part. Prät. 271.
Galizien, deutsche Besiedlung 18.
gân, gangan 273.
gar, gâr, Adv. 121.
Gaugrenzen u. Sprachgrenzen 56.
ge-, Präfix, Behandlung, Verlust des Vokals usw. 175; Hilfsmittel bei der Flexion des Part. Prät. 271.
gên, Flexion 272.
Genitiv, Verlust in neueren Mundarten 38; attributiver, Variabilität der Betonung 103; Ersatz beim Verb. u. Subst. 289; erstarrte Reste in Mundarten 289.
Georg v. Ostia 2.
Geräuschlaute 178, 211ff.
ging—gieng siehe gangan.
giwahnan—giwôg usw. 256.
Glossen 31; Glossar Pa, Quantitätsbezeichnungen 80; Glossar R, Quantitätsbezeichnungen 80.
Gottsched 68, 69.
Gottschee, deutsche Sprachinsel 17; Mundart 53 u. ö.
Grabinschriften 35.
Grammatischer Wechsel 252, 295.
Graubünden, Besiedlung 11.
Gutturale, Wirkung der zweiten Lautverschiebung 213.

H.

h, Dehnungszeichen 81; anlautend im Ahd., wo historisch nicht berechtigt 83; im Anlaut 220; vor Konsonanten 221; im Inlaut 221; h und g, h und w, im Wechsel als stammschließende Kons. beim Verbum 252, 254.
haben, Flexion 279f.
-haft, Adjektiva auf, Bildung von Abstrakten auf -haftigkeit 195.
hâhan, Wechsel von g u. h im Ahd. und Mhd., Vermischung mit hangen 253.
Haller, Albrecht v. 69.
Hamburg, hochdeutsche Sprache 67.
har (huc), Angleichung an dar 140.
Hauptmann, Gerhart 70.
Hausgrenze u. Sprachgrenze 56.
Hebel 70.
Heberollen, niederdeutsche 31.
Heinrich von Hesler 64.
Heinrich v. Morungen 64.
Heinrich v. Veldeke 32; Dehnung des kurzen Vokals in off. Silbe 123.
Heliand 31 u. ö; Komposita mit un-, Tonverschiebung 113.
Hennebergisch, Assimilation von hs zu ss 185; anlautend w zu b 201.
Herder 69.
hereinher 114.
hernacher 114.
Hessisch, siehe auch Mitteldeutsch; Umlaut der Diphthonge (ai) 128; üns, ünser 134; altes iu heute in zwei Laute gespalten: ṻ und ū 157; anlautend w teilw. zu b 201; anlautend wl und wr zu fl und fr 201; n im Auslaut unbetonter Silben heute größtenteils abgefallen 210; germ. f im Inlaut vor Vokal 222; hob = hof 223; rd zu rt am Schlusse hochtoniger Silbe 225; anlautend b in Lenis und Fortis gespalten 227; palatales ch 228; inlautend nd zu ng 184; hs zu ss 184; Endungen des Subst. 296f.; Flexion des Pron. 327f.
hh, ursprünglich kein Umlaut vor hh 135.
Hilfszeitwörter, in Verbindung mit Vollwörtern Variabilität der Betonung 102.
hintar-, Präfix, Betonung 108.
hl-, anlautend 220.
hn-, anlautend 220.
hob = Hof, hessisch 223.

Hochalemannisch 50; kurze Vokale in offener Silbe 122.
Hochdeutsch, siehe auch Oberdeutsch und Mitteldeutsch; Kennzeichnung der Mundarten 40; Grenze gegen das Niederdeutsche 41; hochdeutsche Inseln im nd. Gebiet 41; Hauptabteilungen: Oberdeutsch und Mitteldeutsch 45; Grenze zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch 45; urdeutsches ê und ô zu ie und uo 144; Behandlung der Vokale nach Hochton in Endsilben 165; Schwinden der Doppelformen bei der Flexion des Adj. 321; neue Doppelformen in der Flexion des Adj. 322.
Hochton im Wortakzent 106.
höfische Sprache 61.
hr-, anlautend 220.
hs, Dehnung von a vor hs 123; ursprünglich kein Umlaut vor hs 135; zu ss 185; zu ks 188.
ht, Dehnung von a vor ht 123; Kürzung des Vokals vor ht 126; ursprünglich kein Umlaut vor ht 135; Entwicklung 221.
Humanismus, Einfluß auf die deutsche Sprache 35.
Hyperhochdeutsch, e am Ende auf Grund von Analogiebildung 178.
hw-, anlautend 220.

I.

i, als Dehnungszeichen 81; Umlaut 127f.; in offener Silbe zu e im Mittelnd. und Mitteld. 140; vor h zu ie in Notkers Psalmen gebrochen 140; i der Endung, Angleichung und Wandlung des Vokals der vorhergeh. Mittelsilbe 160; aus urd. j im Auslaut 204;
— altes î, Entwicklung 146; Kürzung von î im Alem. 122; Entwicklung in unbetonten Silben 159f.; verb. î-Reihe 242, 245, 254.
îch, in der Ostschweiz usw. 124.
ie, im Nhd. 81; im Ahd. 82; aus ê und io 144; im Bairischen, Alem., Ostfränk. 145.
ieder, mhd., aus ieweder 338.
-ieren, Verba auf, Präfix mit Nebenton 117;
ieweder, mhd., zu ieder 338.
-ig, Ableitungssilbe 214.
igi-, ahd., zu î 215.
-în, Feminina auf 124.
în-Stämme 313.
îni-Stämme, Subst. 313, 314.
-inne, Suffix, höchster Nebenton 116.
Inschriften, Sprache der 35.
Instrumentalis beim Mask. u. Neutr., vereinzelt beim Fem. 288.
Interpunktion, im Ahd., bei Notker usw. 78.
Intervalle in der Rede 96.
it, mittelfr. 229.
Italien, deutsche Sprachinseln in 14.
Italienisch, Beeinflussung des Deutschen 29.
iu, Umlaut zu û 127f.; aus westgerm. eu 157; aus û 157;
iu-Reihe, Ablaut 242; Eindringen des Pluralvokals in die 1. Pers. Sgl. im Mnd. 247; Wechsel von g u. h 254.

J.

j, Einfluß des urd. j auf nachfolgendes o 160; in vortoniger Silbe mundartlich zu g geworden 203; im Inlaut nach Konsonanten 203; im Wortanlaut 203; im Auslaut 204; Verba der j-Klasse, Wirkung des Umlauts 248; Verdoppelung der Kons. vor j 254;
j-Suffix, Verba mit j-S. im Urdeutschen 248; im Präs. des starken Verbs 255; präsensbildend beim schw. Verbum 256; j-S. des Präsens urdeutsch im Prät. u. Part. Prät. 258.
jeder, aus mhd. ieder, ieweder 338.
jehen, mhd., Ablaut 244.
jetzund, jetzunder 114.

K.

k, Entwicklung 230f.; Wandel von ch zu k 224; hochdeutsch k zur tonlosen Doppelspirans 228; Nfr. k zu ch 229.
Kanzleisprache, kaiserliche, böhmische

usw. 65f.; kursächsische 66; Eindringen des Hochdeutschen 67; im Niederdeutschen 67; Tonfall der Satzschlüsse 119.
Kindersprache, sprachl. Spieltrieb 198.
Kirchensprache, deutsche 35.
Komparation 294, 326.
Komposita mit un-, Betonung 110.
Kompositum und Wortakzent 106.
Konsonanten 178ff.; Auslautswechsel 179f.; Doppelkonsonanz 180f.; Assimilation 183f.; Angleichung von einander nicht berührenden Lauten 186; Dissimilation 187f.; Vokalisierung 196; Umstellung u. Einschaltung 196; Ausstoßung in Gruppen von mehr als 2 Konsonanten 196; Streckformen 197; Verlust oder Antritt eines Kons. durch Verschiebung der Wortgrenze 198; Sonorlaute 200f; Geräuschlaute 211ff.; Unterschiede im stammschließenden Kons. beim Verbum 251; Konsonantenwechsel des Stammauslauts beim Nomen 295.
kw, teilw. erhalten, teilw. zu k geworden 201; statt tw 226.
kz zu .z 185.

L.

l, 217; wl im Oberd. zu l, teilw. wl zu ſl 217; l + Dental, Einfluß auf vorhergehendes a 123; l zu r 185.
Labiale 211f.
Langobardenreich 15.
langobardische Sprache, Lautstand 15.
lassen, Flexion 279.
Lateinisch, Verdrängung durch das Deutsche in der Lit. 36; lat. Buchstaben z. Bez. d. Deutschen 83.
Lautlehre, Quantitätsbezeichnung der Laute in der Schrift 80; Qualität der Laute 81f.; Vokale 120ff.; Diphthonge 149ff.; Konsonanten 178ff.
Lautverschiebung, zweite 212; Chronologie 234; Erklärungen 234.
lb, nhd. teilw. im Alem. u. Md. aus mhd. lw 202.
ld, kein Umlaut von u vor ld 135; ld zu ll 185.
lebéndig 112.
Lechgrenze zwischen Alemannisch u. Bairisch 56.
Lenis, Wechsel von Fortis u. Lenis 179.
Lessing 69.
Leubus, Kloster, Bedeutung bei der Besiedlung des Nordostens 28.
lh im Auslaut zu lch 222.
lîch, lich, leich, lich 173.
lîhan 254.
Limes, römischer, als Sprachgrenze innerhalb Württembergs 55.
-lîn, Suffix 63.
litus Saxonicum 5.
Livland, deutsche Besiedlung 20.
lk zu lch 232.
ll aus lr, aus ld 185.
logische Betonung 98, 106.
Lokativ des Singulars zweifelhaft, im Plural 288.
lr zu ll, rr 185.
Ludwig der Deutsche 7.
Luther 37; Bedeutung für die Sprache 66f.; Ablaut der iu-Stämme 242.
lw, mhd., nhd. zu lb 202.

M.

m, Ausfall vor f im Nd. 207; in vortoniger Silbe Wandlung zu b 207; auslautend zu n 207.
Mainfränkisch 52.
Mainzer Landfriede, erstes deutsches Reichsgesetz 34.
-man, Zusammensetzungen auf, Plural auf liute 290.
Maßbezeichnungen, Bestimmung durch Zahlen usw., Variabilität der Betonung 102.
mb, für m im Mhd. u. ältern Nhd. 85; zu mm 183.
Mechanische Betonung im Satz 105, 110.
Mediasch (Siebenbürgen), anlautend j zu g 203.
Medien, urdeutsche 212f.
mein = mein Gott 149.
miss-, misse-, Betonung der damit gebildeten Verbalkomposita 107.

Mittelbairisch 52.
Mitteldeutsch 45ff.; Mundarten 46; oberdeutsche Kolonie im Md. 46; oberdeutsche Formen im Md. 63; Urkundensprache 64;
—, Dehnung des kurzen Vokals in off. Silbe 123; Kürzung des langen Vokals vor Doppelkonsonanz 125; ê-Laut in den westl. Gebieten des Md., Umlaut von â 127; kurzes i in offener Silbe zu e 140; au = au und ô, Gebiete 153; ai, Entwicklung 151; eu, Entwicklung 155; Spaltung des alten iu in ǖ und ū 157; Vokale der Endsilben 167f.;
—, mb zu mm schon im Mhd. 183; nd zu nn, ng 184; Labialer Anlaut teilw. bewahrt 201; lw und rw teilw. zu lb und rb 202; w nach u-haltigen Vokalen in der nhd. Periode teilw. verloren 202; n im Auslaut unbetonter Silben heute grossenteils abgefallen 210; -n des Infinitivs, des starken Part. Prät. usw. 208f.; Ableitungssilbe -ig 214; s in sp und st im Anlaut š 218; th zur Lenis d 219; h im Inlaut zwischen Vokalen in der mittleren Periode verloren 221; ht in der mittleren Periode als cht geschrieben 221; hs zu ks 221; h im Silbenanlaut nach Konsonant im Mhd.: im Nhd. geschwunden 222; gutturale Spirans des Urdeutschen auslautend teilw. bewahrt 223; Verschiebung von auslautend ch in nhd. Zeit zu Verschlußlaut 224; b im Anlaut in Lenis und Fortis gespalten 226; inlautende Lenis d auf großen Gebieten zu r-Laut 226; tw durch kw ersetzt 226; Zusammenfall von -s und -ʒ 229; anlautend p zu pf(f) 230;
—, Verbum: Mundarten, Ablautsreihen 241; Eindringen des gebrochenen Vokals in die 1. Pers. Sgl. 247; Endungen des Verbs 265ff.;
—, Nomen: Flexion 287ff.; Reste der pron. Gen. sin und iro 327; Wandlung von wir zu mir, seltener dir neben ir 329.
Mittelfränkisch 47; Literatursprache 64; Umlaut vor sk (sch) 132; westgerm. e offen, von dem a-Umlaut in der Aussprache noch heute unterschieden 139; im nördl. Mittelfr. erscheint heute für älteres ie î 145; altes iu gespalten in ǖ und ū 157; nd zu ng 184; hs zu ss 185; anlautend w teilw. zu b 201; in heutigen Mundarten der gutturale Spirant des ht zum Vokal (i und u) aufgelöst 221; urdeutsche Spirans f anlautend tönend geworden 222; dat, wat, dit, it, allet 229; lp und rp zu lf und rf geworden 230; Flexion von tun 274.
Mittelhochdeutsch, Quantitätsbezeichnung der Laute 80; Umlaute 129; Vokale nach Hochton in Endsilben 165;
—, starke Verba mit schw. Nebenformen 261; Verbum subst. Flexion 276; lassen, Flexion 279; haben, Flexion 280; Präterito-Präsentia 283f.; Komparativ und Superlativ mit und ohne Umlaut 294.
Mittelniederdeutsch, Quantitätsbezeichnung der Laute 80; Dehnung des kurzen Vokals in offener Silbe 123; a vor ld, lt zu o 139; kurzes i in offener Silbe zu e 140; u und ü zu o und ö 141; Präfix ver- als vor-, te- als to- 175; Schwund des h im Anlaut 221; th zur Lenis d 219; gutturale Spirans auslautend im allgemeinen bewahrt 223;
—, Verbum: Berührung der e- und a-Reihe, der e- und iu-Reihe 244; Umlaut und Rückumlaut 249; h u. w, Aufgabe des Wechsels beim V. 252; Ersatz schwacher Formen durch starke 261; Präterito-Präsentia 282, 283;
—, Nomen: Plural auf -s (-es) 300; allet, allent 327; Doppel -s neben dem einfachen s des Stammes bei der Flexion von dieser 337; welc, welker 338.
Mittelniederländisch 1.
Mittelsilben, Vokale der 172.
Mittelvokale, Schwächung 173.

mm aus mb 183.
mögen, Flexion u. Formen 284.
Monophthongierung 150ff.
Moselfränkisch 47; rd zu rt verschoben am Schlusse hochtoniger Silben 225.
Mundarten, literarische Verwendung 70; Tonverschiebungen 111; heutige M., Vokalunterschied zwischen Singular u. Plural d. Ind. Prät. 241; heutige M., Umlaut u. Rückumlaut bei Verben 249; starke Formen des Verb, wo die Schriftsprache schwache hat 262; die Präterito-Präsentia 282; Verlust des Genitivs, Ausnahmen 288; Umlaut beim Subst. 292; Nomen, Pluralumlaut den Sing. ergriffen 293; Angleichung des Dat. Plur. an Nom. u. Akk. Plur. 299; Kasusbildung des Subst. 305; Flexion des Adj. 322.
Mundartengrenzen 54ff.
Musikalischer Akzent 79, 91.
müssen, Flexion u. Formen 285.
Mutter, Umlaut im Plur. 293.
Mystiker 32.

N

n, anlautendes, Verlust am Wortanfang 199; Vorschub am Wortanfang 199; vor h 207; Ausfall vor f im Nd. 207; teilw. Ausfall vor s 207; teilw. Abfall des -n im starken Präteritum 208; lautgesetzlich erhalten vor Vokal im folgenden Wort 210; Abfall in nein 210; im Inf., Abfall u. Erhaltung 208f.; am Schluß von Stammsilben teilw. verloren 210; urdeutsch, n-Suffixe im Präs. des starken Verbs 255.
Nachbarn der Deutschen 4.
Nasalierung 138.
nd, inlautend, niederdeutsch u. teilw. mitteldeutsch nn 184; nd zu ng 184;
Nebenakzente 115.
nein, teilw. Abfall des n 210.
neo, ahd. 158.
Neuhochdeutsch, Schriftsprache 37, 65; mechanische Betonung 110; in der Schriftsprache kurzer Vokal gedehnt in offener Silbe 122; o, ö für älteres u, ü 141; Doppelkonsonanz 182;
Neuhochdeutsch, Verba, Übertritt starker Verba in die schw. Flexion 261; Übertritt schw. Verba in die Klasse der starken 262; Verbum subst., Flexion 277;
—, Verlust des Genitivs in den Mundarten, Ausnahmen 288; Nomen, Umlaut bei alten a-Stämmen 292; Umlaut des Adverbs 294; Umlaut im Komp. u. Superlativ 294; Ausgleich des Wechsels des Stammauslauts beim Nomen 295.
Neutrum, Flexionsendungen 308.
ng, inlautend zu gutturalem Nasal assimiliert 183f.
Niederalemannisch 50.
Niederdeutsch, Mundarten, Kennzeichnung 40; Grenze zum Hochdeutschen 41; hochdeutsche Inseln im N. 41; Dialekte 44; oberdeutsche Formen 63; hochdeutsche Kirchenordnungen 67; Kanzelsprache 67;
—, Dehnung des kurzen Vokals in offener Silbe 123; Kürzung des langen Vokals vor Doppelkonsonanz 125; Umlaut von ai (ê) 128; altes î, û, iu unverändert geblieben 146; westgerm. au zu ô 153; eu, Entwicklung 155; Behandlung der Vokale nach Hochton in Endsilben 165; Vokale der Endsilben 167;
—, mb zu mm 183; inlautend nd zu nn, teilw. zu ng 184; hs zu ss 185; labialer Anlaut bewahrt 201; m (oder n) fällt vor f 207; teilw. n vor s gefallen 207; n im Auslaut unbetonter Silben erhalten mit Ausnahme östl. Gegenden 209; s in sl, sm, sn, sw teilw. š 218; št, šp in einem großen Teile verbreitet 219; th zur Lenis d geworden im Beginn der mittleren Periode 219; Schwund des h im Inlaut zwischen Vokal 221; ht in der mittleren Periode cht geschrieben 221; tk zu tt, t 185; f im Inlaut zwischen Vokalen 222; auslautendes f des Urdeutschen geblieben 223; Unterschied zwischen den aus den tönenden Spiranten entstand. deutschen Verschlußlauten und den germ. u.

westgerm. Tenues 224f.; inlautend Lenis d auf großen Gebieten in r-Laut übergegangen 226; tw aus dw, Ersatz des tw durch kw 226;
—, Flexion des Verbs: Ablautsreihen 241; Wechsel im Präs. der e- und iu-Reihe, Schwanken 246; Brechung 246f.; Umlaut 248f.; Wechsel zwischen einfacher Konsonanz u. Doppelkonsonanz im Stammausgang der schw. j-Flexion 254; stammbildende Suffixe 256f.; Flexion von tun 274; Flexion des Nomens 287ff.; das Pronomen 327ff.
Niederfränkisch 43; Uerdinger Linie 43; Bezeichnung des Umlauts von â im 9. Jahrh. 130; urdeutsch â (aus an vor h) zu o 141; in der mittleren Periode für älteres â — ô — û häufig die Schreibungen ae, ai — oe, oi — ue, ui 146; Monophthongierung des urdeutschen ai 151;
—, nd teilw. zu ng 184; hs zu ss 185; labialer Anlaut bewahrt 201; teilw. wr und wl zu fr, fl 201; n im Anlaut unbetonter Silben 208f.; anlautend št, šp 219; th zur Lenis d 219; in heutigen Mundarten der gutturale Spirant des ht zum Vokal aufgelöst, zu i, teilw. zu u 221; f im Inlaut zwischen Vokalen 222; für urdeutsch dw steht tw 226; k zu ch 229;
—, Flexion des Verbs 236f.; Flexion des Nomens 287f.; Pronomina 327f.
Niederösterreichisch, im Inlaut nach kurzem Vokal die Fortis t, nach langem die Lenis 226.
Niedersächsisch 43; in der mittleren Periode für älteres â — ô — û häufig die Schreibungen ae, ai — oe, oi — ue, ui 146.
nieo (Notker) 158.
Nikolaus von Jeroschim 64.
-nisse, nhd. -niss 163.
-nissi, Suffix, höchster Nebenton 116.
nn aus nd 184.
Nomen, Flexion 287ff.; Dual 287; Verlust des Genitivs in den Mundarten des Nhd., Ausnahmen 288; Ablaut u. Brechungswechsel 290f.; Stammbildung 290f.; Wechsel von ë und i im Urdeutschen nicht mehr lebendig 291; Umlaut 292; Konsonantenwechsel des Stammauslauts 295ff.; Endungen des Subst. 296ff., des Maskulinums 301f., des Neutrums 308f., des Femininums 311f.; Endungen des Adj. 320f.
Nordbairisch 52.
Norddeutsche Betonung 94; Verschiebung der Betonung 111.
Notker 31; Interpunktion 78; Bezeichnung des Worttons 80; Satzphonetik 82; Tonverschiebung 116; Quantität der Vokale 120; io aus eo (eu) zu ie 158; Anlautsgesetze 179.

O.

o, vor r 140; für älteres u 141; im Auslaut, Wandlung 161; Umlaut von o und ô 127f.; urdeutsches ô im Altniederd. 143; Diphthongierung von ô 144; ô-Klasse d. Verb., j-Suffix präsensbildend 257.
ö, Umlaut von o 127f.; ö für älteres ü 141.
Oberdeutsch 45; Schriftsprache im Mhd. 61; kein Umlaut von u vor ck 135; kein Umlaut von a vor l + Kons. und r + Kons. 135; teilw. kein Umlaut von u vor pf 135; westgerm. e (ë) von dem Umlaut des a in der Aussprache geschieden 139; urdeutsch æ zu â 141; urdeutsch ê zu ea, ia, ie 144; eu, Entwicklung 155; iu aus eu und ü, Umlaut von û im Mhd. durch iu wiedergegeben 156.
—, Flexion des Verbs 236f.; Flexion des Nomens 287f.; Endungen des Subst. 296f.; Endungen des Adj. 320f.; Pronomina 327f.; Wandlung von wir zu mir, seltener dir neben ir 329.
Oberfränkisch, siehe auch Mitteldeutsch; th zur Lenis d 219.
Oberhessisch, Brechung der Vokale 121; Stammbildung des Nomens,

verschiedene Stämme des Sing. u. Plurals 290; Pluralumlaut ergreift den Sing. 293.
Oberösterreich, nördl., Besiedlung 18.
Oberpfälzer Wald, Besiedlung 18.
Oberpfälzisch 52.
Obersächsisch, siehe auch Mitteldeutsch 47; Obers. und Gottscheds Bemühungen 69; Diphthongierung der Längen î, û, û̂ 147; anlautend j zu g 203; urdeutsch d in altd. Zeit zur Tenuis fortis 225; lp und rp zu lf und rf 230.
Oberwallis, deutsche Besiedlung 9.
Odessa, deutsche Siedelung 27.
oþar aus anþar 208.
ogi altdeutsch zu oi 215.
ohne, oberdeutsch 170.
Opitz 68.
Ortsbestimmungen, attributive, Variabilität der Betonung 103.
Ortsbezeichnungen, Reste des Lokativs im Plural 288.
Ortsnamen, Tonverschiebungen 112; Verschiebung des Nebentons 116; Umlaut 133; Ortsnamen auf -statt 174.
Orts- und Flurnamen, einige erstarrte Reste des alten Umlauts 294.
Österreichisch, siehe Bair.-Österr., Nieder-Österreichisch.
Ostfränkisch, siehe auch Mitteldeutsch, 52; westgerm. e von dem a-Umlaut unterschieden 139; anlautend j zu g 203; n im Auslaut unbetonter Silben 210; scheinbar. Pluralsuffix -lich 290.
Ostmitteldeutsch 46.
Ostschweiz, deutsch u. romanisch 10.
Otfrid, Widmung an Liutbert 2, 31; Satzakzent 79; Bezeichnung des Worttons 80; mehrsilbige Senkung im Vers 89; Komposita mit un-, Tonverschiebung 113.
ou, im Ahd. 82; im Bairischen, Alem., Ostfränk. 145.
oü, Entwicklung 155.

P.

p, Entwicklung 230.
Paracelsus, deutsche Vorlesungen 36.
Partikel, Betonung in der älteren Sprache 104.
Partitive, versteinerte: erstarrte Reste des Genitivs 289.
Partizipium Präteriti, Bildung 260f.
Parzival, Quantitätsbezeichnung in den Hss. 80.
Paulus Diaconus 15.
Pausen im Satz 89.
Perfektumschreibung 239.
Personenbezeichnungen, erstarrte Reste des Genitivs 289; Plural auf -s 300;
Personennamen, Betonung 115.
-pf aus -tf 185.
Plattdeutsch 43.
Polen im deutschen Sprachgebiet 21.
Pommern, deutsche Besiedlung 20.
Posen, deutsche Besiedlung 20.
Possessive Verbindungen und dynamischer Akzent 101.
Präfixe, Pr. und Wortakzent 107; Vokale der nichthochtonigen P. 175; als Hilfsmittel der Flexion des Part. Prät. 271.
Praemonstratenser Mönche, Tätigkeit für Verbreitung des Deutschtums 28.
Präsens 264.
Präterito-Präsentia, Flexion 281f.
Präteritum, Bildung 260.
Predigtliteratur 39.
Proklitika u. Enklitika, Zusammentritt, Schwierigkeit der Betonung 105.
Pronomen, Flexion 327ff.; anaphorisches Pr., proklitisch u. enklitisch 101; Bewirkung von Umlaut im Mhd. 134.
Pronomen possessivum 338.
Prosa, deutsche, Anfänge 35.

Q.

Qualität der Laute 81f.
Quantität der Laute 80f.

R.

r, silbenbildendes r im Mhd. 205; im Auslaut 205; im Anlaut, aspiriert 205; Umspringen des r im nd. u. md. Gebiet 206; silbenbildendes r nach n zu dr̥ 206; im Wortauslaut, Dehnung

d. kurzen Vokals in geschloss. Silbe 123; r + Dental, Einfluß auf vorhergehenden Vokal 124; r u. s, im Wechsel als stammschließende Kons. beim Verbum 252.
Ravensburgisch, anlautend wl, wr zu bl, br 201.
rb aus rw 202.
Rede, Zeitmaß der Rede 87 f.
Reduplizierende Verben, Verschmelzung der Vorsilbe mit Stammsilbe 245; Berührung mit ablautenden Verben 245.
Reflexiv, proklitisch u. enklitisch 92.
Reibelaute 178.
Restwörter 59.
Reuter, Fritz 70.
rh im Auslaut zu lch 222.
Rheinfränkisch 47; urdeutsch ê zu ea, ia, ie 144; westgerm. eu 156; altes iu in û und ū gespalten 157; Verlust des n im Auslaut unbetonter Silben 210; f im Inlaut zwischen Vokalen 222; lp, rp zu lf und rf 230.
Rhythmische Formen der Laute 118 f.
Rhythmus, aufsteigender 118.
Ripuarisch 47.
rj, zu rg gewandelt 204; zu rr, r 204.
rk zu rch 232.
Romanische Ortsnamen in der Schweiz 11.
rr aus -lr 185.
rs, Entwicklung 219.
Rückumlaut 137, 248.
Rumänisch, Beeinflussung des Deutschen 29.
rw zu rb geworden 202.

S.

s 216 ff.; nach Vokal sch 217; s als h wiedergegeben 217; Zusammenfall mit ʒ 217; s und r, im Wechsel als stammschließende Kons. beim Verbum 252.
Sachsenspiegel 32.
Sächsisch, inlautend nd zu ng 184; n im Auslaut unbetonter Silben erhalten 209; f im Inlaut zwischen Vokalen 222; f heute für pf 230; Sandhi 82.
Satz, mechanische Betonung 112.
Satzakzent 79, 99 ff.; in der älteren Sprache 104.
Satzmelodie 92.
Satzphonetik 82.
Satzschlüsse, Tonfall der 119.
Satztakte 78.
Sauerländisch, kein Umlaut vor sk (sch) 132.
Saxones Baiocassini 5.
-schaft, Suffix, im Niederdeutschen 64.
Schlesien, deutsche Besiedlung 20.
Schlesisch, siehe auch Mitteldeutsch, 46; kein Umlaut von u vor ck 135; Diphthongierung der alten Längen î, û, û 147; inlaudend nd zu ng 184; anlautend w zu b im Pronomen wir 201; n im Auslaut unbetonter Silben 209; Ableitungssilbe -ig 214; sp zu šp 219; urdeutsch d in altdeutscher Zeit zur Tenuis fortis geworden 225; anlautend b spaltet sich in Lenis und Fortis 227; f heute für pf 230; Vokalunterschied zwischen Sing. u. Plur. des Ind. Prät. 241.
Schleswig-Holstein, Verschwinden des Niederdeutschen aus der offiziellen Sprache 67.
Schottelius 68.
Schriftsprache, mittelhochdeutsche 35, 263; Schr. u. Mundart 59; Tonverschiebungen 111; Ablautsreihen 242; verb. e-Reihe, Wirkung der Brechung 247; Umlaut u. Rückumlaut bei Verben 249.
Schüttelformen, Umstellung von Konsonanten 197.
Schüttelreime 197.
Schwabenspiegel 32.
Schwäbisch, siehe auch Oberdeutsch; 51 f.; Wortbetonung 92; Brechung der Vokale 121; â zu ao, au 142; n im Auslaut unbetonter Silben abgefallen 210; Abfall des n am Schluß von Stammsilben und Nasalierung des Endvokals 210; Ableitungssilbe ig 214; hs zu ks 221; Verb. subst., Flexion 277.

Schwedisch, Einfluß auf das Deutsche 29.
Schweizerische Mundarten, siehe auch Alemannisch; 50; iu aus urdeutsch eu, Entwicklung 155; teilw. Verlust des Nasals vor Spirans 208; Pluralumlaut beim Nomen des Sing. ergriffen 293.
Schweizer Jura, Franz. u. Deutsch 8.
sich, dativ. Verwendung 331.
sîch in der Ostschweiz usw. 124.
Sieben Gemeinden, deutsche Sprachinseln in Italien 14.
Siebenbürger Sachsen 16.
Siebenbürgisch 53; Eindringen d. luth. Schriftsprache 68.
Siedelungen, deutsche, in älterer Zeit 18.
Siegerländisch, a vor t zu e geworden 132; anlautend wl, wr zu bl, br 201.
Silben, vortonige, Verlust 176.
sk, Entwicklung 233; Umlautswirkung von sk (sch) 132.
sl, anlautend, ahd. scl 84; sl, s = š 218.
Slavisch, Beeinflussung des Deutschen 29.
sm, s = š 218.
sn, s = š 218.
so wer, swer 84.
Soest, nhd. Schreibung 146.
sollen, Flexion 285.
Sonorlaute 178, 200 ff.
sp, Entwicklung 218.
Speyer, Urkunden von, Sprache 64.
Spieltrieb, sprachlicher 197, 198.
Spiranten 211 ff.
Sprache und Schrift 78 ff.
Sprachgesellschaften 68.
Sprachgrenze, deutsche, im Westen u. Süden 4; im Norden 5; im Osten 16.
Sprachinseln, deutsche 16 f., 52.
ss aus hs 185.
st, Entwicklung 218.
Stadtmundarten 58.
Stammbildende Suffixe beim Verbum 255 f.
Stammbildung des Nomens 290 ff.
Stammsilbenvokale, Dehnung 124.
stân, Flexion 272.
standan 273; standan-stôd, as., stund u. stôt im Mnd. 256.
stên, Flexion 272.
St. Gallen, Urkunden 63.
Straßburger Eide 7.
Streckformen 197; Akzentverschiebung 112.
Substantiv, Ersatz des Genitivs beim Subst. 289; Umlaut 292; Tilgung des Umlautwechsels 293; Endungen 296 ff.; Angleichung der Kasusformen 299; Übertragung v. Singularendungen in den Plural u. umgekehrt 300; Plural auf -s 300; Endungen des Maskulins 301, des Neutr. 308, des Fem. 311; Einwirkung auf das Adj. in der Flexion im As. 325.
Südbairisch 52.
Süddeutschland, Vordringen der Schriftsprache 68.
Süddeutsche Betonung 94.
Südfränkisch 52; kein Umlaut vor sk (sch) 132; kein Umlaut von u vor ck 135.
Südrheinfränkisch, siehe auch Mitteldeutsch; teilw. kein Umlaut von u vor pf 135; Abfall des n am Schluß von Stammsilben und Nasalierung des Endvokals 210; Ableitungssilbe -ig 214; sp zu šp 219; d aus urdeutsch d im In- und Auslaut zur Tenuis fortis 225.
Südtirol, mundartl. Grenzen 56.
Suffixe, stammbildende beim Verb 255 f.
Suffixpräterita, Untergang der Doppelformen 241.
süs = sus ist 134.
sw, s = š 218.
swa 218.
swelhan, swelhen, swelgen 253.
swelher 218.
swer 218.
Synode von Tours 2.

T.

t, auslautendes, Verlust am Wortende 199; Entwicklung 225 f.
tar für darf im Nd. u. Alem. 284.
Tenues 225, 228.
teutsch 2.
-tf zu -pf 185.

th, im Anlaut bei Notker 179; Entwicklung 219.
Theatersprache 86.
theodiscus 2.
Thomasius, deutsche Vorlesungen 36.
Thüringisch, siehe auch Mitteldeutsch; 47; urdeutsch ê und ô, Entwicklung 144; Entwicklung von altem î, û, iu 146; altes iu in zwei Laute gespalten 157; inlautend nd zu ng 184; n im Auslaut unbetonter Silben im nördl. Thür. erhalten 209; f im Inlaut zwischen Vokalen 222; urdeutsch d in altdeutscher Zeit zur Tenuis fortis geworden 225; f heute für pf 230; p nach Kons. in den südlichsten Teilen zu pf 230; lp und rp im größten Teil zu lf und rf 230; scheinbares Pluralsuffix -lich 290.
Tirol, deutsche Sprachinseln im roman. Gebiet 13.
Titel, Betonung bei Otfrid und im Mhd. 104.
tiusch 2.
tk zu tt, t 185.
Tochter, Umlaut des Plur. 293.
Ton, aufsteigender, sinkender, ebener 92.
Tonbewegung 93.
Tonhöhe 92.
Tonschritt 93.
tösche, zwischen, mittelfr. 230.
Transkaukasien, schwäbische Siedelung 27.
tun, Flexion 274.
tw, Ersatz durch kw 226.

U.

u, û, Kürzung von û vor allen Fortes mit Ausnahme von ch im Alem. 125; u, û, Umlaut 127f.; u zu o im Mnd. und Md. 141; û, altes, Entwicklung 146;
—, Kürzung von û vor allen Fortes mit Ausnahme von ch im Alem. 125;
—, ü zu ö im Md. 141; û, altes, Entwicklung 146.
û-Präsentia, Ablaut 243.
ua aus urdeutsch ô, Übergangsstufe 144; ubar-, Präfix, Betonung 107.
üe bewahrt oder zu û 145.
Uerdinger Linie im Niederfränkischen 44.
umbe, um 132.
Umlaut 127ff.; Wirkung beim Verbum 248ff.; beim Nomen 292f.
Umlegung der Melodien in der Tonführung 94.
un-, Komposita mit 113.
-unga, Suffix, höchster Nebenton 116.
Ungarn, deutsche Kolonien 16.
-unge, nhd. -ung 163.
unsîch 114.
untar, Präfix, Betonung 107.
uo aus urdeutsch ô 144; geschrieben im Ahd. 82.
urchig, urche, schweizerisch 62.
Urdeutsch, Vokale 119f.; Konsonanten 178f.; Sonorlaute 200f.; Geräuschlaute 211f.; Ablaut der Wurzelsilbe beim Nomen, zweifelhaft 290; vokalische Doppelformen beim Nomen 291; Wechsel von ë und i beim Nomen, nicht mehr lebendig 291.
Urkunden, deutsche 32; Eigennamen 31; altdeutsche 63.
Urkundensprache, deutsche 32; im mitteld. Sprachgebiet 64.
-us, Endung, Schwächung zu -es 168.
uw, as. u. ahd. aus urd. ww 203.

V.

Vater, Umlaut im Plural 292.
ver-, unbetontes Präfix 107.
—, ver, Präfix, als vor im Mnd., Mittelbinnen-Bair. 175.
Verbalkomposita mit af 112.
Verbum, indogerm., Tonschwäche 101; in Verbindung mit Ortsbestimmungen, Variabilität der Betonung 102; in Verbindung mit prädik. Nomen, Variabilität der Betonung 102; Flexion, Quantitätsunterschiede zwischen 1. Pers. Sgl. Präs. Ind. und der 2. u. 3. Person im Nd. u. Md. 125; Übertragung des Pluralumlauts auf den Singular 134;
—, Flexion 236ff.; Einfluß der End-

silben auf die Stammsilben: Brechung 246f.; Wechsel im stammschließenden Kons. 251ff.; starkes V., j- und n-Suffixe 255; schw. V., j-Suffix präsensbildend 256; ai-Klasse, j-Suffix präsensbildend 257; Vermischung starker u. schwacher V. 261, 263; Personalendungen 264ff.; V. mit teilw. Übertritt in die Klasse unthematischer Verba: lassen, haben 279; Präterito-Präsentia 281; wollen 281; Ersatz des Genitivs beim V. durch den Akk. 289;
—, Verbum substantivum, Flexion 275.
Verkehrsgrenzen u. Sprachgrenzen 54.
Vernersches Gesetz 254, 295f.
Versbau, Versende, Cäsuren u. Satztakt 89.
Verschlußlaute 178.
vlaemen 65.
Vogtland, deutsche Besiedlung 20.
Vokale, der hochtonigen Silben 120; Quantität in ält. Zeit 120; Brechung 121; V. vor l u. r 121; lange V. 125; Labialisierung 138; V. der unbetonten Silben 159ff.; V. nach Tiefton u. Hochton in den Endsilben 162f.; V. der Mittelsilben 172; V. von ursprünglich wurzelhaften Silben, Abschwächung usw. 173; V. der nicht hochtonigen Präfixe 175.
Vokalisierung von Konsonanten 196.
Vokativ, Rest vielleicht in ahd. waldan 288.
vol-, unbetontes Präfix 107.
vor für ver siehe ver.
Vorlesungen in deutscher Sprache 36.
Vorname und Zuname, Variabilität der Betonung 102.
Vortonige Silben, Verlust 176.
Voss, Joh. Heinr. 70.

W.

w, im Silbenauslaut as. u. ahd. zu o 200; Klang im Deutschen 200; anlautend zu b geworden 201; im Auslaut 202; Verlust nach u-haltigen Vokalen 202; als Anlaut zweier Kompositionsglieder nach Konsonanz im Hd. verloren 202; w u. h im Wechsel als stammschließende Kons. beim Verbum 254.
Wahlen-, Wallen-, in Ortsbezeichnungen 7.
wat, mittelfränkisch 229.
Wechsel im stammschließenden Kons. beim Verbum 251ff.
Weiler Orte 5.
welcher aus swelcher 218.
Wenden im deutschen Sprachgebiet 20.
wer aus swer 218.
wer, Flexion 337.
Wernher von Elmendorf 64.
Westböhmisch 52.
Westfälisch, Umlaut durch ein dem Vokal folgendes sk 132; anlautend wr, wl zu fr, fl 201; sk im In- und Auslaut 233; Vokalunterschied zwischen Sing. und Plural des Ind. Prät. 241; Rückumlaut bei der Flex. des Verbums 249.
Westfranken, Romanisierung 6.
Westfränkisch 7.
Westgermanisch, e (ë) 139; Wechsel zwischen Kons. u. Doppelkons. im Stammausgang der schw. j-Flexion 254.
Westmitteldeutsch 47.
Westschweiz, Sprachgrenze 8.
widar, Präfix, Betonung 107.
Williram 31.
wissen 246; Flexion 285.
wl zu l, zu fl 201.
wo aus swa 218.
Wolff, Christian 36.
Wolgagebiet, deutsche Ansiedler 26.
wollen, Flexion 281, 285
Wortakzent 99, 106ff.
Wortbetonung u. musikalischer Akzent 92.
Wortgrenze, Verschiebung der 198f.; Aufhebung der 200.
Wortton, Bezeichnung 80.
wr zu r, zu fr 201.
Würtemberg, Wahlen-Orte 12.
ww, as. und ahd. zu uw 203.

Z.

z aus kz 185.
ȝ, alte Spirans, Unterschied von s 228.
Zahlen, zusammengesetzte, Variabilität der Betonung 102.
Zeitmaß der Rede 87 ff.
zer, unbetontes Präfix 107.
Zillertaler Protestanten 46.
Zips, deutsche Sprachinsel, Mundarten 17, 53.
Zusammengesetzte Wörter, Betonung im Nhd. 115.
zwischen 230.
zwösche, mittelfränkisch 230.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Straßburg

mcmxi

Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

DEUTSCHE GRAMMATIK

GOTISCH, ALT-, MITTEL- UND NEUHOCHDEUTSCH

VON

W. WILMANNS

o. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn.

Erste Abteilung: **Lautlehre.** Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8°. 32 Bogen. 1911.

M 9.—, in Leinw. geb. *M* 10.—, in Halbfranz geb. *M* 11.50.

Zweite Abteilung: **Wortbildung.** Zweite Auflage. Gr. 8°. XVI, 671 S. 1899. Anastatischer Neudruck 1911.

M 12.50, in Leinwand geb. *M* 13.50, in Halbfranz geb. *M* 15.—.

Dritte Abteilung: **Flexion.** Erste Hälfte: Verbum. Erste und zweite Auflage. Gr. 8°. X, 315 S. 1906.

M 6.—, in Leinwand geb. *M* 7.—, in Halbfranz geb. *M* 8.—.

— — — — Zweite Hälfte: Nomen und Pronomen. Erste und zweite Auflage. Gr. 8°. VIII, S. 317—772. 1909.

M 9.—, in Leinwand geb. *M* 10.—, in Halbfranz geb. *M* 11.—.

„ . . . Es ist sehr erfreulich, dass wir nun ein Buch haben werden, welches wir mit gutem Gewissen demjenigen empfehlen können, der sich in das Studium der deutschen Sprachgeschichte einarbeiten will, ohne die Möglichkeit zu haben, eine gute Vorlesung über deutsche Grammatik zu hören: in Wilmanns wird er hierzu einen zuverlässigen, auf der Höhe der jetzigen Forschung stehenden Führer finden. Aber auch dem Studierenden, der schon deutsche Grammatik gehört hat, wird das Buch gute Dienste leisten zur Wiederholung und zur Ergänzung der etwa in der Vorlesung zu kurz gekommenen Partien. Jedoch auch der Fachmann darf die Grammatik von W. nicht unberücksichtigt lassen. Denn alle in Betracht kommenden Fragen sind hier mit selbständigem Urteil und unter voller Beherrschung der Literatur erörtert. . ."

W. B., Literarisches Centralblatt 1893 Nr. 40.

„Nach langer Pause ist die Fortsetzung der Wilmannsschen Grammatik erschienen, zur Freude der vielen Freunde des Buches. Und diese dritte Abteilung bringt eine Überraschung: nicht nur die Formen werden behandelt, sondern auch ihr Gebrauch. . . . Die Vorzüge der Wilmannsschen Grammatik sind bekannt. Überall gewahrt man den erfahrenen Lehrer, der in klarer Darstellung den vollkommen beherrschten Stoff dem Lernenden vermittelt und zwischen Sicherem und Unsicherem zu scheiden weiß. . . ."

Zeitschrift f. d. österreichischen Gymnasien 1907 Nr. 5.

„. . . On ne saurait donc trop recommander la lecture assidue de ce livre, non seulement aux germanistes de profession ou aux étudiants qui aspirent à le devenir, mais encore et surtout aux professeurs d'allemand de nos lycées et collèges."

Revue critique 1906 Nr. 39.

GRUNDRISS
DER
VERGLEICHENDEN GRAMMATIK
DER
INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.

KURZGEFASSTE DARSTELLUNG

der Geschichte des Altindischen, Altiranischen (Avestischen und Altpersischen) Altarmenischen, Altgriechischen, Albanesischen, Lateinischen, Umbrisch-Samnitischen, Altirischen, Gotischen, Althochdeutschen, Litauischen und Altkirchenslavischen.

von **KARL BRUGMANN**
ord. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft in Leipzig.

und **BERTHOLD DELBRÜCK**
ord. Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachkunde in Jena.

I. Band: EINLEITUNG UND LAUTLEHRE von **Karl Brugmann**, Zweite Bearbeitung. 1. Hälfte (§ 1—694). Gr. 8°. XL, 628 S. 1897. *M* 16.—.

— — — 2. Hälfte (§ 695—1084 und Wortindex zum 1. Band). Gr. 8°. IX u. S. 623—1098. 1897. *M* 12.—.

II. Band: LEHRE VON DEN WORTFORMEN UND IHREM GEBRAUCH von **Karl Brugmann**, Zweite Bearbeitung, I. Teil. Gr. 8°. XIV, 685 S. 1906. *M* 17.50, in Halbfranz geb. *M* 20.—.

— — — II. Teil. 1. Lieferung. Gr. 8°. 428 S. 1909. *M* 11.—.

— — — — — 2. Liefg. Gr. 8°. XXII u. S. 429—997. 1911. *M* 16.—.

Preis des vollständigen II. Teils: Gr. 8°. XXII, 997 S. 1911. Geheftet *M* 27.—, in Halbfranz geb. *M* 30.—.

(Der III. Teil des II. Bandes befindet sich in Vorbereitung.)

III. Band: SYNTAX von **B. Delbrück**. 1. Teil. Gr. 8°. VIII, 774 S. 1893. *M* 20.—, in Halbfranz geb. *M* 23.—.

IV. Band: — — 2. Teil. Gr. 8°. XVII, 560 S. 1897. *M* 15.—, in Halbfranz geb. *M* 18.—.

V. Band: — — 3. (Schluss-) Teil. Mit Indices (Sach-, Wort- und Autoren-Index) zu den drei Teilen der Syntax von C. Cappeller. Gr. 8°. XX, 606 S. 1900. *M* 15.—, in Halbfranz geb. *M* 18.—.

Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Auf Grund des fünfbändigen „Grundrisses der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von K. Brugmann und B. Delbrück" verfaßt von **Karl Brugmann.**

1. Lieferung: *Einleitung und Lautlehre.* Gr. 8°. VI, 280 S. 1902 *M* 7.—, geb. *M* 9.—.
2. Lieferung: *Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch.* Gr. 8°. VIII und S. 281—622 mit 4 Tabellen. 1903. *M* 7.—, geb. *M* 8.—.
3. (Schluß-)Lieferung: *Lehre von den Satzgebilden und Sach- u. Wörterverzeichnis.* Gr. 8°. XXII und S. 623—774. 1903. *M* 4.—, geb. *M* 5.—.

Zusammen in einen Band geheftet *M* 18.—, gebunden in Leinwand *M* 19 50, gebunden in Halbfranz *M* 21.—.

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

K. von AMIRA, O. BEHAGHEL, D. BEHRENS, H. BLOCH, A. BRANDL, O. BREMER, E. EINENKEL, V. GUDMUNDSSON, H. JELLINGHAUS, KR. KALUND, FR. KAUFFMANN, F. KLUGE, R. von LILIENCRON, K. LUICK, J. A. LUNDELL, J. MEIER, E. MOGK, A. NOREEN, J. SCHIPPER, H. SCHÜCK, TH. SIEBS, E. SIEVERS, W. STREITBERG, B. SYMONS, F. VOGT, PH. WEGENER, FR. WILHELM, J. TE WINKEL, J. WOLF

HERAUSGEGEBEN

von

HERMANN PAUL

ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität München.

DRITTE VERBESSERTE UND VERMEHRTE AUFLAGE.

Der „Grundriß" hat in der 3. Auflage eine andere äußere Gestalt erhalten. Es werden kleinere Einzelbände geschaffen, die einen oder zwei dem Stoffe nach zusammengehörige Beiträge enthalten. Das Format der Bände ist kleiner, der Druck ist übersichtlicher und leichter lesbar.

Durch diese Neueinteilung werden die Sonderausgaben überflüssig, da jeder Band zu verhältnismäßig niedrigem Preise einzeln käuflich ist.

Von der neuen Auflage des Grundrisses werden zunächst die folgenden Bände erscheinen; die mit einem * bezeichneten liegen fertig vor.

Sprachgeschichte.

*1. Die Elemente des Gotischen. Eine erste Einführung in die deutsche Sprachwissenschaft von Friedrich Kluge, 8°. VIII, 133 S. 1911. Geheftet ℳ 2.25, in Leinwand gebunden ℳ 3.—.
2. Das Urgermanische von Friedrich Kluge.
*3. Geschichte der deutschen Sprache von Otto Behaghel. 8°. IX, 354 S. 1911. Mit einer Karte. Geheftet ℳ 6.—, in Leinwand gebunden ℳ 7.—.
4. Geschichte der nordischen Sprachen von Adolf Noreen.
5. Geschichte der englischen Sprache von Friedrich Kluge.
6. Geschichte der niederländischen Sprache von J. te Winkel; Geschichte der friesischen Sprache von Th. Siebs.

Die Bände II und III der 2. Auflage des Grundrisses können noch für einige Zeit vollständig geliefert werden.

Band II, 1. Abteilung: enthaltend die literaturgeschichtlichen Darstellungen. Geh. ℳ 23.—; geb. ℳ 26.—;

Band II, 2. Abteilung: Metrik. Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 6.—;

Band III: Wirtschaft, Recht, Kriegswesen, Mythologie, Sitte, Kunst, Heldensage, Ethnographie. Geh. ℳ 16.—, geb. ℳ 18.50.

Prospekte stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge
Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Siebente verbesserte und vermehrte Auflage.

Lex. 8°. XVI, 519 S. 1910. Geh. ℳ 9.—, in Leinwand geb. ℳ 10.20, in Halbfranz geb. ℳ 11.—.

Kluges Wörterbuch ist im Jahre 1883 erstmals erschienen; es hat also im Jahre 1908 sein 25jähriges Jubiläum feiern können. Der Erfolg der bis jetzt erschienenen sieben Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zuteil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung, den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und die slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine sichere Verwandtschaft festzustellen vermag.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen und Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Forschungen der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur siebenten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 346 (6. Aufl. 280); B: von 378 auf 608 (6. Aufl. 520); D: von 137 auf 238 (6. Aufl. 200); E: von 100 auf 202 (6. Aufl. 160); F: von 236 auf 454 (6. Aufl. 329). Diese Vermehrung ist in gleicher Weise auch bei den übrigen Buchstaben angestrebt worden.

Deutsches Fremdwörterbuch

Von

Hans Schulz

Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br.

Erste bis dritte Lieferung: A—Gendarm.

Lex. 8°. je 5 Bogen. Subskriptionspreis für die Lieferung ℳ 1.50.

Das Werk wird etwa 8 Lieferungen von je 5 Bogen Lex. 8° umfassen.

Das Werk versucht zum ersten Male eine lexikalische Behandlung der in unsere Sprache aufgenommenen Fremdwörter nach den Grundsätzen der modernen Wortforschung. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, für jedes Wort die Quelle und die Zeit der Entlehnung zu ermitteln, seinen ursprünglichen Geltungsbereich festzustellen und unter Darlegung des historischen Belegmaterials seine Entwicklung im deutschen Sprachgebrauch zu veranschaulichen. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die lebende und allgemein gebräuchliche Sprache zu fassen und eingehend zu behandeln.

„Das lang ersehnte geschichtliche Fremdwörterbuch tritt endlich in Erscheinung, nicht im Zusammenarbeiten mehrerer, nicht als Ertrag einer langen Lebensarbeit, sondern dank der Tatkraft, dem mutigen Zugreifen eines jugendfrischen Mannes. Schulz will allerdings nicht ein Seitenstück zum Deutschen Wörterbuch bieten, seine Arbeit ist vielmehr auf ein einbändiges Werk berechnet. Es sollen nur die wirklich lebendigen Fremdwörter behandelt werden und nur die, die der allgemein gebräuchlichen Sprache angehören; Veraltetes, wie das große Heer der technischen Ausdrücke, scheidet also aus. Was Schulz innerhalb dieser Grenzen geleistet hat, ist ganz vortrefflich. Auswahl, Anordnung, Darstellung sind durchaus zweckentsprechend und geschickt; musterhafte Knappheit verbindet sich mit großem Reichtum . . . Die Ausstattung des Buches ist durchaus erfreulich. Hoffentlich liegt das Ganze recht bald vollendet vor uns."

Prof. Dr. O. Behaghel *im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie XXII. Jahrgang 1911 Nr. 1.*

„Bei dem neuen Fremdwörterbuche von H. Schulz haben wir es ohne Zweifel mit einer sehr tüchtigen Arbeit zu tun, die auf gründlichen Studien beruht, gewaltigen Fleiß und große Sorgfalt bekundet und nach ihrer ganzen Beschaffenheit dazu berufen ist, eine Lücke auszufüllen; denn sie bildet eine wertvolle Ergänzung nicht nur zu deutschen Wörterbüchern wie dem Grimmschen, dem von Weigand und von Sanders oder dem etymologischen Fr. Kluges, sondern auch zu den bisherigen Fremdwörterbüchern. . . . Wir können am Schluß nur unser am Anfange ausgesprochenes Urteil wiederholen, daß das Werk — trotz mancher Wünsche, die man im einzelnen noch haben kann — einen vortrefflichen Eindruck macht und vielleicht einmal dazu bestimmt ist, das Fremdwörterbuch der Zukunft zu werden."

Prof. Dr. O. Weise in Zeitschrift für deutsche Mundarten, Bd. VI.

„. . . Das Buch wird eine tüchtige Leistung werden und eine Lücke in unserer germanischen Lexikographie ausfüllen."

Literarischer Handweiser. 1911. Nr. 3.

Wörterbuch-Bibliothek.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Lex. 8°. XVI, 519 S. 1910.
Geh. ℳ 9.—, in Leinwand geb. ℳ 10.20, in Halbfranz geb. ℳ 11.—.

Deutsches Fremdwörterbuch von Hans Schulz, Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br. 1. bis 3. Lieferung: A—Gendarm.
Subskriptionspreis für die Lieferung ℳ 1.50.
Das Werk wird ca. 8 Lieferungen à ca. 5 Bogen Lex. 8°. umfassen.

Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache. Auf geschichtlichen Grundlagen. Mit einer systematischen Einleitung. Von *Alfred Schirmer.* Lex. 8°. LI, 217 S. 1911. Geh. ℳ 6.50, gebunden ℳ 7.50.

Schlagwörterbuch. Von Otto Ladendorf. 8°. XXIV, 365 S. 1906.
Geh. ℳ 6.—, in Leinwand geb. ℳ 7.—.

Schelten-Wörterbuch. Die Berufs-, besonders Handwerkerschelten und Verwandtes. Von Dr. Heinrich Klenz. 8°. VIII, 159 S. 1910.
Geh. ℳ 4.—, in Leinwand geb. ℳ 5.—.

Pennälersprache. Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch. Von Rudolf Eilenberger. 8°. VIII, 68 S. 1910. Geh. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.30.

Die deutsche Druckersprache. Von Dr. Heinrich Klenz. 8°. XV, 128 S. 1900. Geh. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.50.

Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius. Von E. Göpfert. 8°. IV, 107 S. 1902. (Beiheft zum III. Band der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung".) ℳ 3.—.

Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. Von Friedrich Kluge. I. Rotwelsches Quellenbuch. Gr. 8°. XVI, 495 S. 1901. ℳ 14.—.

Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. Von Hugo Suolahti. Gr. 8°. XXXIII, 540 S. 1909.
Geh. ℳ 16.—, geb. ℳ 17.—.

Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch. Mit Benützung der Sammlungen Johann Wolffs herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.
Erster Band: 1.—3. Lieferung. Bearbeitet von Adolf Schullerus. Lex. 8°. Je 10 Bogen. Je ℳ 4.—. — Zweiter Band: 1. Lieferung. Bearbeitet von Georg Keintzel und Adolf Schullerus. Lex. 8°. 10 Bogen. ℳ 4.—.

Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Von E. Martin und H. Lienhart.
Erster Band. Lex. 8°. XVI, 800 S. 1899. Geh. ℳ 20.—, in Halbfranz geb. ℳ 22.50. — Zweiter Band. Mit einem alphabetischen Wörterverzeichnis und einer Mundartenkarte von Hans Lienhart. Lex. 8°. IV, 1160 S. 1907.
Geh. ℳ 32.—, in Halbfranz geb. ℳ 35.—.

Allgemeine Bücherkunde

zur neueren deutschen Literaturgeschichte

Von

Robert F. Arnold

a. o. Univ.-Prof., Kustos der k. k. Hof-Bibliothek in Wien.

8°. XIX, 354 S. 1910. Geheftet ℳ 8.—, in Leinwand gebunden ℳ 9.—.

„Dieses Werk gehört zu den Büchern, die wirklich einmal eine vorhandene Lücke ausfüllen und den Bestand unserer Hilfsmittel um ein höchst nützliches Glied erweitern. Aus der Praxis erwachsen, ist es auch in besonderem Sinne praktisch gestaltet worden, zumal der Verfasser reiche bibliothekarische Erfahrung mit literarhistorischer Kritik aufs glücklichste vereinigte.... Alles in allem erscheint der Inhalt des Buches so wohlerwogen und so gewissenhaft überprüft, ist die Anordnung und der Druck so klar und übersichtlich, daß es den zu stellenden Anforderungen aufs beste entspricht. Und wenn der Verfasser die mühevolle Arbeit mit einem Seufzer der Erleichterung beschließt, so mag ihn das Bewußtsein trösten, durch sein schönes Buch den Nachstrebenden wie den Fachgenossen einen guten Dienst geleistet zu haben."

Dr. Otto Ladendorf in Zeitschrift f. d. dt. Unterricht 24. Jahrg., Heft 11.

„... Wir dürfen ihm aufrichtig dankbar sein für sein mühevolles und entsagungsreiches Wirken in dieser Hinsicht, denn er hat etwas geschaffen, was notwendig war, und es zugleich so praktisch ausgeführt, daß es jedem ernst Strebenden willkommen sein muß. Man begrüßt mit Freude Kapitel, die auf den ersten Blick nicht notwendig erscheinen könnten, aber gerade deshalb so wünschenswert waren, weil sie dem Forscher nicht täglich, dafür mitunter umso nötiger sind, betreffen sie doch Grenzgebiete, die ihm nicht so vertraut, oft sogar fremd bleiben, die er trotzdem gelegentlich rasch überblicken möchte, um zu sehen, ob sie ihm etwas Einschlägiges bieten dürften. War er bisher darauf angewiesen, freundnachbarliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, so kann er sich jetzt bei Arnold ohne weiteres Rats erholen, denn er findet in der „Bücherkunde" nicht ein trockenes Verzeichnis von Titeln, mit dem ihm verhältnismäßig wenig gedient wäre, sondern kurze Charakteristiken, scharf gefaßte Urteile, Hinweise auf Mängel und Vorzüge der verzeichneten Bücher. Ein so durchaus praktisches Buch kann kein Literaturfreund entbehren."

Hofr. Prof. Dr. Rich. M. Werner in der „Zeit" vom 29. Januar 1911.

Bibliographie der Deutschen Bühnen

seit 1830

von

Robert F. Arnold

a. o. Univ.-Prof., Kustos-Adjunkt der k. k. Hof-Bibliothek in Wien.

Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. 57 S. 1909. ℳ 1.60.

„... Das kleine Nachschlagebuch zeichnet sich gleich allem, was Arnold uns beschert hat, durch größte Zuverlässigkeit und völlige Beherrschung des Stoffes aus."

Berliner Tageblatt.

MYTHOLOGIE

der

GERMANEN

Gemeinfaßlich dargestellt

von

Elard Hugo Meyer,
Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Mit einer Deckenzeichnung von Professor Wilhelm Trübner.

8°, XII, 526 Seiten, 1903. Preis geheftet M. 8.50, gebunden M. 10.—.

Inhalt: Vorwort. — 1. Kapitel: Die Quellen der germanischen Mythologie. — 2. Kapitel: Der Seelenglaube. — 3. Kapitel: Der Alpglaube. — 4. Kapitel: Die Elfen. — 5. Kapitel: Die Riesen. — 6. Kapitel: Die höheren Dämonen. — 7. Kapitel: Das Götterleben und der Götterdienst. — 8. Kapitel: Die einzelnen Götter. — 9. Kapitel: Die einzelnen Göttinnen. — 10. Kapitel: Das Christentum in der nordischen Mythologie. — Anmerkungen. — Register.

. . . Jetzt nun legt M. ein neues großes mythologisches Werk vor, das anders wie sein erstes „durch die Schilderung zu wirken versucht und den Gebildeten zu freiem Genuß wissenschaftlicher Erkenntnis einlädt". Damit ist seine Anlage und sein Zweck treffend genug gekennzeichnet, und die Ausführung entspricht ganz vorzüglich den Absichten des Verf.s. In klarer, übersichtlicher, allgemein verständlicher, stets psychologisch begründender Form behandelt er meisterhaft, ohne auf weniger wichtige Sonderfragen oder auf Streitigkeiten in der Gelehrtenwelt einzugehen, seinen Stoff in zehn Kapiteln. . . .

. . . Von den nicht ausschließlich für die Wissenschaft bestimmten Darstellungen der germanischen Mythologie halten wir dieses Werk M.s für die beste, und wir wünschen mit dem Verf., daß es ihm gelingen möge, etwas genauere Kenntnis von dem religiösen Leben unserer heidnischen Vorzeit in recht weite Kreise der Gebildeten unseres Volkes zu tragen. Selbstverständlich muß sich auch jeder Fachmann mit diesem neuen Buche vertraut machen und abfinden, und die studierende Jugend dürfte ebenso mit mehr Genuß und Vorteil zu ihm als zu M.s älterem Buche greifen, zumal durch einen reichen Anhang von Anmerkungen mit Literatur- und Quellenangaben für alle gesorgt ist, die einzelnen Fragen näher nachzugehen wünschen. Ein sorgfältiges, reichhaltiges Register ermöglicht auch die Benutzung des gediegen ausgestatteten Werkes zu Nachschlagezwecken.

Literarisches Centralblatt. 1903. Nr. 42.

Deutsche Volkskunde.

Von

Elard Hugo Meyer.

Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br.

Mit 17 Abbildungen und einer Karte.

8°. VIII, 362 S. 1898. Geheftet ℳ 6.—, in Leinwand gebunden ℳ 6.50.

Inhalt: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch; V. Die Volkssprache und die Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen.

Probe der Abbildungen.

Fig. 11. Der Gößhof in Oberried bei Freiburg i. B.

« . . . Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs bloss Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht . . .

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unsern Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt . . . Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische, grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet . . .

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That». *Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.*

HISTORISCHE
NEUENGLISCHE GRAMMATIK

VON

DR. WILHELM HORN

AO. PROFESSOR DER ENGLISCHEN PHILOLOGIE
AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN.

I. TEIL: LAUTLEHRE.

MIT EINER KARTE.

Gr. 8°. XVI, 239 S. 1908. Geheftet ℳ 5.50, in Leinwand gebunden ℳ 6.—.

„ . . . Die jüngsten und bekanntesten Leistungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Sprachforschung sind Sweets „New English Grammar" und Kaluzas „Historische Grammatik der englischen Sprache". Zu diesen Hilfsmitteln tritt nun Horns Historische neuenglische Grammatik hinzu. Der erste Teil dieses Werkes enthält eine übersichtliche Darstellung der Entwicklung der Qualität und Quantität der englischen Laute, wobei von der Sprache Chaucers ausgegangen wird. In Aussprachefragen hat der Verfasser Gelehrte aus verschiedenen Teilen des englischen Sprachgebietes zu Rate gezogen. Auf Einzelheiten soll hier um so weniger eingegangen werden, als es gerade im Englischen besonders schwer ist, in jedem Falle die beste Aussprache fest zu bestimmen. So wird z. B. für *again* die Aussprache mit kurzem und mit diphthongischem *e* im allgemeinen als gleichwertig hingestellt, während mancher die letztere Aussprache als die bessere bezeichnet. Einige verlangen einen Unterschied in der Aussprache des *w* in *which* und *with* auch fürs Südenglische, andere nicht. Das *t* in *often*, das die Grammatik (auch Horn, S. 148) für stumm erklärt, wird in sorgfältiger Aussprache oft gehört. Horns vorzügliche Arbeit ist allen, die tiefer in die Kenntnis des heutigen Englisch eindringen wollen, aufs wärmste zu empfehlen. . . . " *Neue Philologische Rundschau 1908 Nr. 20.*

„ . . . Ce livre sera, outre son intérêt pour l'histoire de la langue, précieux au point de vue pratique pour l'enseignement de l'anglais; le professeur ou l'étudiant trouvera ici, en se reportant à l'index des mots cités, un guide parfaitement sûr pour la prononciation." *Revue critique 9 Sept. 1908.*

TYPES OF STANDARD SPOKEN ENGLISH
AND ITS CHIEF LOCAL VARIANTS

TWENTY-FOUR PHONETIC TRANSCRIPTS FROM
"BRITISH CLASSICAL AUTHORS" OF THE XIXTH CENTURY
(HERRIG-FOERSTER, VOL. II.)

BY

MARSHALL MONTGOMERY, M.A.

8°. 80 S. 1910. Geh. ℳ 2.—, kartoniert ℳ 2.25.

Geschichte
der
Altenglischen Literatur.

Von

Alois Brandl.

I. Teil:

Angelsächsische Periode bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Lex. 8°. IV, 204 S. 1908. Geh. ℳ 4.80, gebunden ℳ 5.60.

Sonderabdruck
aus der zweiten Auflage von Paul's Grundriß der germanischen Philologie.

Geſchichte
der
Engliſchen Litteratur

von **Bernhard ten Brink.**

Erſter Band: Bis zu Wiclifs Auftreten. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Alois Brandl,** Profeſſor an der Univerſität Berlin. 8°. XX, 520 S. 1899.
Geheftet ℳ 4.50, in Leinwand geb. ℳ 5.50, in Halbfranz geb. ℳ 6.50.

Zweiter Band: Bis zur Reformation. Herausgegeben von **Alois Brandl.** 8°. XV, 647 S. 1893.
Geheftet ℳ 8.—, in Leinwand geb. ℳ 9.—, in Halbfranz geb. ℳ 10.—.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV u. S. 353—647. 1893. ℳ 5.—.

Shakſpere

Fünf Vorleſungen aus dem Nachlaß
von **Bernhard ten Brink.**

Mit dem Medaillon-Bildnis des Verfaſſers in Lichtdruck.

Dritte durchgeſehene Auflage.

Kl. 8°. VIII, 149 S. 1907. Geh. ℳ 2.—, in Leinwand gebunden ℳ 2.50.

„Bedarf es eines Beispiels für die Art von Wissenschaft, wie wir sie uns denken, so sei nur im Augenblick auf das köstliche Buch über „Shakespeare" verwiesen, das aus dem Nachlasse von ten Brink, eines der hervorragendsten Gelehrten unserer Zeit, durch die Sorgfalt Edward Schröders zugänglich geworden ist. Was psychologische Synthese und nachfühlende Aesthetik zu leisten vermag, darüber belehrt dieses kleine Werk besser, als es der weitläufigsten Theorie gelänge."

Anton E. Schönbach, Vom Fels zum Meer 1893/94 Heft 1.

Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie. Von *Sophus Müller*. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von *Otto Luitpold Jiriczek*. Mit 3 Tafeln in Farbendruck und 160 Abbildungen im Text. 8°. VIII, 204 S. 1905. Geh. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.—.

Nordische Altertumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinfaßlich dargestellt von Dr. *Sophus Müller*. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Dr. *Otto Luitpold Jiriczek*.

I. Band: Steinzeit, Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. 8°. XII, 472 S. 1897.
Geheftet ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 11.—.

II. Band: Eisenzeit. Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 8°. VI, 324 S. 1898. Geheftet ℳ 7.—, in Leinwand geb. ℳ 8.—.

Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas. Von *O. Schrader*. Lex. 8°. XL, 1048 S. 1901. Geh. ℳ 27.—, in Halbfranz geb. ℳ 30.—.

„... Allzu lange habe ich die geduld des lesers in anspruch genommen, möchte es mir wenigstens in etwas gelungen sein, in ihm die überzeugung zu erwecken, daß jeder philologe, auch jeder anglist, der sein fach nicht mit rein ästhetisch-psychologischer litteraturbetrachtung erschöpft hält, fortan Schrader's reallexikon zu den unentbehrlichen handbüchern wird zählen müssen, die er stets nah zur hand zu haben wünscht. Wir dürfen von dem werke mit dem stolzen gefühle scheiden, dass hier wieder deutschem fleisse und deutscher wissenschaft ein monumentalwerk gelungen ist, das von der gesamten wissenschaftlichen welt als ein *Standard Work* auf unabsehbare zeit mit dankbarkeit und bewunderung für den verfasser benutzt werden wird."

Max Förster im Beiblatt zur Anglia 1902 Nr. VI.

Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Von *Herman Hirt*.

Erster Band: Mit 47 Abbildungen im Text. Gr. 8°. X, 407 S. 1905.
Geheftet ℳ 9.—; in Leinwand gebunden ℳ 10.—.

Zweiter Band: Mit 4 Karten und 9 Abbildungen im Text. Gr. 8°. VII und S. 409—771. 1907.
Geheftet ℳ 9.—; in Leinwand gebunden ℳ 10.—.

Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Von *Johannes Hoops*. Mit acht Abbildungen im Text und einer Tafel. 8°. XVI, 689 S. 1905. Geheftet ℳ 16.—, in Leinwand gebunden ℳ 17.50.

Das altdeutsche Handwerk. Aus dem Nachlaß von *Moriz Heyne*. Mit dreizehn Abbildungen im Text und einer Tafel. 8°. XIV, 218 S. 1908.
Geheftet ℳ 6.—, in Leinwand gebunden ℳ 7.—.

Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande. Von *Dr. Robert Forrer*. Mit 555 Münzabbildungen, 48 Tafeln und Karten. Lex. 8°. XI, 373 S. 1908. Geheftet ℳ 24.—, in Leinwand geb. ℳ 26.—.

An Nordischen Königshöfen zur Vikingerzeit. Von Prof. Dr. *E. Dagobert Schoenfeld*. 8°. VIII, 372 S. 1910. Geh. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Soeben erschien:

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde

Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten

herausgegeben von

Johannes Hoops

ord. Professor an der Universität Heidelberg.

Erster Band, erste Lieferung: A—Backwerk.

Lex. 8°. XI, 152 S. 1911. Mit 26 Abbildungen und 11 Tafeln.

Subskriptionspreis ℳ 5.—.

DAS REALLEXIKON gibt eine von Spezialforschern bearbeitete lexikalische Gesamtdarstellung der Kultur der germanischen Völker bis etwa zum Ende des ersten Jahrtausends. Es werden alle diejenigen Tatsachen behandelt, die nicht bloß für die betreffende Einzelwissenschaft von Interesse, sondern auch für die verwandten Disziplinen wissenswert und belangreich sind.

Die Publikation des Werkes erfolgt in Lieferungen mit zahlreichen Tafeln und Textabbildungen. — Der Subskriptionspreis für jede Lieferung von ca. 8—10 Bogen nebst Tafeln und Abbildungen einschließlich der Tafeln beträgt 5 Mark. Der Verlag behält sich jedoch das Recht vor, später für neuhinzutretende Bezieher den Preis zu erhöhen.

Das ganze Werk ist auf ca. 140 Bogen Lex. 8° berechnet und wird in drei Bände geteilt.

Ausführliche Prospekte stehen gerne zur Verfügung.

Die Renaissance. Historische Szenen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue durchgesehene und verbesserte Ausgabe. 5. bis 7. Tausend. 8°. XXXIX, 361 S. 1908. Preis geheftet ℳ 5.—, geb. in Leinwand ℳ 6.50, in Halbpergament ℳ 8.—.

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von *Miguel de Cervantes Saavedra.* Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von *Ludwig Braunfels.* Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Vier Bände. Jeder Band ca. 400 Seiten. 1905. Gebunden in Leinwand ℳ 3.50, in Halbpergament ℳ 5.— pro Band.

David Friedrich Strauß von *Theobald Ziegler.*

Erster Teil (1808—1839). Mit einem Jugendbild von Strauß in Heliogravüre. 8°. XIX, 324 Seiten. 1908. Geheftet ℳ 4.—, in Leinwand geb. ℳ 5.—.

Zweiter Teil (1839—1874). Mit einem Bild von Strauß aus seinem 58. Lebensjahr in Heliogravüre. 8°. Seiten 325—777. 1908. Geh. ℳ 6.—, in Leinwand geb. ℳ 7.—.

Unterricht und Demokratie in Amerika. Die Quellen der öffentlichen Meinung, das College, die Universitäten, Studentenleben, Schule und Kirche in den Vereinigten Staaten. Von *Benjamin Ide Wheeler*, Präsident der University of California, Inhaber der Roosevelt-Professur an der Universität Berlin, W.-S. 1909/10. Vorlesungen gehalten an der Berliner Universität. Gr. 8°. VIII, 295 Seiten. Geheftet ℳ 5.—, in Halbpergament gebunden ℳ 6.—.

Inhalt: Die öffentliche Meinung. — Sprache und Rasse. — Optimismus und Fatalismus. — Die elastische Perspektive. — Das amerikanische College. — Die Gestaltung des College. — Die Umgestaltung des College — Das heutige College. — Die großen Colleges und ihr Verhältnis zu den kleinen. — Frauen-Colleges. — Coeducational Colleges. — Die Universitäten. — Die Staats-Universitäten. — Verwaltung und Finanzen der Colleges. — Studentenleben. — Die Mittleren Schulen. — Die "Public Schools". — Die Elementarschulen. — Die Kirchen. I. Trennung vom Staate — Die Kirchen. II. Gegenwärtige Verhältnisse. — Die Presse. — Politik — Register.

Minerva. Handbuch der gelehrten Welt. Bearbeitet von Dr. *G. Lüdtke* und *F. Beugel.* Erster Band: Die Universitäten und Hochschulen usw., ihre Geschichte und Organisation. Mit dem Bildnis von Professor Dr. Eduard Suess, Präsidenten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 16°. VIII, 627 S. 1911. Preis in Halbpergament geb. ℳ 10.—.

Das Minerva-Handbuch I bildet einerseits eine notwendige Ergänzung zum „Jahrbuch", ist aber anderseits ein selbständiges Werk. Es behandelt die Geschichte, Organisation und Verfassung der Universitäten und Hochschulen der Welt, soweit direkte Nachrichten von diesen zu erlangen waren. Der Stoff ist nach Möglichkeit so gruppiert, daß die Vergleichung zwischen den Unterrichtsverhältnissen der einzelnen Länder erleichtert wird. Die Einleitungen zu den Darstellungen der verschiedenen Gruppen sind möglichst knapp, aber erschöpfend behandelt. Ein Buch zum Nachschlagen, zum Vergleichen, zur Erweiterung des Verständnisses der Kultur der einzelnen Völker.

PF
3075
B44
1911

Behaghel, Otto
Geschichte der deutschen Sprache. 3. vollständig umgearb. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY